der Weg

EL SENDERO

REVISTA MENSUAL CULTURAL

III, Nº 7

Correo Argentino | Suc. 26 | TARIFA REDUCIDA Concesión 3638
FRANQUEO PAGADO Concesión 4365

Puppenklinik
SPIELWAREN — PUPPEN
★
CASA SCHILL
TACUARI 469
T. E. 38 - 4374

Pelzhaus W. Rolle
DEUTSCHER KÜRSCHNERMEISTER
●
T. E. 73 Pampa 6790
PINO 2408 (Virrey del Pino)

Gute und haltbare Damen- und Kinderunterwäsche von 1—14 Jahren
Komplette Babyausstattung
Handgearbeitete Schürzen und Decken.
Casa Annamy
MONROE 2495 T. E. 76 - 5070

Schwäbischer Gold- u. Silberschmied
Casa Josef Herrmann
Eigene Werkstätte zur Herstellung und Reparatur aller ins Fach schlagenden Arbeiten.
Gediegene deutsche Handwerkskunst
Kaufe Platin, Gold, Silber und Brillanten auf eigene Verarbeitung
ESMERALDA 836 T. E. 31 - 6181

Hotel Viena
Bestbekanntes Haus für Familien
WILLY SCHECKENBACH
LAVALLE 368 T. E. 31 - 2333

Das beste Haus für
Dauerwellen
SALON ALFREDO
LAVALLE 1451 T. E. 38 - 3936

Büro-Möbel
Große Auswahl
CASA REICHE
EXPOSICION BOSTON
SARMIENTO 337 BUENOS AIRES
T. E. 31 - 3136

SCHOKOLADE
PRALINEN
KAKAO
Uhlitzsch
SARMIENTO 501 ECKE SAN MARTIN

"INDUSTRIALES UNIDOS"
Argentinische Versicherungsgesellschaft
FEUER - AUTOMOBIL - KRISTALL - INDIVIDUALVERSICHERUNGEN
EINBRUCH - DIEBSTAHL - ARBEITERUNFALL
(Industrie und Landwirtschaft)
Unverbindliche Auskunft!

Diagonal Norte 885 (Entre piso)
T. E. 34 Defensa 5601-2 Buenos Aires

der Weg

Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau

3. JAHRGANG · JULI 1949 · 7. HEFT

IM DÜRER-VERLAG - BUENOS AIRES

Wir dürfen nicht getröstet werden wollen, sondern wir müssen freimütig zu erkennen streben; und Erkenntnis ist nicht Buße und Zerknirschung. Wir müssen mit der Würde dessen, der sich einem einschmeichelnden Glauben hingegeben hatte, uns unseres innern Wertes schaffend bewußt bleiben und ohne Selbsterniedrigung verstehen lernen, weshalb der Haß einer ganzen Welt auf uns geladen werden konnte.

Wer da meint, er stehe am Grabe des deutschen Volkes, der versündigt sich am deutschen Volk, dessen Eigenart den Weg zur reifen Größe finden muß, wie jede Kraft ihren Weg durch Widerstände hindurch findet. — So ist auch jetzt in unserer schwersten Not diese Lebensgewißheit unser wertvollster Besitz. Wir haben unsere Glaubenswilligkeit bitter erprobt und hart überwunden. Aus dem Schoße dieser Not müssen für das deutsche Wesen Werte brechen, vergleichbar den Lebenswerten des deutschen Reformationszeitalters.

ERWIN GUIDO KOLBENHEYER
("WEM BLEIBT DER SIEG?", 1919)

der Weg

EL SENDERO

Registro Nacional Prop. Intelec. N. 291.246
Queda hecho el depósito que señala la ley

Originalbeiträge: *Nachdruck bei vorheriger Einholung der Verlagszustimmung und genauer Quellenangabe gestattet. **Nachdruck verboten.

Artículos originales: *La reproducción es permitida previa autorización del Editor y con la indicación de su fuente. **Reproducción prohibida.

INHALT DIESES HEFTES

Canto a la Argentina! Rubén Darío 479
***Aus der Rundfunkansprache von Professor Baumgarten** 480
****Goethe und seine Verwendung einiger Frühformen unserer Poesie,** von Prof. Dr. Hans Naumann, Bonn 483
***Der Prozeß Kolbenheyer,** von Eberhard Fritsch 489
Ein Brief an Erwin Guido Kolbenheyer, von Hans Grimm 498
***Olav Gulbransson,** von Heinz Steguweit 500
****Geschichten aus dem alten Wien,** von Alfons v. Czibulka 503
Eine Heimkehr, von Josefa Berens-Totenohl 506
****Das Labyrinth,** von Josef Magnus Wehner 510
****Was haben wir denn für Augen,** von Bruno Brehm 512
****Das rettende Wort,** von Willi Schäferdiek 515
***Zum Tode des Guayaki-Forschers F. C. Mayntzhusen,** von Thomas Kopp 517
***125 Jahre deutsche Mitarbeit in Brasilien,** von Pastor Erich Knaepper 521
Treue zur Ueberlieferung, von Pater Balduino Rambo S. J. 523
****Die tausend Gesichter Iberoamerikas,** von Carl Freiherr v. Merck 524
****Begegnung mit dem Vielfraß,** von Dr. Herbert Freiherr v. Stackelberg 527
***Eine neue deutsche Rheinbrücke** .. 531
***Das Ende einer Zeitungsente** 532

Frauen werken und wissen:
****Der verlorene Engel,** von Otto Brües 533
***Das Opfer,** von Margarete Butt-Ahmling 535
***Adoptionen in Deutschland,** von Else Neitzel 536
***Aus dem Brief einer Berlinerin** 538
***Land und Leute im „Deutschland-Jahrbuch 1949",** von Prof. Dr. Herbert Freudenthal 539
***Der Sowjetpakt (II),** von Dr Kleist 545
***Die Farce der deutschen Demokratie,** von Hans Rechenberg 548
***Der Staat und das Individuum im Völkerrecht,** von Dr. Max Hochleitner 550
****Die politische Situation Frankreichs,** von Jacques Delain 552
***Der Ferne Osten (IV),** von O. Kühn 558
***Die Vereinigten Staaten von Brasilien (I),** von K. G. 563
***Das wollen wir nicht vergessen (II)** 565
***Das Weltgeschehen** .. 566
***Die Rundschau** 570
***Wir stellen fest** 575

VERLAGSMITTEILUNG

Gern hätten wir unseren Lesern die Erweiterung unserer Zeitschrift auf 104 Seiten zum Geschenk gemacht, die schwierigen Wirtschaftsverhältnisse im Verlagswesen gestatten dies jedoch nicht. Wir mußten den Preis des Einzelheftes, wie wir es im vorigen Heft bereits mitteilten, nunmehr mit m$n 3.— festsetzen.

Einige andere Währungen:

	U$S	Sfr.	Cr. $	Chil. $	Lire
Einzelheft	0.75	2.50	16.50	35.—	350.—
Halbjahresabonnement (6 Hefte) ...	4.50	15.—	99.—	200.—	2100.—
Jahresabonnement (12 Hefte)	8.25	27.50	180.—	360.—	3850.—

Die Belastung durch den verstärkten Umfang und die technische Bereicherung ist jedoch so groß, daß wir auch diejenigen Abonnenten bitten, deren Bezüge bereits seit einiger Zeit laufen und die daher noch die alten Bezugspreise bezahlt haben, freiwillig zu diesem Ausbau beizutragen. Wir rufen daher unsere Abonnenten auf, *für dieses und die noch zu liefernden Hefte den Differenzbetrag von m$n. 1.— pro Heft bei ihrem Vertreter einzuzahlen.*

Wir bitten die Vertreter, uns monatlich die namentliche Aufführung der eingegangenen Beträge zu übersenden.

Wir sind überzeugt, dem Verständnis unserer Leser und Freunde für diese Maßnahmen zu begegnen, umsomehr, wenn sie erst dieses Heft gelesen haben werden.

Wir grüßen unsere Freunde mit aufrichtigm Dank.

Der Herausgeber.

Haben Sie schon die Beilage in Ihrem Juniheft S. 444 an uns abgesandt?

Canto a la Argentina

I

¡Argentina! ¡Argentina!
¡Argentina! El sonoro
viento arrebata la gran voz de oro,
ase la fuerte diestra la bocina,
y el pulmón fuerte, bajo los cristales
del azul, que han vibrado,
lanza el grito: ¡Oíd, mortales,
oíd el grito sagrado!

II

Oíd el grito que va por la floresta
de mástiles que cubre el ancho estuario
e invade el mar; sobre la enorme fiesta
de las fábricas trémulas de vida;
sobre las torres de la urbe henchida;
sobre el extraordinario
tumulto de metales y de lumbres
activas; sobre el cósmico portento
de obra y de pensamiento
que arde en las poliglotas muchedumbres;
sobre el construir, sobre el bregar, sobre
sobre la blanca sierra, el soñar;
sobre la extensa tierra,
sobre la vasta mar.

III

¡Argentina, región de la aurora!
¡Oh tierra abierta al sediento
de libertad y de vida,
dinámica y creadora!
¡Oh barca augusta, de prora
triunfante, de doradas velas!
De allá, de la bruma infinita,
alzando la palma que agita,
te saluda el divo Cristóbal,
príncipe de las carabelas.

IV

Te abriste como una granada,
como una nube te henchiste,
como una espiga te erguiste
a toda raza congojada,
a toda humanidad triste,
a los errabundos y parias
que bajo nubes contrarias
van en busca del buen trabajo,
del buen comer, del buen dormir,
del techo para descansar
y ver a los niños reír,
bajo el cual se sueña y bajo
el cual se piensa morir.

V

¡Éxodos! ¡Éxodos! Rebaños
de hombres, rebaños de gentes
que teméis los días huraños,
que tenéis sed sin hallar fuentes
y hambre sin el pan deseado,
y amáis la labor que germina;
los éxodos os han salvado:
¡hay en la tierra una Argentina!

RUBEN DARIO

Aus der Rundfunkansprache von Professor Baumgarten,

dem Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Königsberg

Aus dem eingeschlossenen Königsberg im März 1945.

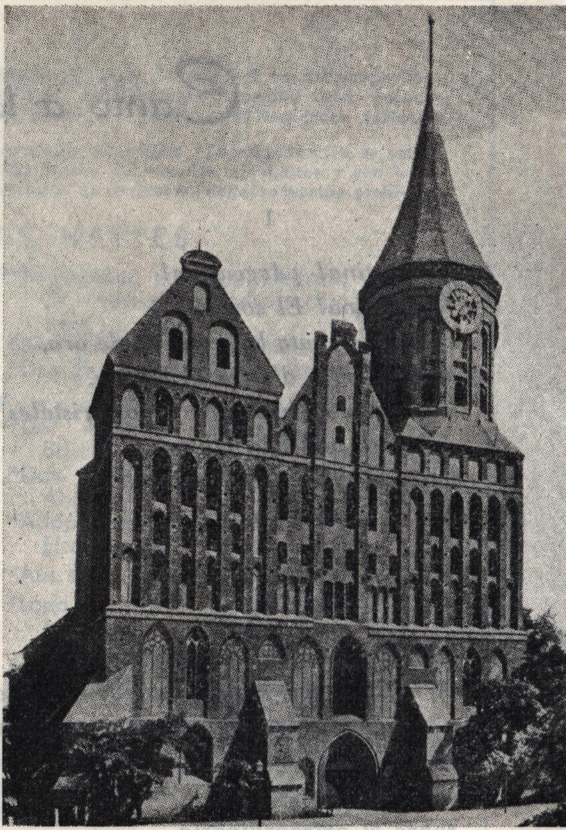
Der angestammte Platz des Gelehrten ist das Laboratorium, der Schreibtisch, der Hörsaal, — das Gespräch mit dem Freund und vor allem der unterbrochene arbeitende Monolog: das eigene Denken, — aber nicht: die öffentliche Rednertribüne und nicht das Mikrofon mit seinem unabsehbaren und unbekannten Publikum.

Die zurückgezogene sachliche Forschung ist seit den Tagen Athens und wieder seit den großen Zeiten der italienischen, französischen, englischen, sodann der deutschen und neuerdings der amerikanischen Wissenschaft der alleinige Boden, aus dem alle großen, dauernden Früchte und Wirkungen der Denker und Forscher für ihre Nationen und für die Welt hervorgegangen sind.

In dieser Stunde und an diesem Ort aber scheint mir, darf ein deutscher Gelehrter sich unmittelbar an das Ohr der Welt wenden. Der Ernst des Todes, der uns hier in Königsberg umringt, sichert ihn gegen die ungewohnte und verführerische Gelegenheit in seiner eigenen Neigung, anderes als „die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit" zu sagen, „the Truth, the whole truth and nothing but the truth", wie es in einer altgermanisch-angelsächsischen Vereidigungsformel heißt.

Ich rede in niemanden Auftrag. Ich habe von mir aus als der derzeitige Inhaber des Königsberger Philosophischen Lehrstuhls, des Lehrstuhles von Immanuel Kant, um die Möglichkeit gebeten, über den deutschen Rundfunk das Wort zu ergreifen. Wer im Angesichte Kants redet, redet im Angesicht Europas. Zu Kants Gedächtnis und für die Zukunft Europas will ich sagen, was ich zu sagen habe.

Ich spreche aus einem Trümmerhaufen. In zwei Nächten des vergangenen August haben britische Bomber Leben und Gestalt der Innenstadt Königsbergs ausgelöscht. Ich



Der Dom zu Königsberg

spreche nicht von den menschlichen Geschehnissen, die sich auf der Dominsel, die von zwei Flußarmen der Pregel eingeschlossen ist, ereignet haben. Jene höllischen Nächte enthüllen auch in dieser Stadt, daß die Grausamkeiten des gegenwärtigen Krieges schon unter uns Europäern — von den Grausamkeiten der Russen schweige ich — so ins Maßlose gestiegen sind, daß am Ende dieses Krieges keiner, kein einziger der Beteiligten, und sei er von Haus aus noch so selbstgerecht gesonnen, über den Gegner moralisch Gericht halten könnte, ohne damit sein eigenes innerstes Gewissen zu schänden, ohne Gott zu lästern. Ich weiß sehr wohl, daß dies in den Wind gesagt sein wird für den Fall, daß Deutschland in dem jetzigen Kampf erläge. Allen Warnungen vernünftiger Menschen in allen Lagern zum Trotz würde dann der letzte Akt dieses Krieges ein Aufstand der Pharisäer sein. Sie würden nichts besseres zu tun wissen, als einen unmännlichen Haß ans Werk zu schicken, um wie 1919 im Gefolge einer erneuerten Kriegsschuldagitation ihre politische Verantwortung für einen w a h r h a f t e n Frieden, für einen t r a g f ä h i g e n Auf-

bau der europäischen Völkergesellschaft zu verspielen.

Ich möchte indessen nicht vom Vorübergehenden und vom Zufälligen reden, sondern vom Festgegründeten und Dauernden. Wie durch einen Zufall haben die britischen Bomber das Grabmal Kants nicht zerstört. Es würde indessen auch seine Zerstörung überdauern. Sie haben das Schloß zerstört, sie haben den Dom zerstört. Das Bild aber dieses Doms und das Bild dieses Schlosses steht in unserem Gedächtnis und so das Bild Ostpreußens, des immerdar deutschen Landes der Ostsee. Der verantwortliche Staatsmann einer der großen Nationen, die gegen uns im Felde stehen, der englische Premierminister hat kürzlich gemeint, eine Bedrohung des künftigen Friedens werde aus einer Annexion Ostpreußens an Sowjet-Polen dann nicht erwachsen, wenn alle Ostpreußen in das Innere Deutschlands umgesiedelt würden. Der englische Premier hat, glaube ich, vergessen, daß die Ostpreußen nicht nackend und nicht ohne Gedächtnis ins Innere des Reiches vertrieben werden können. Die ostpreußische Landschaft würde ihr Kleid bleiben; der Name Kants aber und in eins mit diesem Namen die innere Macht des Königsberger Doms, an dessen Seite er ruht, das Bild des Schlosses, von dem aus die gleiche Kraft des preußischen Ordens bis nach Riga, Narwa hinauf den Geist und die Gesittung Europas trug, würde ihr inbrünstiges Gedächtnis, ihr Gebet, sein.

Wer aber die Hand aufhebt gegen den deutschen Namen — gegen Ehre und Dasein der Deutschen in den Ruinen des Schlosses, des Domes und in der unversehrt ragenden Grabstätte Kants, der hebt die Hand auf gegen die Zukunft Europas. Europas wahre Zukunft und Europas wahres Gedächtnis bilden einen unteilbaren Leib. Wohl ist der unendliche Schatz der deutschen Städte, von Freiburg bis Reval, äußerlich so gut wie vertilgt. Aber nicht ist vertilgt das innere Bild, das nun als Sehnsucht und Schwur fortlebt. Wehe jedem Versuch, Europa gegen die Wahrheit dieses Bildes willkürlich zu formen. Ein jeder solcher Versuch würde früher oder später in weiterem Blut und in weiterem Unheil endigen. Wohl sind Millionen Deutscher vom Leben zum Tod gebracht oder in Rußland gefangen und weitere Millionen könnten auseinandergetrieben und getötet werden. Aber diese furchtbare Schwächung und Einbuße an einfacher deutscher Lebenskraft, die vielen unserer Gegner als wünschenswert erscheint, wird unentrinnbar aufgewogen werden durch die steigend machtvolle Erinnerung in deutschen Herzen an die gigantische Tapferkeit in den Jahren 1914 bis 1918 und 1939 bis heute und bis zum Ende dieses Krieges.

Diese Tapferkeit, die nicht rohe, bloße animalische Tapferkeit ist, die vielmehr aus der Liebe zu jenem Dom, jenem Schloß, jener Grabstätte ihren Sinn nimmt — und aus der Liebe zu vielen anderen inneren Bildern, Gedächtnissen, anspornenden und führenden Namen, die stirbt nicht. Die Garanten ihres Lebens sind von geistiger Natur. Unsere Tapferkeit schuf uns eine Legende: einen Namen, ein Selbstbewußtsein, einen Missionsglauben für Europa, die durch keine noch so fanatische antideutsche Agitation und durch keine noch so durchdachte antideutsche Bevölkerungspolitik (oder Entvölkerungspolitik) jemals wird übertrumpft oder überwältigt werden können. Und gäbe es einst in Europa nur noch versprengte Haufen von Deutschen, diese Legende würde sie eines Tages wieder zur Nation sammeln und emportragen. Wir siegen — und Europa siegt mit uns — jetzt oder später! Wir werden nur desto unbesiegbarer sein, je grandioser das Werk der sichtbaren Zerstörung Deutschlands zu seinen äußersten Konsequenzen fortschreitet, je einsamer, ganz ins Innerste getrieben, die deutsche Selbstverteidigung sich jetzt wie zu einem unheimlichen Denkmal versteinert. Wir fürchten diese äußerste Verhärtung, diesen äußeren Tod, nicht. Denn wir spüren dahinter die Quellen der lebendigen, frei fortlebenden Kraft. Sollten wir fallen — so lebt die Legende, das Vorbild. Der Funke im zerstörten Herd stirbt nicht.

Wir hier in Königsberg spüren in uns die fortlebende Kraft Kants. Von diesem großen deutschen Mann und Menschen wollen wir jetzt sprechen.

Kant hat die Deutschen dazu zu erziehen versucht, in persönlicher Verantwortung zu handeln. Er hat zugleich dafür gesorgt, daß diese innere Verantwortung und Gewissenhaftigkeit der Person nicht den Charakter des engen Gewissens oder der Rechthaberei annahm. Er hat dem persönlichen Gewissen den Charakter weitester Weltoffenheit verliehen, indem er vom Menschen forderte: Handele so, daß deine Handlung zugleich als allgemeines Gesetz dienen kann. Diese Forderung ist bekannt als Kants Kategorischer Imperativ. In ihr ist alles auf diese persönliche, zugleich aber allgemeine vorbildliche führungsfähige Rechtschaffenheit der Gesinnung angelegt. Der äußere Erfolg seines

Handelns, sei es der eigene persönliche Nutzen oder der unmittelbare sachliche Nutzen seines Tuns, soll den Handelnden weder leiten noch überhaupt interessieren. So forderte Kant. Damit er aber auch in diesem Punkte nicht mißverstanden werde, damit er keine Pharisäer erzöge, die sich jederzeit hinter ihrem „guten Willen", hinter ihren „guten Motiven" verschanzen könnten, ganz einerlei, was sie unterdessen böses bewirken, hat Kant in seinen Königsberger Vorlesungen immer wieder die jungen Menschen dazu erzogen, bei allem ihrem Tun sich drei Fragen vorzulegen.

Der Verstand des Menschen soll fragen: Was will ich? Das kann er nur herausfinden, indem er „selbst denkt": indem er sich vom Lärm des Tages, vom Hören-Sagen, von der öffentlichen Meinung, von allen gängigen Vorurteilen freimacht, die Situation mit seinen eigenen Augen prüft und auf der Waage wirklicher eigener Erfahrung und selbstgewonnener Ueberzeugung abwägt.

Das Gefühl des Menschen soll fragen: Worauf kommts an? Diese Fragen, die von der theoretischen Prüfung des Wünschenswerten zur praktischen Ueberlegung des Möglichen übergeht, kann er sich nur beantworten, indem er sich, teilnehmend, „in die Standorte aller anderen hineindenkt" indem er hiedurch sein persönliches und subjektives Denken so zur Objektivität und Kameradschaft, zur Sachlichkeit und echten Partnerschaft sozialisiert.

Die Vernunft schließlich soll fragen: Was kommt heraus? Diese Fragen kann ein Mensch nur beantworten, indem er „konsequent" denkt, das aber heißt, indem er auf die Folgen, die sein Denken und Tun im Rahmen des Ganzen bewirken wird, hinaussieht. Nur im Blick auf die Folgen im Ganzen wird sein Tun im Einzelnen ihm klar: wird jeder einzelne Schritt zu einem freien Schritt, der geführt ist, der als rechtes Mittel zum rechten Zweck ganz und rein von mir selbst als Mensch gewollt werden kann. Nun — ein Handeln in diesem Geist wird Zug um Zug mit der eigenen Freiheit zugleich die Achtung vor der Freiheit jedes anderen Menschen ausbilden. So kam Kant von selbst auf seine zweite Formel des Kategorischen Imperativs: Handle so, daß du einen anderen Menschen nie als bloßes Mittel zum Zweck benützt, sondern jederzeit in ihm die Person und ihre Freiheit achtest.

Vor zwei Jahren, habe ich in der Kant-Gesellschaft in Königsberg eine Rede gehalten, in der ich die zweite Formel des Kantischen Imperativs wiederholte: „Behandle Deine Partner so, daß Du in ihnen niemals Dein Mittel und Werkzeug siehst, sondern immer zugleich ihren eigenen Willen achtest, der sie von sich aus an die Gemeinschaft Europas bindet." Ich wiederhole diese Worte, heute, wo ganz Europa in Königsberg sich wehrt, gegen die „Macht der moralischen und geistigen Krankheit des Kommunismus", der „in der arktischen Nacht seine Bajonette wetzt und mit trotzig hungrigem Munde" gegen die reiche Schönheit und Individualität unseres europäischen Lebens „seine Lehre des Hasses und des Todes verkündet". Das sind Churchills Worte. Uns aber dünkt, daß nicht nur das Licht jener Kantischen Formel gegen die wüste arktische Nacht in uns allen entfacht werden muß, sondern daß es darüber hinaus Zeit sei, daß alle Männer, die miteinander für Bestand oder Untergang Europas einst die Verantwortung tragen werden, sich herauslösen aus dem Gesetz der Trägheit, zu dem sie gefesselt erscheinen: aus dem bloßen Maschinengang dieses Krieges, dessen Ziele und Fronten längst verwirrt sind, ich sage, es sei für die Verantwortlichen Europas an der Zeit, daß sie sich aus dieser Trägheit herausziehen und als Männer die drei Fragen an sich richten:

Was will ich?
Worauf kommts an?
und vor allem die Frage der Vernunft:
Was kommt heraus?

Sollte aber in diesem Augenblick ein Neutraler oder ein Gegner sich verwundern: Was will ein deutscher Gelehrter mit solchem Appell in dieser Stunde, so will ich zuletzt auch hierauf antworten:

Ein englischer Politiker und bedeutender Staatsdenker hat die Feststellung getroffen, daß von den zwei Fundamenten aller zwischenvölkischen Politik: Gewissen und Gewalt, das Gewissen gegenüber einem Partner nur dann zu Wort kommt, wenn die Gewalt — oder Machtverhältnisse so sich lagern, daß ein eigenes Interesse entsteht, auf das Gewissen zu hören. Ich glaube diese Stunde ist gekommen. Die Gewalt- oder Machtverhältnisse in Europa haben sich in den letzten Wochen — wenn auch vielleicht vorübergehend — so verschoben, daß aus dem aktuellen Stand der Waage Europa/Asien plötzlich ein völlig verändertes rasantes „Interesse" für alle untereinander noch so feindseligen europäischen Partner aufspringt: Das Interesse am Erwachen des verschütteten, von tatsächlichen oder vermeintlichen Sonderinteressen überdeckten gemeinsamen Gewissens.

Goethe

UND SEINE VERWENDUNG EINIGER FRÜHFORMEN UNSERER POESIE

VON HANS NAUMANN, BONN

Klopft man bei Goethe an und fragt, in welchen der von ihm gepflegten Formen er am sichtbarsten auch einmal Gattungen und Linien unserer altheimischen Verspoesie fortsetzt, so geben sich gewiß solche zu erkennen: das balladenhafte Erzähllied, der Weisheitsspruch und die kleine lyrische Gelegenheitsstrophe, „Lose Strophe" genannt in unserer alten germanischen Terminologie. Denn wie sich da erstens in seiner Ballade mit den gern bevorzugten altheimischen Stoffen (Erlkönig, Fischer, Hochzeitlied, Getreuer Eckart usw.) auch die typische Mischung aus Dialog und Erzählung, also die Form des altheimischen sogenannten „doppelseitigen Ereignisliedes" verbindet, ist ja ganz offensichtlich. Und wenn wir zweitens die Geschichte unserer Weisheitsspruchdichtung in Versen überblicken, so ergibt sich eine ebenso offensichtliche und kaum anfechtbare Gipfelreihe, in der Goethe krönend mitteninne steht: — sie beginnt mit den „Sprüchen des Hohen", den Hawamal in der Edda, und geht über die Gruppe der Spruchdichter Herger-Spervogel, über Walther v. d. Vogelweide und seine Schule zum „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius und die Sinngedichte Logaus bis zu den Sprüchen Goethes, Georges und Bertrams. Die Kürze der Form hält diese ganze Reihe, aus der die Gipfel ragen, nicht anders zusammen wie die Behandlung der tiefsten wie der alltäglichsten Motive.

Und was drittens die Kunst der „Losen Strophe" betrifft, so dient diese bekanntlich dazu, von Erlebnissen aller nur möglichen Art, von Freuden und Schmerzen, von Beobachtungen oder Erfahrungen auf allen Gebieten in kleinsten, möglichst eindrucksvoll geschliffenen Versgebilden von meist vier Zeilen Zeugnis abzulegen und sich mit Hilfe eben dieser formenden Bearbeitung von dem Motiv, dem Vorfall, dem Eindruck zu befreien. Hat sich das allererste Gefühl, der unmittelbarste Eindruck aus der Ueberwältigung soweit gesammelt, daß der bloße Seufzer, der unwillkürliche Ausruf überwunden ist, wird im lebhaft-empfänglichen Gemüt bei anhaltendem Gefühl die Formung eines Vierzeilers möglich, einer Losen Strophe, wie sie in unserer Frühzeit zur selbstverständlichen Mannesart gehörte. Die altnordgermanische Sage bezeugt das ebenso wie unser frühster altheimischer Minnesang. Gefühl und Gemüt werden auf diese Weise wenigstens einigermaßen fertig mit der Sache, dem Anlaß, dem Vorfall, dem Eindruck. Mit solcher Losen Strophe rühren wir an die Wurzel der Lyrik überhaupt und dadurch an das Leben selbst; aus wenigen andern Kapiteln der Dichtung ermessen wir so sehr die geradezu existenzielle Bedeutung des Gedichts für den Menschen. Oft bedarf es dann keiner weiteren Mittel mehr, mit einem Vorfall fertig zu werden, als einer Losen Strophe, die den Vorfall in eine Form bringt. Nur daß sie dem geborenen Dichter dann wie eine Notiz, eine Keimzelle bleibt zu einem gelegentlichen größeren Gedicht, bei leidvollem Vorfall etwa zu einer Elegie. Aber auch ohne dies: — solche Strophe gehört in die Ordnung des Lebens, das ohne sie fast seinen Sinn verlöre und dem sie oft genug wohl zu Hilfe kommt. Durch sie kann das Leben sich sichern und darnach weitergehn, ohne chaotisch zu werden. Als um 900 n. Chr. der junge Isländer Hallstein von See kam und den Tod seines Vaters Thengil vernahm, dichtete er das Verslein:

Es trauert der Hof, tot ist Thengil;
die Halden lachen Hallstein entgegen.

Das war, so schlicht es sich gibt, immerhin wie die erste Regung zu einer Keimzelle von einer ganz großen Elegie. — Wer sein Leid, seine Leidenschaft in Verse umsetzt, befreit sich von andern Mitteln der Reaktion; neben die biologische tritt die soziologische Funktion des Gedichts. Für den Dichtenden ist schon der Vers ein Ereignis, das ihm eine Tat, ein Leiden, Apathie, Lethargie, ein Verbrechen unter Umständen, eine Rache oder den Tod erspart. Die Strophe, die 937 der große isländische Skalde Egil auf den Tod seines Bruders in der Schlacht auf der Winheide in England dichtete:

Kühn schritt vorwärts im Kampflärm der
Tapfere,
fiel unerschrocken. Wieder nun grünt die
Erde
auf der Winheide über meines guten Bruders
Grab.
Tödliche Qual ists mir, mein Leid zu verbergen

dient dieser Kunst, die Qual ja entströmen läßt, nicht anders als der Vierzeiler, den am 6. Juni 1816 der alte Goethe auf den Tod seiner Gattin Christiane schuf aus der Resignation der Leere und Totenstille in und außer ihm:

Du versuchst, o Sonne, vergebens,
durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
ist, ihren Verlust zu beweinen.

Eben damit war das Weinen gelöst und erfüllt, und ging in dieser Form in die Gedichtssammlung ein. Beide Vierzeiler sind sozusagen Keimzellen zu großen Elegien, die nun irgendwann einmal hätten folgen können und bei Egil war das auch wirklich der Fall. Beide galten wenn nicht dem ersten Moment, so doch den ersten Stunden der Untröstlichkeit. Ueber die Kraft aber und den seelischen Raum, um in die weite Kurve auszuschwingen, die, wie wir gleich sehen wollen, zu unserm heimischen großen Elegiebegriffe gehört, verfügten sie jetzt noch nicht. Egil fand die Kurve viel später, beim Tode auch seiner Söhne, und sie galt dann eben auch für den Bruder mit (s. u.). Goethe besaß die Möglichkeit schon nach sechs Tagen, denn er ließ am 12. Juni 1816 eine ihm von Humboldt soeben zugewandte Druckschrift dichterisch zu sich selber sprechen:

Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
nach ewigen beweglichen Gesetzen;
das wußtest du ja sonst zu schätzen:
erheitre so durch mich dein schwer bedrängt
Gemüt!

Nur verwandte er das wieder befreite Gemüt nun nicht zur größeren möglichen Elegie. Mit der wieder grünenden Welt klingts motivisch nur noch verwandter an Eglis Strophe an, schöpft freilich eben hieraus den Trost, den Egil nur desto weniger fand. Eine leicht ablösbare, sicherlich besonders gedichtete, aber gleichfalls vierzeilige Lose Strophe hatte Goethe wie zur Erklärung vorgefügt:

An Trauertagen
gelangte zu mir dein herrlich Heft.
Es schien zu sagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!

Das war an Humboldt selbst gerichtet als den Spender des ablenkenden Hefts. Es hat ihn auch von der größeren Elegie selbst offenbar abgelenkt. Aber eben dies Sich-ermannen mußte ja dichterisch zum Ausdruck gelangen. Ohne die schmerzlösende Lose Strophe vom 6. Juni wäre es sicherlich nicht möglich gewesen.

Das Wort Elegie gebrauchen wir Deutschen bekanntlich in doppelter Bedeutung, und so tat es auch Goethe. Einmal im antiken Sinne als Gedicht in daktylischen Dystichen, und eben so verwandte es Goethe für seine „Römischen Elegien", für „Alexis und Dora" und andere. Dies letztere Gedicht hat er Schillern gegenüber auch als eine Idylle bezeichnet und von Idyllen in Dystichen könnte man ja sehr wohl auch angesichts der „Römischen Elegien" sprechen.

Anderseits bezeichnete bekanntlich Goethe selbst auch jenen Mittelteil der „Trilogie der Leidenschaft" als Elegie, der, auf der Rückreise von Marienbad im September 1823 verfaßt, ein Klagelied darstellt auf seine letzte unerfüllte Liebe, in terzinenartigen Strophen, eben die „Marienbader Elegie" (siehe die Ausgaben und das Gespräch mit Eckermann am 1. Dez. 1831). Hierbei also benutzte er, wie das unantike Versmaß, unsere eigene, nicht antike, sondern deutschvolkstümlichste Bedeutung des Wortes, die ohne jede Rücksicht auf Form und Versmaß einfach Klagelied an sich darunter versteht. Außerdem aber versah er das Gedicht bekanntlich mit jenen drei Strophen als Schluß, die, kurz vorher, im August 1823, aus derselben Marienbader Elegienstimmung herausgedichtet und im gleichen Bau gehalten, eigentlich der Freundin Szymanowska und ihrem wohltätigen Klavierspiel gegolten hatten, denn sie „fügten sich" jenem neuen Gedichte „wie von selbst als versöhnender Ausgang an" (zu Eckermann ebenda). Und indem er überdies nun die Elegie mit dem berühmt gewordenen, hierzu aber ganz leicht veränderten Tassovers „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was (statt: wie) ich leide", war hier etwas durchaus bedeutsames geschehen im Sinne nämlich unseres uralten, heimisch-ererbten, genuinen Elegiebegriffs, unserer eigensten Klageliedform. Nicht nur die Träne und den Schrei des Schmerzes habe die Natur ihm, Tasso, gegeben, läßt ihn Goethe sagen, sondern auch Melodie und Rede, „die tiefste Fülle seiner Not zu klagen", natürlich um sich auf diese Weise von dem Leid zu befreien, es zu überwinden durch das Lied selbst und so dem Leben zurückgewonnen zu werden, also einen Trost, eine „Aussöhnung"

zu finden im Dichten und unter währendem Dichten. Goethe selbst führte das nun gleichsam praktisch vor in der „Marienbader Elegie“ und er fand damit aus sich selbst nichts Geringeres als die genuine Kurve unseres altheimischen Klagelieds, eben indem er der Zugrunderichtung durch verlorne Liebe die „Aussöhnung“ folgen ließ mit dem Trost und der Wiedergeburt durch die Musik, nämlich des Klavierspiels der Szymanowska. Goethe hatte dabei mit diesem Ausdruck „Aussöhnung“ gradzu einen Terminus für das Kurvenende geprägt, eben er, der schon längst den Sinn und gradzu biologische Funktion unserer altheimischen Elegiekunst durch jenen Tassovers formuliert hatte.

Es läßt sich klar feststellen, daß es bei uns von Skaldenzeit an Elegien gab von Dichtern auf tote Dichterkollegen. Walthers Nachruf auf Reinmar von Hagenau, der mehr seiner Kunst galt, die nun der Welt fehlte, als seiner Person, setzt sich in seiner Spruchdichterschule fort und geht über die Meistersingerschule bis in die Neuzeit. Horazens Ode an Vergil über den Tod des Dichters Varo, auch Ovids Elegie über den vorzeitigen Tod Tibulls liegen völlig fern und stehen selbst in keiner eigenen Reihe. Wir erinnern an Flemings Nachruf auf Opitz, an Weißes Klage über Gellerts Grab, Tiedges über Ewald von Kleist, an Lenaus über Hölty. So ist auch Goethes „Epilog auf Schillers Glocke“ ein Kind dieser Reihe und leicht als eine Elegie, ein Klagelied auf den toten Freund und Dichter selbst erkennbar. Das Freundschaftsmotiv durchklingt diese Elegie wie jene alten Dichterelegien aus der Waltherschule, gipfelt in dem dreimaligen „Denn er war unser“, dem „So bleibt er uns“ und erinnert uns damit an Singenbergs „Uns ist unsers Sanges Meister an die Fahrt, den man eh von der Vogelweide nannte“. Der Vers „Ach wie verwirrt solch ein Verlust die Welt“ hat seine Parallele in Walthers Reinmar-klage selbst (s. o.). Alsdann nimmt Goethes große Schiller-klage ihren Höhenflug an der Person des mehr Gefeierten als Beklagten zur Besiegung des Gemeinen, das uns alle bändigt, zur Brechung des Widerstands der stumpfen Welt, zur Kometenbahn „unendlich Licht mit seinem Licht verbindend“. Die alte genuine Kurve wird so auf diese Art mit großartiger Sicherheit gewonnen, und wenn Goethe am 1. Juni 1805, drei Wochen nach Schillers Tode, an Cotta schreibt: „Die Kunst soll den Schmerz in höhere, tröstliche Gefühle auflösen, und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen“, so hat er dieser Kurve — nennen wir sie die Egilkurve (s. u.) — gradezu noch lehrhaften Ausdruck verliehen.

Als der griechische Prokop erzählt, wie der letzte Vandalenkönig Gelimer in Nordafrika von seinem Gegner und Besieger sich neben Brot und Schwamm eine Zither erbat, auf der er seine Ode über sein Schicksal begleiten wolle, übermittelt er uns diese Elegie leider nicht, läßt aber aus Briefnotizen und Aeußerungen des Königs erkennen, daß die Kurve seines Verhaltens schon den Verlauf hatte von bitterer Verzweiflung über Resignation zur Aussöhnung. Als der große Skalde Egil 961 aus Island den Tod seiner beiden Söhne beklagte — und den seines lieben Bruders noch einmal nun endgültig gleich mit (s. o.) —, will er sterben in seiner dunklen Schlafkammer, hadert mit Göttern und Menschen und mündet schließlich doch in der Aussöhnung mit Odin selbst im Dank für die Dichtergabe, echt tassohaft: „Es hat mir der Gott guten Ersatz gewährt für böses Leid, denn er verlieh mir die Gabe makellosester Dichtkunst.“ Hat ihm also Odin gegeben, in Versen zu sagen, was er leide, so erhielt er damit ganz goethisch die Ueberwindung des tödlichen Leids, die Aussöhnung und den Wiedergewinn des Lebens — im Dichten selbst. Staunen wir über diese bedeutsame Parallele? Wir sollten es nicht, sie gehört eben als Aussöhnung zu der Kurve dieser unserer altheimischen Gattung Elegie, und selbst mit dieser musischen Wendung begegnet sie ja noch öfter, zum Beispiel am Schluß von Chamissos Klagelied über den Verfall seines Väterschlosses Boncourt. Auch Chamisso greift entschlossen aus allem Leide heraus erneut zum Saitenspiel. Aber überall, wohin wir uns nur wenden zu den klassischen Beispielen dieser Gattung bei unseren Stämmen und Völkern, ob zu den berühmten neun altenglischen Elegien — „Deors Klage“ heißt sehr bezeichnend zugleich auch „Sängers Trost“ —, ob zu des Vogelweiders Elegie „O weh wohin entschwanden alle meine Jahr?“, die man unlängst in „Widerruf, Palinodie“ hatte umtaufen wollen, weil man nicht bedachte, daß eben grade in solcher palinodischen Wendung überhaupt unser genuines Elegiekurvenende besteht, ob zu dem alten Sterbelied des jungen Peter Unverdorben, einer sogenannten Volksballade, gleichfalls mit dem befreienden musischen Element versehn, geboren überhaupt aus ihm, ob zu Schillers Elegie auf den Tod eines Jünglings, ob zu Hölderlin-Menons Klage um Diotima mit ihrer neunten, letzten, längsten Versgruppe als Aussöhnung zu den acht kürzeren Strophen

hinzu: — überall finden wir die bestimmte Kurve und das bestimmte Kurvenende, das diese alte Gattung bei uns bezeichnet.

Das ist durchaus nicht überall so in der Welt. Nehmen wir Leopardi als Hauptvertreter der Elegiker aus der romanischen Welt, so finden wir da die süße völlige Trostlosigkeit, die weiche süße Schwermut, die nichts als Schwermut und Trostlosigkeit ausdrücken und hervorrufen will, gewiß eine andere Form, um in der Poesie Genüge zu finden. Das mag der Grundton sein, durch den sich Schopenhauer so sehr mit Leopardi verwandt fühlt, ein fast tödlicher Grundton für uns, kein Leben spendender. Um antike Versform, um den antiken Elegiebegriff handelt es sich also freilich auch bei Leopardi keineswegs, sondern um reine Klagegedichte, Ergüsse und Philosopeme des Leides, zum Teil sogar in reiner Prosa, wie in dem „Gespräch des Isländers mit der Natur", und dann ist die Verwandtschaft mit den, sagen wir getrost, Prosa-elegien Schopenhauers über das Leiden der Welt noch auffälliger und größer: schwermütige Trostlosigkeit, Bitternis atmen sie alle. Auch die Duineser Elegien Rilkes entziehen sich selbstherrlich den Gesetzen unserer Kurve, sie liegen in der Richtung Leopardis. Ja auch Goethes eigene Jugendelegie von1767 im Buch „Annette", die den frühen Tod von Behrischens Bruder und die auf solche Weise zerrissene Brautschaft beklagt, liegt noch in dieser Richtung, zeichnet sich aber durch den sehr mannhaften Monolog aus, der dem toten Bräutigam in den Mund gelegt wird und der das Gedicht beschließt: offenbar regte sich in dem Knaben ein unbestimmtes Bedürfnis nach unserer Kurve. Aber in der anderen Richtung bilden Rilkes zwei frühe Gefangenenklagen sogar ein Extrem nihilistischer Trostlosigkeit. Freilich beruhen sie auf keinem wirklichen Erlebnis ihres Dichters — man weiß, wie Lord Byron bei sich selbst in den Bleikammern Venedigs einem wirklichen Erlebnis hierin nachhalf! —, benötigten also keinen Trost als vitales Bedürfnis. Aber für unsere Elegien gilt doch durchaus, daß zwar das schwere Schicksal sich schon entschied für den erlebenden Dichter, daß er sich aber nicht nur mit ihm abzufinden hat, sondern daß er es auch wirklich siegreich hinter sich läßt. So eben kann denn Hölderlin-Menon schließen mit den Worten: „Leben will ich denn auch, wo von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt", Walther von der Vogelweide mit dem Wunsche: „Könnt ich die liebe Reise mitfahren über See!" und Goethe mit der tröstenden Entdeckung:

Und so das Herz, erleichtert, merkt behende,
daß es noch lebt und schlägt und möchte
schlagen.

Jene dichterischen Parallelen zwischen Egil und Goethe ergänzte das Schicksal dann noch auf seine schmerzliche Weise, indem es auch hier den schon erwachsenen Sohn des bereits hochbejahrten Dichters dahinnahm, und fügte doch zugleich einen sehr bedeutsamen Unterschied ein: — in der Reaktion des Dichters und Vaters auf dies Ereignis. Denn wie verhielt sich da Goethe der Vater, dessen Liebe zum Sohn auch bei ihm als sehr groß uns bezeugt wird (Gespräche 1035), und wie verhielt sich Goethe der Dichter? Ergab sich unsere Kurve des Verhaltens und entstand das befreiende Lied, das Klage- und Trostlied, die Elegie? Wir unterschieden schon bei König Gelimer zwischen Kurve und Lied und sagten, daß sich da beide deckten. Indessen bei Goethe war das durchaus nicht der Fall!

Goethes Freunde stellten, als die Trauerkunde kam, alsbald eine „große Fassung und Ergebung" fest (Gespräche 2875), sodaß sie sich zunächst garnicht klar waren, ob er sie wirklich verstand oder verstehen wollte (2876, 77). Non ignoravi, me mortalem genuisse zitierte er, „ich war mir bewußt, keinen Unsterblichen erzeugt zu haben". „Als er fortging, gab ich ihn schon verloren". „Nun so sprechen Sie es nur kurz aus, daß mein Sohn am Fuße der Pyramide des Cestius seine irdische Laufbahn vollendet hat." Nemo ante obitum beatus, so schrieb er in Bezug auf sich selbst an Zelter am 20. November 1830 und verdeutschte es mit „Prüfungen erwarte du bis zuletzt." Nur sehr milder, leiser, fast naturwissenschaftlich stilisierter Hader mit den oberen Mächten erhebt sich: „Es scheint, als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten". Groll und Hader kann man das kaum nennen, eher ist es eine wissenschaftliche Beobachtung, leicht sarkastischen Tons, über die Härte des menschlichen Lebens. Den Jüngling Goethe hatte freilich dereinst aus der leidvollen Verödung des Herzens noch der Umstand gerettet, daß er unter dem Namen Prometheus seine eigne Lage dichterisch gestalten konnte, also sein „poetisches Schaffen", wie die Briefe aus jener Zeit bezeugen. Zum Gefühl der Gottverlassenheit gesellte sich damals die heilsame Besinnung auf die poetische Schöpferkraft. Egil empfand grade diese als alte Freundschaftsgabe seines Gottes, der ihn also in Wahrheit nie verlassen hatte.

Goethes Freunde merkten sehr wohl, daß sie den harten Schicksalsschlag am besten garnicht vor ihm erwähnen sollten (Gespräche 2878, 95, 66), und nur vom „Außenbleiben seines Sohnes“ schrieb er selbst an Zelter am 10. Dez. 1830. Wir sprachen schon von dem erlösenden Vierzeiler beim Tode der Gattin. Jetzt aber war die fast krampfhafte Parole der Dienst an den neu aufgenommenen Pflichten des Tages und Hauses, die er doch schon fast ganz auf den „jünger Lebigen“ abgestreift hatte. „Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten“, „Der Körper muß, der Geist will“. Selbst an Freuden müsse man noch denken, wenn auch nicht für sich, sondern für die andern — nach Meiden, Scheiden, Leiden: — so schrieb er an Willemers am 2. Dez. und bestellte also Geschenke vom Frankfurter Weihnachtsmarkt für die Enkelkinder. Auch machte er sich sogleich an den vierten Band von „Dichtung und Wahrheit“ und erledigte ihn „mit Gewalt“ gradezu in vierzehn Tagen. Noch als der junge Maler Preller kam, in dessen Armen der Sohn zu Rom gestorben war, erwähnte der Vater mit keinem Worte des Sohns, sondern sprach „mit der größten Heiterkeit von der Kunst“. Er, der sich doch rühmte (Gespräche 1690), daß es in seinem Leben nicht leicht eine Begebenheit gebe, worüber er sich nicht in einem Gedicht ausgesprochen; so habe er seinen Aerger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, der Politik usw. gewöhnlich in einem Gedichte ausgelassen; es sei ihm eine Art Bedürfnis und Herzenserleichterung; er schaffe sich so die Dinge vom Halse, wenn er sie in ein Gedicht bringe“; er, der den Terminus „Aussöhnung“ fand und jenen Tassovers prägte über die erlösend-lebenspendende Funktion der Poesie und ihn mit tiefstem Verständnis grade einem Dichter in den Mund legte —: hier aber befolgte er sein eignes Rezept nicht! Die Kurve vom Leide zu neuem Entschluß, zum Sich-Ermannen und zur mutigen Ergebung in das Unvermeidliche, sie war sehr wohl da, aber das Lied blieb aus, das heilsame Gedicht! Nicht abklingen konnte das Leid in Versen, forciert wurde vielmehr diese Art von Erlösung verdrängt. Und so kam, was Egil vermied: — der unterdrückte Schmerz, die so gewaltsamen Anstrengungen verursachten jenen schweren Blutsturz, „eine bedenkliche Erkrankung“ (so an Kestner am 27. 12. 30). — Es gab gewiß auch sonst Vorgänge in der Physis Goethes, die vielleicht rational nicht ganz erfaßbar sind. Schwüle Sommernacht ließ ihn in Weimar einst in jüngeren Jahren das Erdbeben von Messina erspüren (Eckermann 13. 11. 1823). Und hier nun führte das Verstummen der gequälten Dichterseele zum Blutsturz. Wir aber wären für die Möglichkeit, eine Sohnesklage Goethes mit der des großen Egil zu vergleichen, ganz besonders dankbar gewesen.

* *

Neben dem Leid der Welt steht ihre Rätselhaftigkeit, gleich beachtet und gleich umgrübelt. Von früh an hat denn auch das Rätsel seine Rolle in unserer Dichtung und bei unsern grübelnden Geistern gespielt, von früh an bestrebt man sich in unserm Bereich, das Rätsel zum Kunstwerk zu erheben, zum Gedicht, mit allen Mitteln der Poesie; die höchsten Namen sind sich dazu nicht zu gut. Wir haben mehr von Kunsträtseldichtung bei uns zu sprechen als von Volksrätseldichtung, und diese als solche enthält zum größten Teil offensichtlich nur gesunkenes Kulturgut; von primitiven Keim- und Vorstufen wird man dabei kaum anders sprechen dürfen als bei der Poesie überhaupt. Und auch diese Art von Weltbetrachtung erscheint mit eingebornen, ewig sich gleichbleibenden Zügen ausgestattet. Und wieder war es Goethe, der diese Züge erkannte und fast wissenschaftlich formulierte. Denn wenn Goethe von Schillers Rätseln sagt, sie hätten den schönen Fehler, mehr entzückte Anschauungen ihres Gegenstandes zu enthalten, als Spiele des Verstandes und Witzes zu sein, so kennzeichnete er damit nicht nur Schillers Rätselart, sondern auch die schon altgermanische und altdeutsche, freilich so unbewußt, wie Schiller sie unbewußt traf. Und wenn Goethe hinzufügt, man könne darauf fast eine neue Dichtungsart gründen, so ahnte er nicht, daß sie vorher schon mindestens dreimal eben darauf gegründet worden war und daß sie sich eben jetzt auf Schiller hin zum vierten Male gründete. Denn wir können mindestens eine altenglische, eine altnordische und eine mittelhochdeutsche Kunsträtselschule unterscheiden, zu der sich nun als vierte die Schillerschule gesellt. Natürlich geht durch sie alle ein gewisser Zusammenhang in der Grundart; „Kontinuität“ besteht auch, sogar bevorzugt und eben dann besonders echt, in unbewußter Wiedergeburt. Der Anspruch des Feierlich-Würdigen, ungemein gern verändert zum Verwunderlich-Grausigen, vererbt sich bis in die Volksrätsel und scheint von Haus aus zum Stil der Kunsträtseldichtung bei uns zu gehören.

Schillers Rätselpoesie erblühte an seiner Turandot-Umdichtung und an deren Wei-

marer Aufführungen 1801/02. Bekanntlich dichtete Schiller für jede der Weimarer Aufführungen immer wieder eine neue Rätseldreiheit die in der zweiten Szene des vierten Akts dem Freier der Prinzessin vorgelegt wird. Und so kamen die wundersamen Rätsel über die Gegenstände Auge, Pflug, Blitz, Funke, Tag und Nacht, Schiff, Fernrohr, Sternhimmel, Weltgebäude, Farben, Sonnenuhr, Regenbogen, Chinesische Mauer usw. zustande. Aus seiner Vorlage (dem Gozzi-Werthes) stammte nur das Rätsel vom Jahresbaum, das Schiller aber erweiterte und sehr wesentlich vertiefte. Sie geben in der Tat entzückte Anschauungen ihres Gegenstandes — man denke nur an das Regenbogenrätsel: „Von Perlen baut sich eine Brücke" —, ganz nach altgenuiner Art, ohne Spiele des Verstandes oder der Gelehrsamkeit darstellen zu wollen. Und einen gelehrten, sagen wir meistersingerischen Eindruck erweckt denn eigentlich nur das Farbenrätsel, das den Goetheschen Theorien zuliebe verfaßt ist. Theodor Körner und Wilhelm Hauff, Justinus Kerner und Mörike, Matthisson und sogar Schopenhauer, Schleiermacher nebst zahllosen anderen gehören in Gattung und Stil, bis in Einzelheiten hinein, unverkennbar mit ihren Rätseln in diese Schillerschule; Schopenhauer hat sein Rätsel ausdrücklich als Turandoträtsel bezeichnet. Diese Schule reicht durch das ganze 19. Jhdt. in Almanachen, Jahrbüchern und Kalendern bis in unsere Tage hinein, etwa zu Wilhelm von Scholz und sein Kreuznachrätsel.

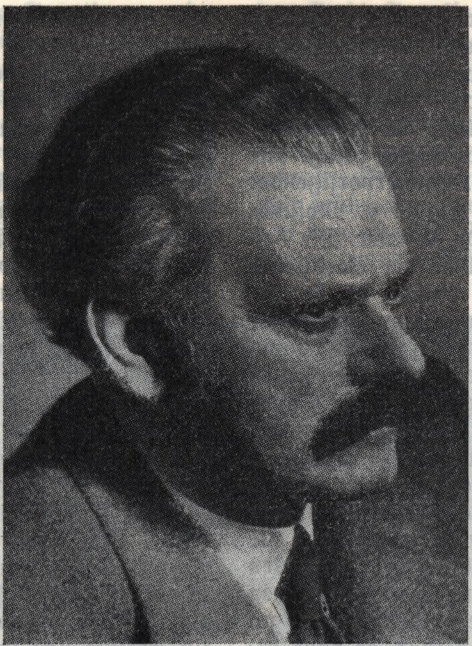
Und für eine von den Turandotaufführungen hatte nun auch Goethe ein Rätsel gedichtet, das Rätsel vom Schalttag, gleichsam im Wetteifer mit Schiller oder doch zu seiner Unterstützung. Seine fünf andern Rätsel sind lange nach Schillers Tode verfaßt. Besonders das Kammrätsel verrät deutlich Schillers fortwirkenden feierlichen Stil: „Ein Werkzeug ist es, alle Tage nötig, den Männern weniger, den Frauen viel." Indes auch schon das Schalttagrätsel konnte die hohe Schule, aus der es stammte, nicht verleugnen: „Ein Bruder ists von vielen Brüdern, in allem ihnen völlig gleich ..." Mit solcher Schülerschaft entrollte sich ein reizvolles Bild: So etwa ging einst Walther von der Vogelweide am Thüringer Landgrafenhof mit seinem Tagelied bei Wolfram von Eschenbach in die Schule, auch als Meister beim Meister und hierin gleichfalls auf den ersten Blick als Schüler erkennbar, aber Walther beließ es, soviel wir wissen, bei dem einmaligen Versuch. Goethe verlor die Gattung auch weiterhin nicht ganz aus dem Auge, aber er tastete noch nach anderen Stilarten dabei. Sein Rätsel mit der Lösung „Die Zähne" und sein Rätsel, das möglicherweise den Namen Christi als Lösung verlangt, bleiben noch in dieser Schillerschule, desgleichen auch das Rätsel aus dem Maskenzug von 1810; man vergesse auch das Rätsel mit der Lösung Narretei nicht, das Mephisto dem Kaiser aufgibt im ersten Akt des zweiten Teils. Im Maskenzug von 1810, darinnen sich überhaupt am meisten altdeutsche Dichtungsmotive in Goethescher Nachgestaltung spiegeln, ist es Elberich, der die Rätsel aufgibt, ein heroisches Sagenwesen, Phantasie oder Romantisches Ideal soll die Lösung sein. Es gilt hier, was auch für seinen Logogryphen gilt: „Das Erste gibt mir Lust genug, das Zweite aber das macht mich klug", nämlich das Wort Bertuchs darüber an Böttcher: „Es ist eine von den Walfischtonnen, die Goethe dem Publikum gerne hinwirft und selbst nicht löst. Viele deuten es auf Liebe, andere auf Genius, wählen Sie selbst" teils mit „Leibschaden" gelöst." „Wählen Sie selbst!"

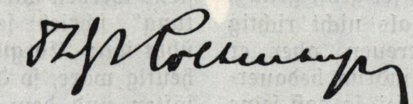
Indem er aber sein Teplitzer Rätsel über das muntere Völkchen der „Herbstzeitlosen" (Da sind sie wieder die losen Dinger! An hübschen Händchen gar sechs der Finger ...) in ein Liedchen von fünf anmutig-artigen Strophen brachte, löste er sich hierin einmal vorübergehend ganz aus der Schillerschen Rätselschule mit einem geradezu gegenteiligen Stil und fiel fast ins Anakreontische seiner Frühzeit. Philinen könnte dies muntere Rätselliedchen in einem ebenso munteren Kreise in den Mund gelegt worden sein.

Die zwei Rätsel, die Goethe 1826 aus der Griechischen Anthologie übersetzt hat, zeigen zwar, daß sein hauptsächlich von Schiller gewecktes Interesse an dieser Kunstgattung auch bei ihm selbst nachhaltig fortwirkte; sein Beispiel hierin wird gewiß für die Schillerschule des 19. Jhdts. sehr maßgebend gewesen sein. Vom Schillerschen Stil aber sind auch diese beiden Rätselübersetzungen kaum beeinflußt, der griechische Urtext ist hier stilistisch maßgebend geblieben. Man findet sie unter den „Gedichten aus fremden Sprachen". Ihre Lösungen sind Schlaf und Epistel.

Der Prozess Kolbenheyer

VON EBERHARD FRITSCH





Auch die geistige Welt ist heute in zwei Lager geteilt. Der Ruf von „Ost gegen West" ist eine Farce, die nur der Tarnung der wirklichen Gegensätze dient. Größeres will sich gebären und der Riß geht tiefer und ist schicksalhafter. Eine Ausdrucksform dieses aufbrechenden Gegensatzes prägt sich im Ringen zweier Prinzipien aus: das des geistigen Proletariats gegen das des geistigen Adels. In dieses Ringen ist der Kolbenheyer-Prozeß gestellt!

Auch die untergründigsten Strömungen offenbaren sich manchmal schlaglichtartig, um schnell wieder ins Dunkel ihres Flusses zurückzusinken. Es kommt darauf an, diese Augenblicke zu erfassen und sie richtig zu deuten, denn sie entwickeln Erkenntnisse, die auf Tatsachen und nicht auf Voreingenommenheiten gründen. Solch ein blitzlichtartiges Aufleuchten stellt für die Frage der Gefährdung geistiger Entwicklungen unserer Gegenwart der Kolbenheyer-Prozeß dar, der andrerseits auch nur s o seine Sinndeutung erfährt. Wenn der Geist mit den Gelüsten politischer Vergeltungsinstinkte gerichtet wird, kann nur Unheil daraus entstehen. Auch das im Verlauf dieses Prozesses immer wieder heraufbeschworene Autodafé von Dr. Goebbels mag als Beweis hierfür gelten.

Es geht nie und nimmer um das Recht zur Vergeltung, für k e i n e n Menschen und in k e i n e m Sinne, es geht um das Recht und die Möglichkeit des Wiederaufbaues, damit die anschwellende Lawine nicht auch noch die letzten Werte begrabe. Diese Ungeduld, nun endlich zum planvollen Aufbau einer vernünftigen und dauerhaften Ordnung zu schreiten, mag aus diesem Bericht nachempfunden werden, und der berechtigte Unmut erkannt werden darüber, daß dieser Aufbau so vielen fähigen Kräften verwehrt wird!

Eine kurze Zeitspanne nur trennt den Urteilsspruch gegen Kolbenheyer von der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt an Thomas Mann, der sich bereit erklärte, zu diesem Akt den deutschen Boden „auf einen Tag wieder zu betreten". Zwischen diesen beiden Ereignissen liegt auch die Ausweisung der Agnes Miegel aus dem idyllischen Bad Nenndorf, wo sie sich nach der Besetzung ihrer ostpreußischen Heimat niedergelassen hatte, dazwischen liegt auch das für die Kulturwelt bittere, für ihn erlösende Ableben Hans Pfitzners in Oesterreich, das von den deutschen Behörden mit Geringschätzung übergangen wurde, dazwischen liegt auch das beschämende Berufungsverfahren gegen Hermann Claudius in Hamburg... Hunderte von Beispielen aus dem Kreuzzug gegen den Adel des deutschen Geistes ließen sich aufzählen, es würde jedoch das, was wir zu sagen haben, schier z u bitter werden, und so soll der Kolbenheyer-Prozeß, als der unmißverständlichste, für alle diejenigen Künder deutschen Geistes stehen, die ihr Recht in den Sternen suchen müssen, da es die Menschen verrieten.

Am 22. und 27. Oktober vorigen Jahres fand in der Spruchkammer VI., München, Thalkirchnerstraße 218, auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946 die Verhand-

lung gegen den Dichter Erwin Guido Kolbenheyer statt. Sie stand im Geiste der Voraussage, die Prof. Baumgarten vom Kant-Lehrstuhl in Königsberg 1945 über den Rundfunk machte, als er vom „Aufstand der Pharisäer" sprach, die „einen unmännlichen Haß ans Werk schicken würden". Kammervorsitzender war Wetzel, Oeffentlicher Kläger v. Moßner, die Verteidigung leitete Dr. Beisler. Die beiden ersterwähnten, vor allem der Vorsitzende selbst, ernteten traurigen Ruhm, da sie unwürdig und haßerfüllt vorgingen, einen für ihre Aufgabe unverantwortlich voreingenommenen Geistesstand verrieten und ihr Wissen von „keiner Sachkenntnis getrübt war". Schärfster Ankläger war der Kammervorsitzende selbst, dessen Mentalität mit seinem Ausspruch während der Verhandlungen bezeichnet werden mag, wonach die „Spruchkammer das einzige" sei, was „Deutschland dem Ausland als Zeichen seiner Sühnebereitschaft" zu bieten habe (!). Die Geisteshaltung des Oeffentlichen Klägers geht aus seiner Bemerkung am Schluß seines Plädoyers hervor, er habe geglaubt, Kolbenheyers Format sei groß genug, um einiges, was er getan, als nicht richtig anzusehen und heute zu bereuen, aber er müsse feststellen, daß dieser Eindruck bedauerlicherweise nicht zu gewinnen sei, so daß seine Achtung vor Kolbenheyer einen empfindlichen Stoß erlitten habe. Hoch über diesen Minderwertigkeitsgefühlen der Ankläger steht der Bekenntnissatz, den Kolbenheyer während des Prozesses aussprach: „Ich habe mein Werk niemals verraten. In einer meiner Reden sagte ich: Wer den Geist verrät, verrät das Volk!"

Belastende Gutachten zu diesem Prozeß wurden von folgenden Schriftstellern eingereicht: Alfred Döblin, Erich Kästner, Werner Bergengrün, Alfred Kehr, Heinrich Mann und Arnold Weiß-Rüthel. Es genüge eine kurze Typisierung der zwei heute am meisten zitierten.

In der neuen Literaturgeschichte von H. Lüth wird D ö b l i n als der größte der lebenden deutschen Dichter gefeiert. (Hans Carossa sagt in seinem Lebensbericht „Ungleiche Welten" von diesen Exilschriftstellern: „Diese Menschen hatten mit der Heimat auch das Gleichgewicht der Seele verloren." E. F.) Es heißt von ihm: „Er ging ins Exil und wirkt heute, französischer Oberst, als Herausgeber der Monatsschrift „Das Goldene Tor". H. Kesten schreibt in „Verboten und Verbrannt" über ihn: „Döblin, der Stettiner Jude, der Berliner Arzt, der kosmopolitische Großstadtdichter, der für die vornazistischen Literaten das reizende Wort von „den Dichtern vom allzuplatten Lande" fand, der Freud-Schüler und Shaw-Erbe, der erste aus der internationalen Modernistengruppe, der durch den Expressionismus ging, vom Taoismus Einflüsse erfuhr, vom Futurismus Anregungen empfing, der Exilierte, der Franzose ward, der verbannte Europäer ... Döblin ist eine eminent deutsche Figur." Wir fügen dieser Aufstellung den noch nicht erwähnten, inzwischen stattgefundenen Uebertritt zum Katholizismus bei. — K ä s t n e r ist Feuilletonredakteur der „Neuen Zeitung". Er war als Repräsentant des neudeutschen Schrifttums zur Tagung des PEN-Clubs nach Zürich eingeladen. Für den „Geist" seines Schrifttums mögen seine Werke selbst sprechen: „Wir haben die Frauen zu Bett gebracht, als die Männer in Frankreich standen" (Zum Weltkrieg); „Die Liebe ist ein Zeitvertreib, man nimmt dazu den Unterleib" („Fabian"); „Dann hätte sie fast ein Kind gehabt, ob von mir, ob von dir, was weiß ich! Das hat ihr ein Freund von uns ausgeschabt! Und nächstens werden wir dreißig." Die „Vossische Zeitung" schrieb seinerzeit voll Anerkennung über ihn: „Es gibt kaum einen Autor, der so heutig wäre, so durchsogen von den Schmutzsäften und dem gärenden Wust dieser Umwelt" („Die Neue Literatur, 2/1932). —

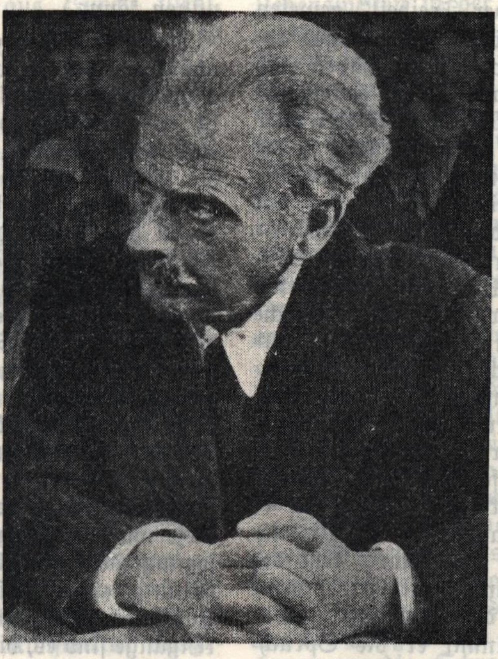
Das waren die Ankläger. Als Punkte der Anklage dienten vor allem zwei Gedichte von 1937 und 1939 in denen Kolbenheyer Adolf Hitler ehrte, der V 1-Artikel „Warum Vergeltung?", der Eintritt in die Partei 1940, die Verleihung des Goethe-Preises und des Adlerschildes. Ich zitiere einen Abschnitt aus dem Brief, den der bedeutende deutsche Dichter Hans Grimm an den Senat der Ludwig-Maximilian-Universität in München richtete: „Soviel mir bekannt ist, liegen gegen diesen größten Dichter des deutschen historischen Romanes und gegen einen der größten Dramatiker der Gegenwart folgende Anschuldigungen vor: Ein Gelegenheitsgedicht auf Hitler, das von ihm erbeten worden war, zur Einweihung der List-Kaserne, der Eintritt in die Partei, als Kolbenheyers Herkunftsland, das Sudetenland, zum Reiche kam, und zuletzt wohl die Verleihung des Reichsadlerschildes mit der Inschrift „dem deutschen Dichter", eine Verleihung, durch die sich die nationalsozialistische Reichsregierung der Zeit, man mag sonst zu ihr stehen, wie man will, ohne Zweifel ehrte.

In dem ganzen gewaltigen Lebenswerk Kolbenheyers, auch wenn man seine besondere Philosophie ablehnt, ist nichts enthalten,

das mit Hitlerismus, oder Fanatismus oder Antisemitismus oder endlich mit Vermassung irgend etwas zu tun hätte, sondern ein großer und einzigartiger Geist fand in diesem Lebenswerk seinen einsamen Ausdruck.

Die Verurteilung Kolbenheyers in der genannten Weise durch völlig unzureichende und haßverwirrte Zeitgenossen stellt, das wird von jedem ehrfürchtigen Humanisten zugegeben werden müssen, eine Kulturschande dar,

Der Vorsitzende der Spruchkammer



Der öffentliche Kläger

die zu beseitigen ist. — Bei uns aber fehlt Schutz und Erkenntnis der Kultur seit langem in der Oeffentlichkeit."

Kolbenheyer, der Autor unvergänglicher historischer Romane (die Trilogie des Paracelsus, Amor Dei, Meister Joachim Pausewang, Montsalvatsch, Das Lächeln der Penaten, Das gottgelobte Herz), der Verfasser zahlloser Erzählungen, Aufsätze, Vorträge, Gedichte, der Philosoph der „Bauhütte", der Dramatiker wuchtigster weltanschaulicher Bühnenschöpfungen (Heroische Leidenschaften, Die Brücke, Jagt ihn — ein Mensch, Das Gesetz in dir, Gregor und Heinrich), der zweifache Doktor, Inhaber der Wartburgrose, Träger des Wiener Bauernfeldpreises 1911, des Adalbert-Stifter-Preises 1926, des Literaturpreises des Stadt München 1936, des Tschechoslowakischen Staatspreises für Deutsche 1929, der Kant-Plakette 1941, des Raabe-Preises, des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt 1937, des Adlerschildes des Deutschen Reiches (den außer ihm nur Max Planck und Hindenburg trugen), dieser bedeutende Mensch wird wegen zwei Gedichten und einem Artikel vor Gericht geladen und verurteilt, wegen Gedichten, die für einen privaten Kreis bestimmt waren und zu einer Zeit geschrieben wurden, da nicht nur Millionen des eigenen Volkes, sondern auch Unzählige fremder Völker, darunter bedeutendste Staatsmänner, voll Achtung auf den Kanzler des Deutschen Reiches blickten! Da liegt der Ungeist unseres Zeitalters! Und es wäre nicht das erstemal in dem wechselvollen Auf und Ab unserer Kultur-Erscheinungsformen, daß am Kleingeist der Verantwortlichen die Größe der Möglichkeiten zerspellt!

Ein Einblick in die Verhandlungsweise und die Anklageführung beleuchtet zur Genüge dies: W a r u m hat Kolbenheyer, als auf Grund der Verbotsliste 1933 viele deutsche Schriftsteller Deutschland verließen, sich ihnen nicht angeschlossen? (Der Vorsitzende vergaß bei seiner Behauptung, daß „die wirklich bedeutenden Schriftsteller 1933 ins Ausland gegangen" seien, daß auch Wiechert, Carossa, Thieß, Jünger, Hauptmann und ungezählte andere es nicht taten. Kolbenheyer stellte hierzu fest: „Das Heimatgefühl ist mein politisches Bekenntnis" und „Ich stand unter allen Umständen zu meinem Volk, auch —

und gerade — unter dem NS-Regime. Ich emigrierte nicht, um zu helfen, wo ich immer nur helfen konnte.") Warum erhielt er anläßlich der Verleihung des Goethe-Preises Glückwunschtelegramme von Rosenberg und Goebbels? (Rosenberg bezeichnete Kolbenheyers Haltung einmal als „geistige Arroganz" und Goebbels verweigerte ihm die Zuerkennung des Professortitels!) Warum ist er aus der Tschechoslowakei nach Deutschland umgesiedelt, wo doch, wie der Vorsitzende feststellte, „dort die Welt der Freiheit" gewesen sei? Warum sind seine Werke so gut abgesetzt worden und warum haben sich seine Einnahmen daraus stets gesteigert? Warum trat er 1940 in die Partei ein? (Kolbenheyer bewertete seinen Eintritt in die Partei als Dankesdemonstration für die Befreiung des Sudetenlandes). Warum hat er im Dritten Reich Reden gehalten? Warum hat er unter dem Hitler-Regime Aufsätze veröffentlicht? Warum verurteilte er die Bombenangriffe auf deutsche Städte, statt sie zu begrüßen? (Vorsitzender: „Die Westmächte mußten bombardieren, um uns vom NS zu befreien!" und: „Die Deutschen waren Bestien und Mörder geworden, und darum mußte die Vergeltung (Bombenangriffe) kommen." Als der Vorsitzende den „Angeklagten" fragt, ob er noch immer zu dem Satz seines V 1-Artikels stünde „Auf Bestialität und Mord steht der Tod. Darum: Vergeltung" antwortet dieser unter dem Aufruhr der Ankläger: „Jawohl!") Warum nimmt er die Spruchkammer nicht ernst? (Kolbenheyer kritisiert in der Gegenschrift Dr. Stenzel das Niveau der Kammer und stellt fest, daß die Gutachter sich von „Rachsucht und Ressentiment" hätten leiten lassen). Warum wünschte er den Sieg Deutschlands? (Zeuge Tschuppik, Chefredakteur der Münchner Abendzeitung behauptet, der Westen habe „gar keinen Krieg gewollt, Kolbenheyer, dieser Oesterreicher" habe „das deutsche Volk aufgeputscht!") Warum hat sich das Volk statt mit Thomas und Heinrich Mann, Stefan Zweig und Bert Brecht, von denen Sachverständiger Tschuppik behauptet, es seien „die wirklichen Dichter", nunmehr mit Kolbenheyer beschäftigt? Warum schrieb er so bedeutende Werke? (Zeuge Gruber, ehemaliger Referent im Propagandaministerium und Mann der Widerstandsbewegung gab zu, der „Paracelsus" habe ihn tief ergriffen und er halte ihn auch heute noch für „eines der größten Werke der deutschen Literatur überhaupt." Zeuge Effer, Wirtschaftsführer aus Düsseldorf, stellte fest, die Werke Kolbenheyers wie zum Beispiel den Roman „Amor Dei" könne „keine Spruchkammer aus der Welt schaffen". Man sorge dafür, „daß die heutige Demokratie von Kolbenheyer Nutzen ziehe!"). Warum verwendet er das anrüchige Wort „Rasse"? (Nirgends behauptet Kolbenheyer, eine Rasse sei mehr wert als die andere. Die Rasse sei eine Differenzierungsform der Menschheit, die sich ausleben müsse. Jede Rasse erreiche einen Differenzierungspunkt, wo sie der Allgemeinheit am meisten nützen könne.)

Mag der Leser auch ungläubig den Kopf schütteln über so viel Voreingenommenheit, Einseitigkeit und Böswilligkeit aber so ist es gewesen, so lauteten die Anklagen! Und aus all dem ergab sich „einwandfrei" die Einstufung Kolbenheyers in Gruppe 2 („Aktivisten"). Es scheint der Generalangriff gegen die Stärke des deutschen Wesens und die Kraft seines Geistes gestartet worden zu sein. Wurzel und Triebe sollten auseinandergerissen werden, damit aus dem gesunden und reichen Saatboden geistiger Tradition keine nährenden Säfte steigen. Aufgepfropfte Fremdreiser auf dem dürren Zweig eines dann verwelkenden Baumes sollen den Anschein zukunftsträchtigen Blühens zu erwecken vermögen. Landaus landein aber muß sich der vergewaltigte Mensch fürchten, diese wahren Gründe zur fortdauernden Besetzung des deutschen Landes, zur Niederhaltung seines Geistes und zur Herrschaft der Unfähigen auszusprechen. Teuflische Gedankengänge sind es, die zu den schändlichen Maßnahmen gegen Vertreter deutscher Geistigkeit führen. Und dennoch entspringen sie nicht nur dem Vergeltungstrieb einzelner, teils zu Unrecht unterdrückter, teils unfähiger Konkurrenten und auch nicht nur außerdeutschen Richtlinien, sondern haben ihre eigentliche Wurzel in einer bedeutungsvollen Ueberlegung: Die Leistungskraft eines Landes kann zerschlagen werden, jedoch blüht sie verjüngt aus den Trümmern, wenn der schöpferische Geist unermüdlich und lebensstark danach strebt; die Erscheinungsform eines Staates wie auch die Wohlfahrt eines Volkes können zerbrochen werden, beide jedoch erwachsen neu aus dem gesunden Blut und dem starken Willen eines planenden Geistes; selbst biologische Einbußen gröbsten Ausmaßes können überwunden werden aus geistiger Erkenntnis und kernigem Lebensmut — wenn aber die Schwingen dieses Geistes beschnitten, der Quell verpflichtender Vergangenheit verschüttet würde, dann verdorrte der Lebenswille, dann erstarrte die Schöpferkraft, dann

erstürbe jede Erneuerung und jeder Aufbau aus der Macht des Geistes! Darum wird in diesen Prozessen verurteilt, was Adel predigt! „Kleinmütige, begrabt ihr Deutschland mit Leichenbittermienen? Es lebt trotz allen Feinden und trotz euch! Das Los eines Prometheus wird keinem Beliebigen zugemutet. Die Feinde haben sich durch ihren Vertragsentwurf zu einem Geständnisse hinreißen lassen, das jene Trauerglockenläuter und verzweifelten Bankrottierer beschämen möge. Feindeshaß, der aus Furcht fließt, kann kein Volk entehren", (Kolbenheyer 1919 in „Wem bleibt der Sieg?")

„Ihr Brunnenschläger, kommt, übt eure Not!
Ihr werdet den gestauten Quell nicht kränken;
Bereiter nur trifft den bereiten Schenken
In eurer Wucht das dienliche Gebot.
Wo wär mein Leben ohne euch geblieben!
Wer keinen Haß erlitten, kann nicht lieben."
(Aus: Kolbenheyer „Zueignung").

So muß der Prozeß gewertet werden, der sich in einer abstoßenden Atmosphäre von Haß und geistlosem Vergeltungstrieb abspielte. Die Voreingenommenheit von Richter und Klägern sei in einigen Beispielen dargestellt. Vorsitzender: „Verunreinigte Kolbenheyer mit seinem Stil nicht die deutsche Sprache?" (!) Zeuge Tschuppik: „Kolbenheyer gehört zu jenen dürftigen Geistern, die sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit überall breit zu machen wissen und eine Konjunktur ausgezeichnet auszunutzen verstehen." Zeuge Tschuppik: „Wer Gedichte zur Verherrlichung des Mörders und Verbrechers Hitler schrieb, müßte sich eigentlich freiwillig in eine Korrektionsanstalt begeben!" Zeuge Tschuppik: „Kolbenheyer ein Dichter? Nicht einmal ein Schriftsteller ist er, höchstens ein Schriftsteller provinziell sudetendeutschen Ausmaßes!" Als der Zeuge König für Kolbenheyer einzutreten wagte, erregte sich der Vorsitzende dermaßen, daß er mit wütender Stimme rief: „Zeuge König, was fällt Ihnen eigentlich ein! Sie nehmen es sich heraus, für einen Betroffenen vor der Spruchkammer Propaganda zu treiben? Das ist ja einfach unerhört ... Ich verbitte mir das energisch! Ich verzichte auf Ihre weitere Einvernahme! Ich werde Sie Ihrer vorgesetzten Behörde wegen Propaganda für einen von der Spruchkammer Betroffenen zur Bestrafung melden!" (König hatte einen Satz Kolbenheyers verlesen: „Das Leben eines Kulturvolkes ist undenkbar ohne eine gegenseitige Hilfe der Menschen untereinander.")

Es wurde einmal diese Spruchkammerverhandlung zur Kolbenheyerschen Eigenart parallel gesetzt, nach der in seinen Werken die Träger junger, aufbrechender Gedanken der vermenschlichten Antithese entgegentreten, und in wuchtigen Szenen die beiden Exponenten gegensätzlicher Weltanschauungen ihr Gedankengut zu behaupten versuchen. Das Neue, Junge, Fordernde trifft hart auf das Bewahrende, Alternde, Festgefahrene. So beispielsweise in „Gregor und Heinrich", wo sich zwei Lebenswelten in der Leidenschaft ihrer Entwicklungsträger gegenüberstehen. Aus ihrem Kampf leuchtet das tiefe Gesetz eines Zeitgeschehens hervor, das durch Jahrhunderte das Abendland in wechselnden Formen bewegt hat. (Heinrich zu Ende des Schauspiels: „Mächtig ist in mir geworden und stark das Reich. Dem bin ich untertan von Gott als ein Mittel und Weg, nicht anders dann du bist untertan der heiligen Kirche Gottes ... Das Reich Christi hat Seel und Leib, sei Herr und Hort der Seel, Bischof von Rom, und laß dem König, was des Königs ist"). In „Heroische Leidenschaften" trifft die nordische Welt in der Gestalt Giordano Brunos auf die mittelländische in Gestalt des Papstes Klemens. In „Das Gesetz in dir" gelangt die Welt des aus dem Kriege heimkehrenden Frontoffiziers mit der innerlich haltlos gewordenen Bürgerlichkeit nach dem verlorenen Krieg zu tragischem Widerspiel. Das Schauspiel „Die Brücke" wird durchwittert von der geistigen Spannung, die zwischen der Welt der Alten und der der Jungen liegt. — So tritt auch Kolbenheyer vor die Schranken des Gerichts als Exponent eines Denkens, das er in seiner „Bauhütte" niedergelegt hat und dem er in seinen Werken folgerichtigen Ausdruck verlieh. Es hätte vielleicht ein gültiger Auftakt zum sinnvollen Abschluß seines edlen Lebenswerkes sein können — aber wo ist die Kraft der Antithese, wo ist der würdige Gegenspieler? Schal und leer echot von jenseits der Schranke die Geistlosigkeit all der Anklagen, die das Bewußtsein eigener Minderwertigkeit ihr eingeben! Die Verhandlung bot ein betrübliches Bild der Unwissenheit, wenngleich Kolbenheyer und sein Verteidiger immer wieder versuchten, sie auf die Ebene der Geistigkeit zu heben. Es war ein glückloses Unterfangen, da jegliche Voraussetzungen auf der Anklageseite fehlten. Weder der Vorsitzende, noch der Kläger, noch die Beisitzer (die ihre Unwissenheit wenigstens durch Schweigen verbargen), noch die Belastungszeugen hatten auch nur einen Hauch von der Tiefe der Gedanken, von der Weite des Geistes, von der Bedeutung des

Menschen, von der Schönheit der Werke verspürt, über die sie hier richteten und die sie — wie konnte es anders sein — verdammten!

Es dürfte bisher wohl nur wenige Prozesse gegeben haben, in denen es zu solch kläglichen Szenen kam, wie in diesem. Bei der Vernehmung des Belastungszeugen Prof. Dr. Alois Wenzl von der Universität München, mußte Kolbenheyer feststellen, daß es bedauerlich sei, daß alle nur ein paar Broschüren gelesen hätten. Ein gewissenhafter Mensch müsse, besonders als Sachverständiger, das ganze Werk eines Autors kennen, bevor er glaube, ein Urteil fällen zu können. Als er Wenzl fragte: „Kennen Sie mein ganzes Werk?" fiel der Vorsitzende mit schlechtem Gewissen ein, sich „energisch diese ewige Suggestivfrage" verbittend! Und Wenzl echote „Ich muß mir diese ganze Art nachdrücklich verbieten!" Die Frage des Vorsitzenden, ob er, Wenzl, Kolbenheyers Reden für gefährlich halte, bejahte dieser, da Kolbenheyer versuche, „Geistiges auf biologische Fundamente zu stellen, also zu materialisieren". Das sei vom philosophiewissenschaftlichen Standpunkt aus „reinster Dilettantismus". Auf diesen schwerwiegenden Anwurf, und vielleicht hoffend, nunmehr auf das Feld der geistigen Partnerschaft zu treten, erbat der Verteidiger eine tiefere Begründung. Zeuge Wenzl aber gab verlegen zu, er habe diese Philosophie „nicht genügend gegenwärtig" und könne also „dieser Aufforderung nicht nachkommen" (!). Kolbenheyer erläuterte daraufhin einige wesentliche Gedankengänge und fragte anschließend den Zeugen Wenzl, ob dieser seine Rede über den aufgeklärten Nationalismus kenne, worin er den engen Nationalismus ablehne? (Deren Schlußabsatz lautet: „Es wird für jedes Volk unerläßlich sein ... sein lebendiges Volksbewußtsein, sein Nationalgefühl ... einer Erwägung auf biologischer Grundlage zu unterziehen. Erst wenn ein aufgeklärter Nationalismus sich durchzusetzen beginnt, werden die Richtigstellungen der ... Fehlreaktion möglich werden, unter deren Folgen das Europa der Gegenwart nicht zur Ruhe kommt.") Wenzl zuckte nur mit den Schultern, ergriff kurz darauf völlig verwirrt Hut und Aktentasche und verließ grußlos den Raum. — Einen weiteren Belastungszeugen, Dr. Hupka von der Kulturabteilung Radio München fragte Kolbenheyer, ob er seine Tetralogie kenne. Selbstverständlich kenne er sie, bestätigte der Gefragte, er habe alles von ihm gelesen. Daraufhin erklärte Kolbenheyer unter dem brausenden Gelächter des Publikums, daß diese Tetralogie noch gar nicht veröffentlicht sei! — Unter anderem behauptete der Vorsitzende, daß die nationalsozialistische Gesinnung des „Angeklagten" aus „Hunderten von Zeitungsartikeln" aus seiner Feder hervorgehe. Als der Verteidiger den Beweis erbat, flüchtete sich der Vorsitzende in die Ausrede, die „Kammer würde darüber beraten". —

Kolbenheyers politische Gesinnung ist national deutsch („Das Heimatgefühl ist mein politisches Bekenntnis"), jenseits jeder parteimäßigen Einengung, ihr entspricht auch seine absolut freiheitliche und unabhängige Stellung durch sein ganzes Leben hindurch. Alle nationale Gesinnung ist heute jedoch „verwerflich" und daher strafbar! So wird ihm als Belastung gerechnet, daß er häufig den Ausdruck „neues Deutschland" (durchaus im andern als dem parteimäßigen Sinne des Dritten Reiches) verwendet. Zeuge König erläuterte, daß wer Kolbenheyers Werk kenne auch begreifen müsse, daß er mit dem Ausdruck „neues Deutschland" den „Aufbruch der tiefsten völkischen Kräfte unseres Volkes, insbesondere der geistigen" bezeichne. Kolbenheyer warf ein, geglaubt zu haben, daß sich dieses neue Deutschland aus dem Hitlerdeutschland, das er nur als Übergangsstation betrachtete, entwickeln würde. Der Vorsitzende erklärte daraufhin kategorisch, das könne niemand glauben. Tiefste Erregung bemächtigte sich an dieser Stelle des Publikums, als Prof. Fischer entschlossen aufsprang und rief: „Doch — doch! Kolbenheyer konnte es! Kolbenheyer kämpfte nur für das kommende Deutschland!". — Wenngleich Kolbenheyer „aus der ganzen Tiefe seines Wesens und der Sehnsucht zum Reich", wie der Verteidiger in seinem Plädoyer sagte, Hitler achtete und von ihm den Bau des von den Besten im Volke ersehnten Reiches erhoffte, erhielt er sich auch im Dritten Reich seine unbedingt freiheitliche Stellung und widersetzte sich mit allen Mitteln gegen jede Form der Gewaltherrschaft und Parteikultur. Klar zum Ausdruck kam dieser Kampf um geistige Freiheit und Unabhängigkeit bereits 1931 in der Streitschrift gegen Alfred Döblin „Die Sektion der Dichter an der Berliner Akademie". Anlaß waren die undeutschen Machenschaften des erwähnten Mitgliedes der Preußischen Akademie der Künste, Sektion Dichtkunst, und dessen Forderung nach Einfuhr der politischen Zensur. Als Kolbenheyer mit seiner Forderung, die spezifisch deutsche Kunst müsse in der Akademie ebenso stark vertreten sein wie die international gerichtete, (für die gerade Döblin mehr Macht forderte), und darum die Aufnahme von Frh. v. Münchhausen, Gerhart Hauptmann, Jakob Schaffner, Paul Ernst, Hans Fr. Blunck und Hans Grimm

vorschlug, nicht durchdrang, trat er im Januar 1931 aus ihr aus. Wilhelm Schäfer und Emil Strauß schlossen sich diesem Schritt an. — Während des Dritten Reiches erhielt er auf Grund seiner Rede „Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland" Redeverbot. Er unterschied hierin scharf zwischen „Führertum" und „Kommandantentum" und lehnte letzteres unmißverständlich ab: „Ein Kommandant wird herangebildet und dann durch Befehl eingesetzt, ein Führer muß durch eine L e i s t u n g, die nirgends gelernt und nicht befohlen werden kann, sein Führertum erwiesen haben." Eine Aufforderung Himmlers, in dessen Stab einzutreten, beantwortete er: „Ich wünsche als freier Dichter volksunmittelbar zu bleiben. Will der Reichsführer SS von mir einen Rat, so stehe ich jederzeit dazu bereit." Kolbenheyer ist nie Propagandist für eine politische Richtung gewesen, wo sich aber Gedankengänge des Nationalsozialismus mit dem Geistesgut seiner Werke decken mag, muß dies anders gewertet werden als die Ankläger es zu tun die geistigen Voraussetzungen besaßen. Auch für ihn galt das tröstliche Bekenntnis, das mir dieser Tage Wilhelm Stapel, ein ebenso freiheitlicher und unabhängiger Geist, schrieb: „Parteien gehn und kommen, es wechseln Glück und Unglück. Das einzige Feste ist das sittliche Gewissen." Kolbenheyers Ueberzeugung leuchtet jenseits aller menschlichen Unzulänglichkeit der Zeiten und findet Ausdruck in den Worten Bertas an König Heinrich: „U n s i s t d i e N a c h t d i e s e s W e g e s a u f e r l e g t, d a ß a u s d i r a n d e n l i c h t e n T a g e r w a c h s e d a s R e i c h, so du ohnvermerkt getragen in der Brust ... Denn Gott führet die Menschen nicht auf Wegen also sonderlich und voll Not, es sei dann, er hab sie erwählet von vielen. Er geht über uns dahin, mein Herr und Gemahl, wir sollen lesen in seines Fußes Stapfen." („Gregor und Heinrich".)

„Für ein Volk, das Selbsterkenntnis wollen muß, können Zeiten der äußeren Bedrängnis, der Armut, selbst der Demütigung zugleich Zeiten des stärksten inneren Wachstums werden, von dessen Umfang der einzelne sich kaum die richtige Vorstellung zu machen weiß, weil äußere Zeichen des Wachstums unter den Anpassungsnöten lange verdeckt bleiben. Denn kein Volk gerät in Krisen, die nicht konstitutionell reif, fällig, die nicht biologisch notwendig gewesen wären." („Ueber aufgeklärten Nationalismus"). Und tröstlich-wissend klingen König Heinrichs Worte: „Laß dir nit bitter sein und halt dein Glauben: Rauh ist mein Land, rauh und eng, aber weit ist das Reich und ist überall ... Mir ist das Reich nicht verdorben, das wartet mein. Nur das Heiltum der Kron hat seine Kraft verlor'n, führ ich das Heiltum gleich mit mir auf allen meinen Wegen."

Wahrlich, Zeuge Huber sagte treffend, daß mit den „Maßstäben der Spruchkammer ein Dichter von der Größe und Bedeutung Kolbenheyers nicht beurteilt werden" könne. So steht beides unverwischbar kraß gegenüber: Hier der Satz Schopenhauers, den Zeuge Tschuppik zwar g e g e n den „Angeklagten" schleudert, der aber einem Bumerang gleich die Ankläger trifft: „Es steht Zeitaltern und Individuen frei, das S c h l e c h t e zu preisen. Aber die Nemesis erreicht sie und die Schandglocke bleibt nicht aus." Dort das Armutszeugnis einer Spruchkammer, deren Vorsitzender sich keinen anderen Ausweg weiß, als zu drohen, daß er nicht weiter gewillt sei, sich die „wiederholten und lauten Kundgebungen gefallen zu lassen" und daß die Kammer beschlossen habe, „den Saal bei der geringsten Kundgebung räumen zu lassen." Dies ist die menschliche und juristische Ebene, auf der sich dieser Prozeß bewegte. Voll Bitterkeit fallen mir dabei Kolbenheyers Verse aus „Zuruf" (1926) ein:

Nie war es unsre tiefste Not,
Daß uns die Welt geschlagen
In Buße, Bann und Bettelbrot.
Stets wich die Nacht dem Morgenrot,
Wir wuchsen im Ertragen.

Was uns an Mark und Herzen frißt,
Das hat kein Feind verstanden
Mit neidischer Gewalt und List:
In unserm eignen Bruderzwist
So werden wir zuschanden.

Und ergänzt sei dieser Vers durch die Worte König Heinrichs: „denn es ist eine Gewalt aufgestanden ... sie hat ihre Kraft gesamlet ... und jaget den a n d e r n Hader in das Reich, das ist der Hader der Seelen."

Kolbenheyer selbst aber schreibt mir:

„Die Angst ist groß, die Angst aus schlechtem Gewissen. Wir gehen einem sehr harten Kampf entgegen, die Emigration hat tüchtig gearbeitet, die Leute werden sich bis zum Letzten wehren. Aber was sie in Händen haben, verdanken sie doch nur der Kriegskonjunktur, und die wird sich mehr und mehr an ihren bitteren Folgen selbst vergiften."

„Ich habe Kassation beantragt und auch Berufung eingelegt. Aus allen Teilen Deutsch-

lands laufen immer noch Remonstrationen beim Sonderminister ein. Aus Südafrika kam eine geharnischte Protestnote, auf der über 100 Unterzeichner standen, darunter 30 Universitätsprofessoren und 25 Studenten.

Die Welt ist noch nicht befriedet. Es ist gut, wenn nunmehr in einzelnen Zügen und auf allen Gebieten des Lebens, auch dem kulturellen, Elemente der Gegenrechnung aufgelegt werden. Die Menschheit muß endlich aus dem Propagandabetrug herausgerissen werden."

Volk und Dichtung durchstehen auch bei Kolbenheyer gleichnishaft ein Geschick, und so gilt auch heute noch das „Deutsche Leid", das er 1919 schrieb:

„Sie alle sänken hin in deiner Not,
doch du erkenne deines Wesens Weiten.
Waage sei deine Drangsal dir und Lot.
Du wirst dich finden. Dienend dem Gebot
des eignen Wesens mußt du weiterschreiten."

Nicht wie Werner Bergengrün (Kolbenheyer sprach während des Prozesses unter dem schallenden Gelächter des Publikums: „Ich gehöre nicht zu jenen divinatorischen Geistern, die hinterher alles vorausgewußt haben") unklug behauptete „Von Kolbenheyer wird bald kein Mensch mehr reden!" wird es werden: Kolbenheyers Werke werden gültiger und unvergänglicher geistiger Besitz deutscher und europäischer Menschen geworden sein, wenn selbst die Schmach der Spruchkammern in graue Vergangenheit entehrender deutscher Selbsterniedrigung zurückgefallen sein wird. „Daß aber ein Entnazifizierungsgericht so leichthin über Gut und Böse eines Autors richten, so eilig über Schuld und Unschuld eines Werkes befinden darf, ist ein Skandal, dessen sich das ganze geistige Deutschland zu schämen hat", schreibt am 3. 1. 1949 das „Westdeutsche Tageblatt". Nicht eine Schande für das geistige Deutschland ist aber dieser Prozeß, denn nicht das geistige, sondern das ungeistige Deutschland hat ihn geführt. Eine Schande für das geistige Deutschland wäre es, wenn dieser Prozeß anerkannt würde und wenn man daraus im Sinne der schlechtverhohlenen Zielsetzung der Richter folgern würde! Eine Schande wäre es, wenn durch ihn nicht die umgekehrte Reaktion als beabsichtigt ausgelöst würde, wenn nicht im Gegensatz zu den Artikeln einer Leipziger Zeitung um die Jahreswende 1933/34: „Tröste dich, du ungebildeter Deutscher! Die Zeit ist da, wo man dich würdigt!" der Wille die Herzen ergriffe, dem Kolbenheyer selbst in seinem Vortrag über den „Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland" 1933 Ausdruck verlieh: „Die Sammlung der geistigen Führer ist das Gebot der Stunde ... Es hat keine Zeit gegeben, in der es auf Geistesleistung im deutschen Volk mehr angekommen wäre, als unsere Zeit. Vorerst haben wir nur auf geistigem Gebiet die Möglichkeit, eine feindgesinnte Welt wieder für uns einzunehmen ... Sammeln wir uns als ein Lebensstand des Volkes, der seinen Bau im Ringen weiter Ahnengenerationen um die Entwicklung erhalten hat, auf daß die deutsche Lebenswelt wachse und ihren Führerrang in der Welt der weißen Rasse behaupte!"

Die „Schuldigsprechung" verwandelte sich nicht nur in einen Sieg der Persönlichkeit Kolbenheyers (Zeuge Esser führte während des Prozesses aus, daß die heutige Jugend Kolbenheyers Werke mit brennendem Interesse lese), sondern, da Mensch und Werk eine unzertrennliche Einheit sind, in den Durchbruch des geistigen Vermächtnisses dieses Großen unseres Abendlandes losgelöst von politischen, parteilichen und menschlichen Einschränkungen. Das Urteil im Kolbenheyer-Prozeß wurde vom Ungeist gefällt, der sich im Begriff „Anti" spiegelt (antideutsch, antivölkisch, antigeistig, antieuropäisch). Daran aber gerade krankt gegenwärtig die Menschheit, daß sie nicht das „Pro" zu finden oder eindeutig zu umreißen vermag, das diesem „Anti" entgegengehalten werden und einen vernunftvollen Aufbau menschlicher Ordnung überhaupt erst ermöglichen kann. So ist dieser Prozeß auch in dieser Hinsicht Symbol des Zeitgeistes und deutet auf eine mögliche Entwicklung hin, die den Keim der Zersetzung in sich trägt. Sein Schauspiel „Heroische Leidenschaften" bezeichnet Kolbenheyer selbst als die Tragödie des Genies, als die innerste Tragödie Giordanos und jedes Denkers und Künstlers seines kulturbedeutenden Ranges. Es ist ein Kampf der Weltanschauungen, „die ihren Trägern die einzige, bis in den Tod unentsagbare Wahrheit bedeuten müssen." Er erblickt den Entwicklungsgang des Genies in drei Stufen, dem „Durchbruch der Idee", dem „Mittlertum der Idee" und dem „Opfer der Individualität für die Idee", und so durchmißt er selbst diesen dritten Stufenraum im vertrauenden Wissen, daß wohl der Mensch verurteilt werden kann, daß aber das Werk seine Berechtigung im freiheitlich-beseligenden Flug aus menschlicher Umhegung heraus in die weiten Gefilde geistiger Bewährung erweist.

Aus dem Verlauf des Prozesses aber wurde offenbar, daß die Herren der Spruchkammer im Grunde Kolbenheyer gar nicht nach dem

„Befreiungsparagraphen" zu richten gedachten, sondern daß sie in ihm den Adel deutscher Geistigkeit zu treffen beabsichtigten, den es zu entthronen gilt! Die Erkenntnis aber, daß dies n i e möglich sein würde (man beobachte nur mit wachen Sinnen die vielversprechenden Ansätze im geistigen Wiederaufbau des deutschen Volkes!) verlieh dem Prozeß das Fratzenhafte seiner unhaltbaren Urteilssprechung: Das U r t e i l der Spruchkammer VI reiht den „Betroffenen" in die Gruppe 2 (Belastete) ein! Kolbenheyer wird zu Sonderarbeiten auf die Dauer von 180 Tagen herangezogen (er ist über 70 Jahre alt!) sein Vermögen wird zu 50 % eingezogen (der Oeffentliche Kläger hatte nur 30% beantragt!); er ist dauernd unfähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden; er verliert das Wahlrecht, die Wählbarkeit und das Recht, sich politisch zu betätigen oder einer politischen Partei anzugehören; er darf weder Mitglied einer Gewerkschaft oder beruflichen Vereinigung sein; auf die Dauer von fünf Jahren wird ihm verboten, in einem freien Beruf oder selbständig oder aufsichtführend tätig zu sein, in nicht selbständiger Stellung anders als in gewöhnlicher Arbeit beschäftigt zu sein, als Schriftsteller, Lehrer oder Redakteur tätig zu sein; er unterliegt Wohnungs- und Aufenthaltsbeschränkungen; er verliert alle ihm erteilten Approbationen, Konzessionen und Berechtigungen; der Streitwert wird auf DM 287.000.— festgesetzt (sein tatsächlicher jetziger Vermögensstand beträgt kaum den v i e r t e n Teil des „festgesetzten" Streitwertes); er hat die Kosten des Verfahrens zu tragen.

Ich entnehme einige Sätze aus dem Brief eines deutschen Schriftstellers: „Neulich war ich bei Kolbenheyer. Ich sah seinen Spruchkammer-Akt. Es ist ein Dokument der deutschen Kulturschande. Hier haben Haß und Rache Orgien gefeiert. Und die Oeffentlichkeit schweigt ... Kolbenheyer lebt in wirklicher Not. Schlimmes ist geschehen. Schlimmes droht noch zu geschehen. ... Gibt es denn ... nicht ein paar anständige Juristen, die ohne klingende Münze zu erhalten, ein handfestes juristisches Gutachten über den ‚Akt Kolbenheyer' machen könnten? Die Gegenseite will Rache bis zur Neige ... Kolbenheyer kriecht nicht zu Kreuz und er will von der Gegenseite auch keine Hilfe. Er will sein Recht, nichts weiter ... Denn es trifft uns alle, wenn man unwidersprochen geschehen läßt, was hier öffentlich geschehen darf."

Hoch über den Ungeist der Prozeßverhandlungen aber erhebt sich das Schlußwort Kolbenheyers, das am Ende dieser Betrachtung stehen soll. Es lautet: „Als Staatsangehöriger deutscher Nation hatte ich den gegenwärtig geltenden Gesetzen zu folgen. Ich habe mich ohne Einspruch einem Verfahren unterstellt, das sowohl im deutschen Volke als auch im Auslande schwersten Zweifeln über seinen Lebenswert, das heißt also über seinen Rechtswert, begegnet und sich keiner Volksbefragung unterziehen könnte, ohne beseitigt zu werden.

Während meiner Verhandlung bin ich Invektiven und Unterstellungen, die in diesem Falle außergewöhnlich genannt werden können, nach bestem Wissen und in ruhiger Ueberzeugung begegnet.

Keineswegs habe ich nur Erklärungen abgegeben, schwerste Mißverständnisse und Unwahrheiten aufzuheben, und habe mich nicht angestellt, als stände ich wie ein Unbeteiligter über der Sache. Ich habe mich zu verteidigen gesucht, als könnte ich wirklich vor einer Schuld zur Verteidigung veranlaßt sein, vor einer Schuld, zu der ich mich reinen Sinnes nicht bekennen kann.

Reiche Gelegenheit wurde meinen Angreifern gegeben, nicht nur ein Lebenswerk in gröblichster Weise zu schmälern, das im deutschen Volke und im Auslande Verständnis und hohe Anerkennung gefunden hat, es ist auch entgegen widersprechenden Zeugnissen hochangesehener Männer bis zum Schlusse des Verfahrens meine Lebenshaltung so hingestellt worden, als sei ich ein zur Sühne verpflichteter politischer Fanatiker, der ich niemals gewesen bin.

Das letzte Wort innerhalb des Kammerverfahrens vor dem Spruche, das mir gesetzlich zusteht, soll angesichts dieser Tatsachen nicht einem Ersuchen um Nachsicht zu Gunsten meiner Person gelten, mein letztes Wort ersucht lediglich: die Urteilenden mögen bedenken, daß die Kammer in diesem Falle nicht allein innerhalb eines politischen Gerichtsstandes wirkt, sondern auch vor einem geistesgeschulten Forum, das über die Grenze der deutschen Nation hinausgeht, vor einem geistesgeschichtlichen Gerichtsstand also, der übervölkischen Wirkungskreis besitzt. Ich bin der Ueberzeugung, daß das Urteil, das hier gefällt werden soll, nicht so leicht der Vergessenheit anheimfallen wird."

Hans Grimm an Kolbenheyer

20. Dezember 1948
Lippoldsberg, Klosterhaus

Lieber Kolbenheyer!

Eine Mappe ist vorgeschlagen, darinnen Freunde und Ehrfürchtige vor Ihrer großen Kunst und vor Ihrem leidenschaftlichen Wollen die Wünsche zusammenlegen, die sie an Ihrem siebzigsten Geburtstage sonst einzeln zu Ihnen hingesandt hätten. Mir ist die Teilnahme an der Mappe lieb. Mir scheint aus der Gemeinsamkeit heraus eine größere Feierlichkeit des Wortes und eine größere Huldigung vor Ihrem Geiste natürlich möglich als in geschloßenem Briefe von Mann zu Mann. Und mich drängt es, gerade in diesem ausklingenden Jahre mit einer ganz tiefen sichtbaren besonderen Verneigung vor Sie treten zu können.

Lieber Kolbenheyer!

Vor vollen 75 Jahren hat Ihr Großvater Kolbenheyer, damals evangelischer Pfarrer im Oedenburger Komitat, meine Eltern auf dem Gute Goldeck in Vöslau bei Wien getraut, denn die staatliche Zivilehe gab es damals in Oesterreich noch nicht. Ich besaß Gedichte Ihres Großvaters an die Mutter und an Vater und Mutter zusammen.

Zwei Jahre nach jener Trauung wurde ich im damals neuen kleindeutschen Kaiserreiche und fünf Jahre nach jener Trauung wurden Sie im Kaiserreich Oesterreich als Kind deutschen Volkstums geboren.

Ich weiß nicht, wie frühe Ihre dichterische Berufung offenbar wurde, ich weiß von mir, daß meine Mutter, schon ehe Ihr Großvater sie traute, den heimlichen Glauben und Willen nährte, werde ihr in der Ehe einmal ein Kind geschenkt, so solle es ein deutscher Dichter sein.

Lieber Kolbenheyer!

Der Weg von damals, bis Sie und ich noch in Unkenntnis voneinander, Ihre am meisten bekannten und am sinnfälligsten deutschen Werke vorzeigen konnten, scheint unsagbar weit. Sie waren mir voraus wie in Vielem im Leben. Ich war ja zunächst meiner Bestimmung scheinbar ausgewichen, nicht etwa um mich ihr zu entziehen, sondern schicksalhaft spürend, ich müßte nach der umhegten, altbürgerlichen binnen-deutschen Jugend erst eine ganze unverhüllte Wirklichkeit erfahren haben. Sie trugen aus den östlichen Grenzlanderfahrungen Ihrer Vorfahren die Wirklichkeiten in sich.

Ich lernte in England und Südafrika, daß es schwer sei, ein Deutscher zu sein in der Welt, daß es mit anderen Worten unendlich schwer sei, das zu sein, was in Ihnen und mir das Beste und Heiligste ist. Ich trug und trage immer mehr an diesem erfahrenen Wissen, und als die Zeit meiner Verkündigung kam, erschien die Offenbarung dieses Wissens als Pflicht allem voran, das ich zu sagen hatte. Die Sie erfüllenden Grenzlanderfahrungen Ihrer Vorfahren, der Deutschen im Osten, waren in der Vergangenheit vielmehr herrenhafter Natur gewesen. Als sie bei Ihnen den gewaltigen dichterischen Ausdruck gewannen, war auch im Osten deutsches Wesen, das die Dome gebaut, das Recht gelehrt, den ersten Protestantismus gedacht, das die große Musik der Menschen gefunden und die unerhörte Kunst der Selbstzügelung und zugleich ehrlichen Herrschaft geübt hatte, schon bedrängt vom aufgereizten Neide und den aufgehetzten Massen.

In Ihrem am meisten bekannten und sinnfälligsten deutschen Werke las ich im Jahre 1926 die Sätze: „Es ist kein Volk wie dieses (deutsche Volk), das keine Götter hat und ewig danach verlangt, den Gott zu schauen." ... So müssen sie die Sehnsüchtigen sein unter den Menschen, so müssen sie immer wieder die Leidenden werden unter den Menschen. Mittag und Mitternacht, der Abend und der Aufgang gießt seiner Völker Haß und Begierde auf dieses Volk der Mitte ... Andere Völker werden rascher alt und klar, folgen ihren toten Göttern ins Nichts. Dies Volk muß steigen und fallen wie Ebbe und Flut, wie Tal und Gipfel, und es ist kein Fall so tief, daß dieses Volkes Sehnsucht sich nicht höher aus dem Grund erhöbe, als aller Völker Sehnsuchtstraum reicht, und es ist kein Gipfel so hoch, daß dieses Volkes wühlendes Wesen nicht ruhelos in alle Tiefen müßte. Aber ... jauchze auf, du hinsterbender Tag: es geht der Stunde zu, da die Nacht von dir wird gebrochen werden, wenn du am schwärzesten scheinst! Es geht der Julnacht zu, aus der die neue Sonne wird ..."

Ich las diese Sätze, nachdem mein am meisten bekanntes und sinnfälligstes deutsches Werk im gleichen Jahre 1926 den Schluß erhalten hatte: „Im Nebelmonat dieses Jahres, in den verwirrten Locarnotagen, wurde die deutsche Erzählung Volk ohne Raum beendet. Und das ist gewißlich wahr, Glockenläuten bedeutet gar nichts, Glocken läuten kein Schicksal fort. Und das ist auch wahr, deutsche Kinder werden immer kürzer lachen, noch schwerer als wir vom Kriege

und wir von Versailles und wir von Locarno, ohne deutschen Raum. Und das ist zu dritt wahr, wo das deutsche Volk den Unterschied je lernen soll zwischen dem eitlen und dem tätigen Worte, muß einer mit demütiger Hilfe beginnen und den Mut zur kleinsten Sache aufbringen."

Ich atmete tief auf bei Ihren Worten. Ich begriff, ich sei dem Manne begegnet, der wie ich berufen sei, in verwirrender Wendezeit als Stimme deutschen Volkstums und als Gotteszeuge deutscher Volkheit. Ich spürte, daß Ihre Stimme und Ihr Zeugnis vor allem Stimme und Zeugnis von innen seien, wie meine Stimme und mein Zeugnis vor allem Stimme und Zeugnis von außen zu sein hätten. Aber das Eine hatten wir gemeinsam, nämlich die Erkenntnis und bohrende Sorge, daß unser Volk immer rascher sich von seiner Arteigenheit abtrennen lasse und immer mehr, sich selbst schwächend, seine eigenen Werte verkenne in den allergefährlichsten Jahren der Menschengeschichte, darin doch die deutsche Geistesgeschichte bisher — bis Masse und Massensinn vordringlich wurden — eine so große Erhellung bedeutet hatte.

Lieber Kolbenheyer, hinter Ihr Rufen nach Selbstbekenntnis und hinter Ihr großartiges Mahnen zur Art, die sich nicht nur nicht ergäben sondern erst recht zu sich selbst befreien müsse, konnte mit großem Rechte der große Ausruf stehen:

Ecce Ingenium Teutonicum.

Lieber Kolbenheyer!

Es vergingen wiederum Jahre. Es schien eine ferne Morgenröte einmal am Horizonte unseres Volkes zu stehen, wie in der Lutherzeit. Es schien einmal, daß unser vermasstes Volk erkenne, was es sich und durch eine begriffene und wiederhergestellte eigene Art der Menschheit schuldig sei.

Daß die Wiedergeburt, daß eine erfüllte Reformation und gar eine allgemeine Menschenwende zur vollkommenen irdischen Ehrlichkeit und Folge nicht ohne Kampf vor sich gehen werde, wer von uns einzelnen Suchenden und Sichtenden wußte das nicht? Nur war unsere leidenschaftliche Liebe zu Art und Volk und zum europäischen Humanismus so stark, daß wir an dem Uebermaß der allgemeinen Entartung, wie sie durch Mangel und Masse und Lüge und Haß und biologische Blindheit zu Wege gebracht war, allerdings vorbeisahen. Und wo hätte schließlich irgend ein europäischer Humanist je zu vermuten gewagt, daß in der Zeit der Menschenwende ein solcher geistiger Tiefstand und eine solche Ungültigkeit und Unbegriffenheit der geistigen Werte erreicht würde, daß man Ihr Werk, daß man Ihre aufgetragene Stimme des sich aufbäumenden deutschen Geistes durch Einstampfen Ihrer Schriften sich einbildete, zum Schweigen bringen zu können? Und wurde nicht zuletzt das Satyr- und Tölpelspiel so weit getrieben, daß ein zufälliger hassender artgeist- und volksfremder Mann seine höhnische Abneigung gegen deutsches Geisteswesen als geltensollende Satzung hinzustellen trachtete und daß dieser zufällige fremde Hasser samt seiner Genossenschaft im gequälten deutschen Lande zu bestimmen versucht: Der Dichter E. G. Kolbenheyer darf neben anderen Sühnen fünf Jahre lang dem ewigen deutschen Geiste und dem ewigen Deutschland und das heißt zugleich dem europäischen Humanismus, nicht als ein Sprecher und Verkünder dienen!

Lieber Kolbenheyer!

Was können wir anderen, wir, die den europäischen und deutschen Humanismus zugleich wirklich und endlich wollen, in solcher unmöglicher Zeit an Ihrem 70. Geburtstag tun, als in höchster Ehrerbietung vor Sie zu treten mit unseren vielen guten Wünschen und mit dem hallenden Bekenntnis zu Ihnen. Dies Bekenntnis ist doch zugleich das Bekenntnis zu einem neuen geistigen Europa und zu einer ganzen menschlichen Wahrheit, frei von Staatsnationalismus, frei von jeglicher Propaganda, frei von Ungesundheit, aber gegründet auf die bewußte gepflegte gute, ja heilige Art jedes Volkstums und also für uns als Deutsche des deutschen Volkstums.

Ihr

(gez.) Hans Grimm.

Kläffer

GOETHE in „Parabolisch"

Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.

So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.

OLAF GULBRANSSON

Beim Meister zu Haus

VON HEINZ STEGUWEIT

Hätte ich diese Betrachtung einem Tragödiendichter zu widmen, glaubt mir, die Sache wäre wohl einfacher. Man sagt etwas von dynamischen Spannungen und griechischen Kothurn, zieht am Ende die Bilanz, daß sich der Autor heroischermaßen für den Mut zum Pessimismus entschieden habe.

Solche Hymnen sind billig wie Brombeeren, man erwirbt sie gleichsam aus dem fertig dekorierten Schaufenster. Aber die Freude am Komischen, das Hohelied aufs Lächeln einer inneren Güte, die nichts Weises wäre, suchte sie nicht das letzte Wissen ums Tragische in ihr zu erlösen, zu beruhigen, das alles ist schwieriger, und stellt eine Aufgabe, die vollends außer der Mode steht. Olaf Gulbransson, der in Deutschland eingelebte Skandinavier, hat, vom Tragischen das Letzte wissend, den Mut zum Komischen. Als Maler, als Zeichner, als Genie der Karikatur, und letztlich als Künstler, der es immer verstand, erprobte Zitate bildlich zu bestätigen, wobei die Skizze Gulbranssons nicht etwa bloße „Illustration" des Textes wurde, vielmehr dessen Umkehr zur witzigen Arabeske. Etwa: Ein gelehrtes Haus von Anno Fidibus — kantige Glatze, zottiger Bart, viel Bauch, die Rute auf dem Rücken — droht uns brillenstreng entgegen: „Wissen ist Macht!"

Wer derlei Spaß beknurrt, hat nie den Ernst verdient. Und wer mit Gulbransson zur musischen Zusammenarbeit kommt und eines Tages zum Schererhof steil überm Tegernsee hinaufklimmt wie ein Pilger zum Athos, der muß fähig sein, alles, was dieser Mann, dieses Wunder an Güte, Kraft, Lebenslust und ... Nachdenklichkeit (sie bestimmt erst das Karat) zu verschwenden weiß, in seinem reichen Werk wiederzufinden. Und auch in seinem Haus, seiner Familie, seinem elysischen Garten. Hier residiert kein Snob, hier wirkt ein Kerl. Hier grinst kein Faxenmacher, hier schmunzelt ein Philosoph. Freilich einer von denen, die ihre Weisheit nicht schleppen wie ein Esel die Malter, sondern etwas vom arkadischen Pan haben, dessen Flötenspiel der große Bacchus auch dann liebte, wenn die Melodie ein Seufzen war. Ich glaube so etwas sagen zu können, weil ich auch Leides und Wundes mit Vater Olaf schon teilen durfte. Weil ich aber auch tieferen Einblick in Werk und Leben des Meisters genoß, der zwar „Professor" ist, aber neben dem Titel lebt wie der wahrhaft Stolze, der sich niemals aufdrängt mit seiner Tugend. Nein, Gulbransson zählt nicht zu jenen Kräftigen, von denen der Berliner zu ulken pflegt, daß sie vor lauter Kraft nicht mehr laufen können.

Wir schauen uns also um auf dem Schererhof, der ehemals eine bäuerliche Herberge war, heute hat sich der Künstler das Anwesen verklärt. Der Rasen ist weich und gepflegt wie Velours, zwischen Blumen und Hecken blinkt ein Schwimmbad, seitwärts mahnt eine Blockhütte mit mythischem Drachenkopf an des Hausherrn nordische Herkunft. Dort aber, wo der malende Wiking schafft und wohnt, tut sich ein Sesam voller Kostbarkeiten auf, und das Wesen der einzelnen Dinge spiegelt die Seele dessen, der des Lebens Fülle hat. Wer also meint, im Hause des großen Menschenkenners, dieses unerbittlichen Gegners aller Dilettanten, wimmele es von skurrilen Scherzen, o — der irrt, der hat des Meisters Hauch niemals verspürt. Dieses Gemisch von bayerischem Barock und skandinavischer Würde ist was fürs Herz. Teller, Krüge, Ge-

„EIGENE FRUCHT HAT WUCHT."
„ALTE LIEBE ROSTET NICHT"
„EIN GOTT IST DER MENSCH WENN ER TRÄUMT
EIN BETTLER WENN ER NACHDENKT."
OLAF GULBRANSSON
FRIEDEN --- NICHT FRIEDEN --- FRIEDEN --- NICHT FRIEDEN --- FRIEDEN

WELKEN MUSS DIE BLÜTE — — IN DER ZEITEN FLUCHT, ABER IM GEMÜTE — BLEIBT DIE REIFE FRUCHT."

schirre und geschnitztes Möbelwerk sind das Behagen selber; auf der ehemaligen Tenne aber, wo heute die gute Stube weiß und festlich schimmert, stehen Sessel, Tische, Bänke aus Gösta Berlings Tagen, hölzerne Engel umschweben den Kamin, eine Galerie alter Bilder und Silhouetten erzählt mit epischer Buntheit an den Wänden. Hier plaudert man, wenn das Wetter rauh ist. Dann fegen die Stürme ums Gemäuer, man rückt zusammen, Olafs Gattin Dagny, eine Enkelin Björnsons, bringt Wein, der Hausherr selber trägt Hosen aus Renntierfell, das Wams ist vom gleichen Stoff, und die Füße ruhen in mächtigen Kähnen: Skaal —!

Ja, „skaal" sagt der massive Norweger noch immer, wenn wir Hiesigen ein Prosit rufen oder ein „sehr zum Wohle". — Im Hochsommer aber, wenn die Alpenkämme über dem Tegernsee prunken, wenn im Tal die Boote gondeln und die Sonne dick im Nacken brutzelt, o je, dann hat Europens übertünchte Höflichkeit im Schererhof nur wenig Rechte. Olafs Sohn — das blonde Sönicken, Frithjof leibhaftig — kommt dem Gast mit einem Bernhardiner durch den quellenreichen Wald entgegen, des Hauses Frauen tragen norwegisches Nationalgewand, und wieviel Anmut schwebt mit diesen Kleidern. Solvejg Lied summt heimlich in den Falten: Der Winter mag scheiden, der Frühling vergehn.

Gulbransson aber ist zu solcher Stunde auf der Veranda zu treffen. Wie soll ich's schildern? Diogenes dürfte ein vermummter Puritaner gewesen sein gegen Olafs unverblümte Erscheinung: Geht mir ein wenig aus der Sonne. Und: Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Gulbransson sein! Will sagen: Barfuß bis über die Ohren steht der Künstler, ach, der Lebenskünstler da, vollends im Freien, fine-fine, nur eine billardgrüne Schürze schirmt den Bugspriet seines Daseins, doch achtern verkörpert sich das freundliche Volkslied aus dem Wunderhorn: „Der Herr rief aus den Höhen: was muß ich, Adam, sehen?

Das ist der Mann, der alles Schöne liebt und die Falschen verachtet. So epikurisch schafft der Musaget, der schon glückliche Idylle, Portraits und Landschaften malte, kerngesund und dauerhaft, der aber auch, wo's nottat, der Phrase ihren Zylinder vom Schädel blies und die Unduldsamen des öffentlichen Lebens ebenso mit Feder und Tusche enthüllte wie jeden andern Kauz aus dem reich beschickten Zoo der menschlichen Gesellschaft. Dabei war und ist der Meister niemals diffamierend, allerdings setzt er von seinen „Opfern" voraus, daß sie nicht weniger Humor haben als er selber, der die drolligsten Karikaturen von seiner eignen Person zu zeichnen pflegt.

Niemand weiß, in welchen Zirkel dieser Olaf sich einordnen ließe, welchem Ismus er verhaftet sei, wo er ein Vorbild gehabt hätte, wer ihm nachzufolgen würdig wäre. Allenfalls sein Sohn, der als Maler und Schriftsteller erstaunliche Begabungen zeigt. Sonst aber ist Olaf Gulbransson eine einmalige Protuberanz, ein Genie der Pointe; und wie kennt er die Magie des Weglassens, dies aber nicht nur beim Hinsetzen des Wesentlichen im Bereich der Karikatur, auch zur heißen Sommerzeit, wenn er auf der Veranda wortlos Goethe zitiert: Arkadisch frei unser Glück —!

Wir wollen den Schererhof grüßen.

Geschichten aus dem alten Wien

VON ALFONS v. CZIBULKA

Lebte man im Wien der Biedermeierzeit, vor allem im Vergleiche zu heute, auch wie im Paradies oder wie der Herrgott in Frankreich — was freilich auch schon eine Weile her ist —, so hatte doch auch jene oft so wehmütig gepriesene gute alte Zeit ihre *Ecken und Kanten.* So etwa das obrigkeitliche Mißtrauen, das auch der Grund war, warum das in der Nähe des berühmten Kärtnertortheater gelegene Literaten-Kaffee Katzmeier zu den beliebtesten Jagdgründen der Spitzel des Polizeigewaltigen Grafen Sedlnitzki gehörte, der jeden Poeten oder Schriftsteller von vornherein für ein staatsgefährliches Subjekt erachtete. Waren die damaligen Strafen für die der Staatsgewalt unwillkommenen politischen Meinungen, gemessen an der Brutalität mancher Systeme der letzten Jahrzehnte, auch recht harmlos und bestanden sie zumeist nur in mäßigen Geldstrafen oder gelindem Polizeiarrest, so empfanden sie die Literaten doch als lästig genug. Auch betrachteten sie diese Unterbindung wienerischen Geraunzes als eine Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit. Begreiflich, daß sie sich bemühten, sich der Bespitzelung durch diese Angeber — im Volksmund „Naderer“ genannt — auf mancherlei Art zu entziehen. So war es im Katzmeierischen Kaffeehaus üblich, daß wenn ein solcher als harmloser Gast getarnter Polizeivertrauter von einem der Anwesenden erkannt wurde, die geflüsterte Warnung „Naderer da!“ von Tisch zu Tisch lief und alle politischen Gespräche in unverfängliches Geplauder verwandelte. Was wiederum der mit dem nahenden Jahre 1848 immer unruhiger werdenden Polizei auf die Nerven fiel, die schließlich solches warnende Geflüster unter Androhung hoher Geldstrafen verbot. Das half, wie in ähnlichen Fällen, nicht das Geringste. Als nämlich eines Nachmittags im genannten Kaffeehaus wieder ein Spitzel entdeckt wurde, ertönte plötzlich die Stimme des alten, auch wegen seines Humors bekannten Dichters Castelli „Wissen die Herren schon, wie jetzt bei der Armee der Generalmarsch geblasen wird?“ Er hob die hohle Hand an den Mund. „Nicht wie bisher Tatarata, Tatarata — Tataratata! sondern“, und seine Stimme hob sich zu nachahmendem Geschmetter „Naderer da, Naderer da — Naderer dada!“ Worauf unter wahrhaft homerischem Gelächter der Angeblasene von dannen schlich und Castelli am übernächsten Tage vor dem Polizeikommissar des Bezirkes stand. Der hatte Sinn für Humor und lachte von Herzen, als der Delinquent auf die Frage, ob die Meldung des Polizeivertrauten stimme, nun in der nüchternen Amtsstube seine Produktion von vorgestern wiederholte. Als aber der Poet seinerseits fragte, ob denn der Generalmarsch der kaiserlichen Armee plötzlich verboten worden sei, erhielt er die Antwort: „Das nicht. Aber mit unterlegtem Text kostet er halt das nächste Mal 50 Gulden Straf', Herr v. Castelli.“ So kam es, daß in den sonst so unkriegerischen Wiener Kaffeehäusern jedem erkannten Polizeispitzel fortab zwar nicht das unter Strafe gestellte „Naderer da!“ dafür aber die kriegerischen Klänge des kaiserlichen Generalmarsches entgegenschmetterten. Was schließlich die gleiche Wirkung hatte.

Vielleicht war der witzige Castelli auch der Erfinder folgender Anekdote über den sehr adelsstolzen, sehr hochmütigen österreichischen Feldmarschall Fürsten Windischgraetz, der sich überdies — wegen der Niederwerfung der Achtundvierziger-Revolution in Prag und Wien — wenig Beliebtheit erfreute. Windischgraetz, so erzählte man sich, kommt an die Himmelstüre und läutet. Sankt Petrus steckt den Kopf durch das Pförtnerfenster und fragt nach Namen und Begehr. Hochmütig antwortet der Fürst: „Ich nehme an, daß ich nicht erst zu sagen brauche, wer ich bin; und jetzt öffnen Sie gefälligst das Tor!“ Petrus zuckt bedauernd mit der Schulter. „Tut mir furchtbar leid, aber für Durchlaucht ist leider kein Platz im Himmel.“ Windischgraetz fährt

auf: „Was? Kein Platz für mich? ... Sie sind wohl nicht ganz bei Trost, mein Lieber. Ich war doch immer ein guter Christ und treuer Diener der Kirche.“ — „Wissen wir, wissen wir alles“, entgegnete Petrus. „Aber es ist doch kein Platz für Eure Durchlaucht. Denn sehen Sie, die Sache ist die. Auf dem Himmelsthron sitzt natürlich Gottvater, rechts neben ihm sein Sohn Jesus Christus und — links werden ja Durchlaucht nicht sitzen wollen!“

Galten mit dem Jahre 1848 auch alle Sonderrechte des öesterreichischen Hochadels für erloschen: in der Praxis gab es sie zu einem kleinen Teile noch bis zum Ende der Donaumonarchie. Vor allem die Statthalterposten blieben so gut wie ausschließlich der Aristokratie vorbehalten. Das geißelte einmal auf sehr feine Art der bekannte, wegen der Unbarmherzigkeit seiner Prüfungen gefürchtete Wiener Rechtslehrer Professor Bernatzik. Als ein junger Graf sich bei der Staatsprüfung nicht gerade durch übermäßiges juristisches Wissen ausgezeichnet hatte, tat ihm Bernatzik das nicht bestandene Examen mit folgenden Worten kund: „Herr Graf! Daß Sie einmal Statthalter von Niederösterreich werden, kann ich nicht verhindern. Aber ich verzögere es hiermit.“

Eine der Folgen des obrigkeitlichen Mißtrauens in der Metternich-Zeit war auch die strenge, oft schon wunderliche Handhabung der Zensur. Eines Tags fragte Grillparzer einen ihm sehr wohlgesinnten Hofrat der kaiserlichen Zensurstelle, warum denn sein nun bald vor zwei Jahren eingereichtes Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“, das doch geradezu eine Verherrlichung des Kaiserhauses genannt werden könne, noch immer nicht die Aufführungsgenehmigung erhalten habe; ob denn das Stück etwas Staatsgefährliches enthalte. „Aber bitt' Sie, Herr Grillparzer, gar keine Spur“, gab der Hofrat zur Antwort. „Aber schauen S', ich hab' mir halt gedacht, man kann doch nicht wissen.“ Erst ein Machtwort des Kaisers Franz I. verhalf dem „Ottokar“ zur Uraufführung an der Wiener Burg.

Einige Jahre später besuchte Grillparzer den Dichter und Schauspieler Raimund in seinem geliebten Gutenstein in den schon gegen den Wiener Schneeberg sich aufstufenden Waldgebirgen. Als Grillparzer, durch das schöne Piestingthal wandernd, Gutenstein fast schon erreicht hatte, lief ihm in einem letzten Waldstück gerade Raimund über den Weg. Sein Anzug war verknittert, da und dort auch durchlöchert, voll Harz- und Moosspuren und das wirre Haar mit Tannennadeln besät. Kopfschüttelnd blieb Grillparzer stehen und fragte verwundert: „Ja, wie schauen denn Sie aus?“ Raimund, der damals gerade seinen „Verschwender“ schrieb, antwortete: „Wie soll i denn ausschauen, wann i den ganzen Tag auf die Bäum' sitz' und dicht'.“

Oft beklagte sich Raimund, daß er mit Frauen kein Glück habe. In einem Freundeskreis erzählte er einmal, er habe sogar schon einen Selbstmordversuch begangen, der nur mißglückt sei, weil ihn Vorübergehende noch rechtzeitig aus dem Wasser gefischt hätten. Es sei eben sein Schicksal, von jeder Frau enttäuscht zu werden. Und das sei halt zum Aufhängen. Worauf einer meinte: „Aber getan hast es doch nicht.“ Raimund sah ihn betroffen an und raunzte: „Geh schau, man kann sich doch nit in einemfort umbringen.“

Auch die überängstliche Genauigkeit der vormärzlichen Wiener Zensur, die sogar die Todesnachrichten eingehender Prüfung unterzog, schützte die Zensoren nicht immer vor der Tücke der Druckerschwärze. So war eines Tags in einer Sterbenotiz in der amtlichen Wiener Zeitung unter dem Namen der Toten die einigermaßen verunglückte Wendung zu lesen: „Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborene Hölzl“. Seither pflegte Kaiser Franz seine Frau mit Vorliebe „Hölzl“ zu rufen. Wie er ja überhaupt trotz seiner trockenen Beamtennatur ein gut Stück wienerischen Humors besaß. So sagte er einmal, als er mit seinem Flügeladjutanten am Fenster stand und gerade ein scheu gewordener Ochse durch den Burghof raste: „Sehens S', mein Lieber, das is amal a Rindvieh, das ohne Protektion in die Hofburg kommt.“

Daß während des Wiener Kongresses, der übrigens keineswegs nur tanzte, sondern durch Geschick und weise Mäßigung der Sieger Deutschland 40 Friedensjahre schenkte, das Leben manchmal allzu sehr überschäumte, ist zu verstehen. Feierte doch mit dem Wiener Kongreß Europa zugleich das Ende fast eines Vierteljahrhunderts blutigster Kriege. Eines Tages wurde dem Kaiser gemeldet, daß ein schon recht betagter Hofgeneral sich an einem Ball beteiligt habe, dessen Teilnehmer sich durch geradezu paradiesische Gewandung unliebsam bemerkbar gemacht hätten. Franz befahl den Sünder zu sich. Ihm, dem Nüchternen und Sittenstrengen, schien das denn doch über die Hutschnur zu gehen. Als aber dann der Alte eisgrau und klapprig und mit sichtlich schlechtestem Gewissen vor ihm stand,

sah ihn der Kaiser nur von oben bis unten an und sagte kopfschüttelnd: „Gut müssen S' ausgschaut haben!"

In einer Gesellschaft wurde über künstlerische Fragen debattiert, was den als Gast anwesenden Moritz v. Schwind natürlich besonders interessierte. Bald führte er fast allein das Wort. Nur ein jüngerer, ihm unbekannter Herr hatte immer wieder Einwände. Das nahm Schwind krumm. Nicht wegen des Widerspruches an sich. Aber die Hartnäckigkeit, ja Borniertheit, mit denen der junge Mann seine mehr als törichten Ansichten vertrat, ärgerten den Maler. Seine Entgegnungen wurden immer lauter und gereizter. Schließlich hielt es der Unbekannte für nötig, würdevoll zu bemerken: „Sie scheinen nicht zu wissen, zu wem Sie sprechen. Ich bin Baron Fuchs." Da platzte die Bombe und es kam die Antwort: „Daß Sie a Viech san, hab i schon lang g'merkt. Nur für an Fuchs hätt' i Sie nit g'halten."

Durch seinen Witz war der Konservatoriumsprofessor und Konzertmeister der Wiener Hofoper Joseph Hellmesberger ebenso bekannt wie durch seine musikalischen Verdienste. Eine Ansprache in der Oper, anläßlich eines Lehrerkongresses begann er mit folgendem Satze: „Ich habe dieses Haus schon voller, ich habe es auch schon leerer gesehen, aber so voller Lehrer noch nie." Meist manifestierte sich sein Humor freilich bissiger. Um so mehr, weil er auch bei den besten Komponisten immer wieder Anklänge an fremde Werke fand oder doch solche Entlehnungen behauptete. Einmal war er bei seinem Kollegen, dem Professor für Kompositionslehre Robert Fuchs zum Mittagessen geladen. Als Fuchs nach Tisch bat, ihn für eine Zeit zu entschuldigen, er müsse an einer Sonate arbeiten, bemerkte Hellmesberger zur Familie seines Gastgebers: „Kinder, tuts beten, der Vater geht stehlen!" Ein anderes Mal spielte Fuchs bei einer Hausmusik seine neueste Symphonie vor. Als der letzte Ton verklungen war, sang Hellmesberger leise vor sich hin: „Fuchs, die hast du ganz gestohlen!"

Seinen Kollegen, den Konzertmeister der Budapester Oper, den Geiger Grün konnte Hellmesberger nicht leiden. Darum erzählte er eines Tags: „Heut hat mir 'träumt, der Grün is g'storben und gleich in Himmel kommen. Kaum hat der Petrus hinter ihm das Türl zug'macht, kommt schon wieder einer daher. Was er im Leben g'wesen is, fragt der Petrus. Geiger, antwortet der andere. Da wird der Petrus fuchsteufelswild und schreit: „Was? Geiger sind S' g'wesen? ... Da schauen S' aber, daß verschwinden! Von den Hallodri kommt mir keiner in Himmel." — „Tschuldigen' s'", meint der andere, „Grad haben S' doch den Grün neing'lassen." — „Ja, seit wann is denn der Grün a Geiger?" sagt der Petrus drauf."

Eine „Reliquie aus der Metternichzeit" wie sie sich im Alter selber gerne nannte, war die erst nach dem ersten Weltkrieg gestorbene durch Charme, Geist und Bildung ebenso wie durch ihre Häßlichkeit bekannte Fürstin Pauline Metternich, eine Schwiegertochter des großen Staatskanzlers. Ihr Vater war der durch seine tollkühnen Reiterstücke berühmte „Stallmeister des Teufels", der ungarische Graf Sandor. Daß der alte Kaiser Franz Joseph, als er bei einem der vielen Wohltätigkeitsfeste, die die Leidenschaft der sehr sozial denkenden Fürstin Pauline waren, von ihr den für besonders hohe Spenden üblichen Dankeskuß empfangen mußte, gesagt haben soll: „Mir bleibt doch wirklich nichts erspart", ist aus mancherlei Gründen nur eine Erfindung. Wahr aber ist, daß sie bei ihrem 60. Geburtstag dem gratulierenden Wortführer einer Abordnung, der tröstend meinte, daß 60 Jahre doch kein Alter seien, freundlich brummend die Antwort gab: „Ja, für eine Kathedrale!"

Ein Liebling der Metternich war der Komiker Girardi. Von ihm erzählte man sich viele Geschichten. Unter anderem auch folgende, die aber sicher auch erfunden ist. Girardis sehnlichster Wunsch war es, dem alten Kaiser, der ja fast täglich zu Frau Schratt kam, dort vorgestellt zu werden. Die Erfüllung dieses Wunsches schien unmöglich. Aber durch Zufall ging's dann doch. Weil nämlich der Kaiser einmal früher als sonst erschien und Girardi gerade bei Frau Schratt zu Besuch war. Franz Joseph richtete einige freundliche Fragen an ihn, auf die Girardi nur stotternd erwiderte. Als aber der alte Herr fragte: „Warum denn gar so nervös, Girardi?" bekam er zur Antwort: „Majestät, reden Sie amal mit an Kaiser!"

Eine ungewöhnliche Freude erlebte der Leibarzt Franz Josephs, der beliebte und tüchtige Dr. Kerzl, als bei dem Festessen, das ihm Wiener Kollegen zu seinem 70. Geburtstag gaben, der berühmte Chirurg Eiselsberg folgenden Trinkspruch auf ihn ausbrachte: „Meine Herren! Andere Monarchen haben als Leibärzte Leuchten der Wissenschaft. Aber unser Kaiser weiß schon, warum er sich mit einem Kerzl begnügt."

Eine Heimkehr*

VON JOSEFA BERENS-TOTENOHL

Die Kälte der letzten Tage war geblieben, und der kleine breitschultrige Mann auf dem Friedhofe arbeitete sich kaum warm, als er das Grab zuschaufelte. Hart dröhnten die Erdschollen auf den Sarg, sodaß er die Schritte überhörte, die näherkamen. Deshalb erschrak er sehr, als plötzlich eine hohe Gestalt am Grabe stand, und er meinte nicht anders, als daß es der Leibhaftige selber sei und bekreuzigte sich eiligst. Der Fremde aber hielt das heilige Zeichen ruhig aus und entwich nicht. Er sprach mit menschlicher Stimme und wollte wissen, wer derjenige sei, den er eingrabe.

„Ein Bauer ist's, ein reicher Bauer. Vom Pracherhofe der Bauer, wenn Ihr den holen wollet!" hub der Kleine an, immer noch voll geheimer Angst. „Den Pracher habt Ihr gewiß gekannt, oder habt Ihr nicht, Herr? Ich bin nur ein armer Schuster, Herr, und der Totengräber bin ich. Trum sage ich — — —" Damit schloß er wie gewöhnlich seine Reden. Spötter hatten ihm den Namen „Trum" gegeben.

„Ich habe nur wissen wollen, wen Ihr dort begrabt und was mit dem Pracherbauern geschehen ist. Hat er eine Krankheit gehabt, daß er gestorben ist?"

Das nahm dem Schuster die Angst vom Herzen, und er begann zu reden, wie es seine Art war. Lang war die Geschichte, die er erzählte, wie der Pracher im Walde zu Tode gekommen. Auch was sonst an Unglück über den Hof gekommen, berichtete er so, wie er die Dinge sah. Daß der Aelteste, der Burk, in Rußland geblieben und daß die beiden andern Kinder in der Franzosenzeit sich unglücklich gemacht hatten, erzählte er. Nur der Henning und die Holgert seien noch geblieben.

Der Fremde stand da und hörte zu. Das war dem Trum noch nicht geschehen, daß er bei diesem Werk Gesellschaft hatte; und der Mann sah in die Grube hinein, als gehe ihn dieses alles viel an. Gesprächig war er nicht, aber den Trum konnte er zum Reden bringen wie keiner. In der Kirche spielte noch die Orgel. Dann verstummte sie. Man hörte ein Scharren von Füßen.

„Ich danke Euch", sagte der Fremde und verschwand vom Friedhof hinweg auf dem schmalen Wege, der vom Dorfe abseits in die Felder führte. Der Trum beeilte sich, mit seiner Arbeit zu Ende zu kommen. Die Leute wunderten sich, als sie ihn noch am Grabe fanden und sprachen ihn darum an. Er aber hatte das Herz so voll, daß ihm die Geschichte mit dem Fremden nur so aus dem Munde fiel.

Unterdessen wanderte dieser seines Weges. Er strebte vom Dorfe fort, dem Grimmert zu. Den Pracherhof ließ er linker Hand und ging durch das Beeketal aufwärts. Bald verlor sich der Weg in den Wäldern. Da bog der Mann ein. Zum ersten Mal blieb er stehen, sah sich um. Der Frost der letzten Tage hatte das Wasser stumm gemacht. Unhörbar schlich es unter der Eisdecke hin. Der Mann wanderte bachaufwärts. Nach einer Weile wurde das Tal enger. Es ging dem Steilhange zu, wo sich der Bauer den Tod geholt hatte. Der Wanderer mußte sich auskennen, denn er schritt ohne Zögern fürbaß und hielt erst an dem Orte inne, wo noch die Spuren des Unglücks zu sehen waren. Er betrachtete sie lange, dann schüttelte er den Kopf, ging weiter.

Langsam ging er, wie einer, der Zeit hat und dem es nicht eilt, unters Dach zu kommen. Er trug eine Kleidung, daß man ihn den Tatern hätte zurechnen können: einen zerschlissenen Schafpelz und eine Fellmütze, die tief in die Stirn gezogen war. Seine Füße staken in Stiefeln, die auch nicht im Dorfe gemacht waren. Die Hand hielt einen Eichenknittel, und es fiel auf, daß ihn die Linke

*) Mit Erlaubnis der Dichterin aus dem Buch: „Der Fels" im Eugen Diederichs Verlag Jena entnommen.

führte. Der leere Brotsack auf dem Rücken half noch, den Mann zum Bettler zu machen.

Es war schon Nachmittag, als der Fremde aus der Schlucht heraus den Aufstieg zum Grimmert begann. Der Weg führte durch dichten Tannenwald. An einer Stelle zweigten viele schmale Wege ab. Hier konnte kein Wagen mehr fahren. Nur Jäger- und Wildpfade liefen weiter bergan.

Unser Wanderer aber zögerte keinen Augenblick, den Pfad zu betreten, der ihn zur Kammhöhe führen sollte. Daß der Tag früh versank, schien ihn nicht zu kümmern. Der Weg ging weiter bergauf, immer bergauf. Zuletzt wurde er sehr steil. Der Boden war hart gefroren. Die Glätte nahm zu. Mühsam stieg der Mann dieses Stück Weg hinan, aber er brachte es hinter sich.

Als die Tannen aufhörten, kam eine Waldblöße mit Heidekraut und Beerengestrüpp. Einzelne Birken standen da, deren Aeste von Rauhreif starrten und seltsam verändert waren. Der Weg wurde weniger steil, führte aber noch immer bergan. Dann wurde es fast ganz eben. Die Kammhöhe war erreicht. Hier sah man keine Bäume mehr. Nur vereinzelt ragten Baumstümpfe auf, von Moos und Flechte überzogen und stark verwittert.

Oben angekommen, blieb der Mann stehen. Er schlug den Fellmantel zurück, da ihm beim Steigen warm geworden war, schob die Mütze aus der Stirn. Dunkles Haar kam zum Vorschein und ein Gesicht, übersät mit Pockennarben. Dazu lief ein tiefer vernarbter Spalt quer über die Stirn, griff zum rechten Auge und bis in die rechte Wange hinunter. Die rechte Augenhöhle war leer. Als er den rechten Arm hob, fehlte die Hand.

„Das nennt man heimkommen!“ sagte der Mann und lachte bitter. „Ich Tor! — Ich armseliger Tor! — Als wenn ein Bauer so heimkommen dürfte. — Ein Pracherbauer in Lumpen! — Recht hattest du, Bruder Henning, daß du mich vom Hofe wiesest!“ Er spie aus. Wieder lachte er. Es klang schaurig. Mit dem Stiefel trat er gegen eine Querwurzel im Weg, daß es klirrte. Härter aber durchschnitt das Lachen die eisige Luft des Grimmert. Hier oben gab es kein Wesen, das Fühlung mit dem Leid eines Menschen hatte.

Auch der Vater würde sich vor ihm umgedreht haben. Im Sarg noch hätte er sich umgedreht, wenn ihn Hennig nicht vorher vom Hofe gejagt. Aber man muß erst auf die Höhe des Grimmert steigen, ehe man das weiß. Selbst am Grabe ist ihm das noch nicht eingefallen. Hier oben aber wird einem vieles klar, das man drunten im Tale nicht bedenkt. Am Grabe hat er erfahren, wie es auf dem Pracherhofe steht. Etwas kraus hat er geredet, der alte Trum, den er noch kennt; aber es reicht für ihn, um zu begreifen, wie schwer das Schicksal die Pracher geschlagen hat.

Damit war er zum Grimmert gegangen. Was er hier suchte, hätte er nicht sagen können. Der Grimmert ist der König seiner Jugend gewesen; darum auch hat er ihn heute angezogen. Nun steht Burk droben. Ringsum versinken die Täler und Gründe schon im Abendnebel, und ihm ist zu Mute, als versinke erst jetzt auch sein Leben mitsamt dem Pracherhofe und der Heimat.

Ein ganzes Jahr ist er fast gewandert, um wieder an diesen Ort zu gelangen. Alles hat er verlassen und vergessen, was ihm viele Jahre als Heimat gegolten hat. Nichts hat er mehr gesucht, und je näher er dem Ziele kam, umso brennender ist die Sehnsucht in ihm geworden. Sie hat ihm zuletzt das Blut aus dem Herzen getrunken und alle Gedanken aus dem Kopfe gestohlen. Er hat alles vergessen. In Scheunen und Wäldern, wo er einen Unterschlupf fand, hat er sich niedergelegt. Wenn er vom Schrei der Nachttiere erwachte, ist er aufgestanden und weitergegangen, ohne Fragen, ohne Denken, fast ohne Essen und Trinken. Die Stiefel sind ihm schlecht geworden, der Mantel ist zerschlissen. Er hat's nicht gespürt.

So hat er sich dem Lande seiner heimatlichen Berge genähert, den Menschen seines Stammes. Wie trunken ist er gewesen, trunken vom Grün und Gold der herbstlichen Wälder und dem ewigen Rauschen der Wasser in den Schluchten; denn in Rußland, dort, wo er gelebt, war das Land eben, grenzenlos eben. Er hat Jahre gebraucht, bis er vor diesem Lande nicht mehr erschrak, bis er die Stimme dieses Landes lieben lernte. Vierzehn Jahre lang hat er dort auf einem kleinen Hofe gelebt. Das Land hat ihn festgehalten, ihn, einen Verlorenen; denn was sollte er noch auf dem Pracherhofe? Ein Bauer ohne die rechte Hand? Ein Pracher ohne die Hand! Einer, der erst einen Felsen brechen muß, wenn er dort Hofbauer sein will, weil es so geschrieben steht im Gesetz seiner Väter. Da ist ihm das russische Land Heimat geworden durch Jahre hindurch, eine Pflegemutter war es ihm. Wer aber hat am Ende nicht doch Sehnsucht nach der rechten Mutter?

Darum trank Burk doch endlich aus den echten Quellen der Heimat und wurde trunken von ihnen wie vom Wein. Darum spürte er sein eigentliches Leben wieder wachsen, nun er die Laute der Heimat von den Lippen der Menschen hörte; und noch die Worte des

alten Trum waren ihm wie Worte aus dem Munde Gottes.

Seit drei Tagen hatte er keine Ruhe mehr gehabt. Er genoß keinen Schlaf, und mit der letzten Brotrinde nahm er vorlieb, die sich in seinem Sacke fand. In dem sauerländischen Berglande hat er es nicht vermocht, an eine Türe zu klopfen und um Brot zu bitten. Er spürte keinen Hunger mehr und keinen Durst. Gesättigt ging er in der Hoffnung, bald am Tisch auf dem Pracherhofe zu sitzen und aus der Hand der Mutter das Brot zu nehmen.

Das waren seine Gedanken gewesen, als er die letzte Nacht durchwanderte. Nun stand er auf dem Grimmert, allein, in der einbrechenden Dunkelheit. Er weinte nicht. Aber ihm war, als brenne sein Herz von innen aus. Eis wuchs in seine Glieder hinein. Er stand und spürte es steigen.

Was er hier oben suche, hätte er nicht sagen können. Einfach angezogen hatte ihn der Berg. Wohin anders hätte er auch gehen und flüchten sollen? — Aber er sah, daß er auch hier fremd war. Die Tannen in dem Forste, den er durchschritten, waren klein gewesen, als er aus der Heimat mußte; jetzt waren sie groß, und er hatte ihnen nicht gefehlt. Alle Wälder waren verändert. Nur die Wildnis war geblieben. Aber auch sie bedurfte seiner nicht. Des Grimmert wegen hätte er weiter in Rußland bleiben können.

Immer noch stand Burk auf der Höhe, während die Dämmerung aus den Tälern heraufstieg und ihn einhüllte. Immer enger wurde die Welt um ihn. Er begann zu frieren und zog den Mantel dicht um sich.

„Das Stehen taugt nicht", entdeckte er, als seine Glieder zu beben begannen, und er wollte wieder gehen; aber er konnte sich nur mühsam bewegen. Er wußte selber nicht, wie das kam. Der Weg war holprig und glatt von Eis. Gesträuch hatte ihn überwuchert, darin verfing sich sein Fuß. So kam er nur langsam vorwärts.

Dann fiel ihm die Frage ein, wohin er gehe. Er erschrak. Auf dem Grimmert zu sein, war in solcher Nacht kein Ziel. Da erkannte er, daß er überhaupt kein Ziel mehr hatte. Also wollte er weitergehen, einerlei wohin. Die Kälte würde sonst zu stark werden. Winternächte auf dem Grimmert sind nichts für Menschen. Wildeber brachen früher vom Grimmert aus in die Felder des Pracherhofes ein, und winters kamen die Hirsche in die Täler. Burk fürchtete weder die einen noch die andern. Er wußte um schwerere Gefahren, um solche, die im Menschen selber liegen. Vor ihnen wollte er fliehen.

Nach einer Weile hatten ihn die Schatten der Nacht so eingeschlossen, daß er kaum noch bis zum Erdboden sehen konnte. Dann kam die Finsternis, schwarze Finsternis. Burk blieb stehen. Er wußte, daß der Mond nicht scheinen würde. Wenn nur der Wind sich hören lassen wollte, der auf solchen Höhen fast immer weht! Oder wenn der Schritt eines Tieres sich melden wollte! Aber es war lautlos still. Burk wollte sich wehren gegen dieses Schweigen und stieß seinen Stab gegen die Erde. Er begann dem eigenen Atem zu lauschen, dem Herzschlag. Dann setzte er den Fuß hörbar auf, ging weiter. Das half eine Weile. Bald müßten Sterne kommen, denn es war ihre Stunde. Aber die Nebel lagen schwer und schwarz über der Erde, sodaß sich kaum ein Funken Lichtes durchkämpfen würde. An den Sternen müßte Burk die Richtung erkennen, in der er ging. Freilich, helfen konnten ihm auch die Sterne nicht, sie sind keine irdische Heimat. Aber ein leuchtender Trost sind sie ihm gewesen im fremden Land. Boten waren sie ihm in der Verbannung, Boten, die den Erdkreis umwandern, die allnächtlich auch über seine Heimat zogen. Immer hat er den großen Wagen gegrüßt, dieses herrliche Sternbild, eigens dem Bauern geschenkt. Wenn es über der russischen Ebene aufging, dachte er daran, wie es wenige Zeit später über dem Pracherhofe stehen und die Seinen grüßen würde. Sein Vater hat es ihm gezeigt, als er noch ein kleiner Knabe war. Später ist es ihm wie ein Gebet gewesen, wenn er in Rußland daran dachte. Heute aber wird dieses große Gefährt der Ewigkeit nicht über ihm aufgehen, weil die Erde im Dunst erstickt. Es wird keine gute Nacht werden.

Ohne es zu wissen, war Burk wieder stehen geblieben. Die Füße waren einfach nicht mehr weiter gegangen. Schmerzen fühlte er nicht. Da fiel ihm ein, daß er seit Tagen nichts mehr gegessen hatte; vielleicht war er deshalb so matt. Aber auch der Hunger schmerzte nicht. Wie im Traum nestelte Burk mit der Linken den Brotsack auf und suchte, ob er eine Rinde Brot fände, aber der Sack war leer. Ich hätte doch darauf achten sollen, fiel ihm ein. Aber zu ändern war das nicht mehr.

Unterdessen schritt die Nacht vor. Die Zeit war nicht festzustellen. Burk stand immer noch. Er dachte zu warten, ob sich nichts ereignen würde. Er hätte nicht sagen können, was es sein sollte, aber das würde sich finden. Vielleicht würde der Nebel weichen, daß doch der Himmel sichtbar wäre, wie das in solchen frostkalten Nächten oft geschieht. Er könnte darauf warten, wenn er nur nicht so

müde wäre, und wenn die Kälte in seinen Gliedern nicht so mächtig wüchse. Ihn fror bis in die Seele hinein.

Er hatte auch keinen guten Platz zum Stehen. Wenn ein Baum zu finden wäre, daß er sich anlehnen könnte, dann würde es leichter sein. Vielleicht gab es einen ganz nahe, oder wenigstens einen Stumpf, auf dem er sitzen konnte! Den Stock nahm er, um sich weiterzutasten. Er strengte sich an, um etwas zu entdecken, das ihm von Nutzen sein könnte. Schließlich meinte er, etwas zu hören. Wie ein Brausen war es, ganz nahe. Als er aber scharf lauschte, war es die Stimme des Lebens in seinem eigenen Blute, das unruhig pochte und hämmerte, und schien ihm ein mächtiges Rauschen. Er wußte nicht, jemals eine solche Stimme gehört zu haben.

Plötzlich sah er Lichtfunken aus der Finsternis fallen. Sie regneten ordentlich umher. Aber hell wurde es dennoch nicht, obgleich sie immer reicher fielen, so reich, daß ihn schwindelte. Einen Baum hatte er immer noch nicht gefunden. Er konnte auch kaum noch suchen, denn der Boden unter ihm fing an zu schwanken; und einmal, als er sich festhalten wollte, als er nach seinem Stabe greifen wollte, fiel dieser aus seiner Hand. Burk wollte sich bücken, wollte ihn wiederfinden, da taumelte er und glitt zur Erde. Der Funken aber wurden immer mehr. Wie ein rotes Feuer lohte es vor seinem Auge.

Er saß ganz still und betrachtete das Spiel. Es dünkte ihn schön. Wie gut auch das Sitzen war! Es schien ihm schon ein Glück, daß er nicht mehr zu stehen brauchte. Er zog den Pelz dicht an sich, nahm die Füße an den Leib. Bis ans Kinn preßte er die Knie. So konnte er den Morgen erwarten.

„Wie schön!" sagte er und wußte nicht, daß es schon halbe Träume waren, die ihn umfingen. Ohne es zu spüren, sank er in das andere Leben hinein, in dem die Wunder blühen. Er hatte vergessen, wo er sich befand.

Er war auch nicht mehr allein. Menschen kamen zu ihm. Er hörte sie sprechen. Auf dem kleinen Bauernhofe in Rußland, bei der alten Bäuerin war er, und bei der Natascha, ihrer Tochter. Plötzlich aber war es nicht mehr die Natascha, sondern Marei, seine gute Schwester; und als er sie ansprach, da hieß sie nicht Marei. „Ich bin die Eilicke", sagte sie. Er wunderte sich. „Du bist doch das kleine Mädchen, das auf den Pracherhof kam", sagte er. Die Eilicke lachte, sie sei doch gewachsen wie seine Schwestern.

Dann kam auch Mischka herzu, der junge Russe, Nataschas Bräutigam. Aber dann war es nicht Mischka, sondern Henning, der Bruder, der ihn vom Hofe jagte. Natascha aber hielt sich die Schürze vors Gesicht. „Da hast du's!" sagte sie. Die russische Bäuerin wollte ihn trösten. Da aber war es plötzlich seine Mutter, die Pracherin, und sie sagte ihm, er solle heimkommen, er sei doch der Bauer. Darüber war er sehr glücklich. Wie er sich aber erheben wollte, gelang's nicht. Er konnte kein Glied rühren und spürte nur eine große Müdigkeit. Ihn fror nicht mehr. Aber in seinen Ohren brauste es, als schwimme er mitten in einem wilden Strome, und in seinem Auge brannte ein Feuer, das ihn blendete. Er mußte das Auge schließen.

„Mutter!" lallte er noch. Dann nahm es ihn hinweg. Was weiter geschah, wußte er nicht mehr. Auf dem Grimmert wurde es naßkalt, als wenn das Wetter umschlagen wollte. —

Als Burk wieder erwachte, lag er in einer niedrigen Kammer in einem Bauernhause. Ein Mädchen saß an seinem Bette. Eine Oellampe brannte auf dem Tische.

„Wo bin ich?" fragte er.

„Bei Bauersleuten in der Wennau. Mein Vater brachte Euch vom Grimmert mit."

„Vom Grimmert? — Ja!" staunte er. „So bin ich doch heimgekommen?"

„Wer Ihr seid, weiß ich nicht. Hier ist der Gerberhof in der oberen Wennau. Ich bin die Tochter."

„Die Tochter vom Gerberhofe?" Wie aus weiter Ferne kam es auf ihn zu. „Wie heißt Ihr?"

„Eilicke."

„Ach!" und er versank wieder in seinen Traum.

Durch diesen Traum aber schritt leibhaftig ein Mädchen, das sein Glück in Händen hielt. Er wußte, er war heimgekommen.

Die Wege laufen verschieden, immer bleibt vom Ideal nicht wenig unerfüllt. Aber Sieger werden die Redlichen letztlich alle.

WILHELM RAABE

Das Labyrinth

VON JOSEF MAGNUS WEHNER

Ein griechischer Offizier, der einzige Zeuge, der dem großen englischen Dichter Byron in seiner letzten Stunde beistand, als er im Kampfe gegen die Türken auf den Tod verwundet, fern vom Getöse der griechischen Freiheitsschlacht in einer elenden Bretterhütte lag, erzählte die wunderbare Geschichte, die der Sterbende ihm anvertraute.

„Ich bin glücklich", begann der Dichter, „für Ihr Land zu sterben, das ich glühend liebe, weil es die vollkommensten Götter und Menschen hervorgebracht hat. Nur einen Wunsch habe ich noch, den ich Sie bitte, nach Ihrer Kraft zu erfüllen. Danken Sie bitte jener Frau, jener Göttin Ihres Landes, die mir einst leibhaft erschien, auf einem meiner einsamen Ritte und geben Sie ihr das Gedicht, das Sie unter meinen Papieren finden werden mit den Anfangszeilen: „Kuß deinen Gliedern, matt wie Elfenbein."

Der Dichter schwieg eine Weile. Er kämpfte, so schien es, mit der Scham, ob er denn nun sein Erlebnis erzählen, oder es mit sich in die Stille der Erde hinunter nehmen solle. Aber plötzlich richtete er sich auf und sprach, indem er den griechischen Kampfgenossen mit klarem Blicke ansah:

„Die Götter Ihres Landes sind nackt. So will ich denn ohne Schleier erzählen, was mich so tief ergriff.

Vor einem Jahre stand ich vor den Säulen des Poseidontempels auf Cap Sunion und blickte über die Aegäis nach den goldsummenden Inseln hinüber, die gesellig an den Pfaden der Schiffe nach Troja liegen. Ueberall war Meer, der Himmel rauchte von Silber, von den verkarsteten Gebirgen, dessen Wälder der Türke raubte, flammte ein heißer, rosenroter Wind und vermählte sich mit den Lichtbrandungen des Meeres. Es war ein schöner Tag. Ich saß unter Bienen und Schmetterlingen; Ginster und Thymian beschattete die Füße und der Atem der Salzluft kühlte mein Gesicht.

So saß ich und dachte über Aegeus nach, von dem das Meer seinen Namen empfing. Ich sah das ferne Kreta mit dem Labyrinth des Minotaurus, sah den jungen Theseus dort eindringen, den roten Faden in der Hand, den ihm die Prinzessin Ariadne gegeben hatte, damit er sich wieder herausfinde aus der unterirdischen Wirrnis. Ich sah, wie er das blauflammende, geweihte Schwert auf den Nacken des Stieres schwang und hörte das dunkelrote Gebrüll aus der Höhle. Ich sah den Helden mit Ariadne gen Naxos enteilen, sah den Gott Bacchos aus der Wolke steigen und Ariadne entführen, die ihm, dem Rauschgott, von urher gehörte, sah Theseus traurig gen Athen zurückfahren, trauernd mit ihm das ganze Schiff unter dem schwarzen Segel, das der Steuermann ja hätte durch ein weißes ersetzen sollen, denn heil am Leibe kehrte Theseus heim. Und dann sah ich den alten Vater sich von der gezahnten Klippe des Vorgebirgs in die Flut hinunterstürzen, als er das schwarze Segel am Rande des Himmels sichtete. Denn er hielt seinen Sohn für tot.

Das alles war mir so ungeheuer lebendig, als ich nun zurücktritt, daß ich noch im Bügel an der golddunstigen Insel Helena einen Ruf in den flammenden Aether hinaufsandte zu den Göttern, die einst lebendig waren, ob sie noch mächtig seien, mir zu erscheinen.

Unter Tannen, die düster am Wege saßen wie verstorbene Ritter lag ein Gasthaus, in dem ich zur Nacht blieb. Als ich, schon halb entkleidet, noch einmal an das Fenster trat, um das Meer zu grüßen, das eben feuerhauchend erlosch, sah ich am Fenster des Hauses über der Straße zwischen Zypressen eine Frau stehen, die verloren gegen das Gebirge schaute, auf dem eben wohl auch die letzte Sonnenglut vergehen mochte. Und nun geschah das Wunderbare: wir hoben beide, ohne voneinander zu wissen, im selben Augenblick unsere Hände hoch und öffneten sie dem scheidenden Gestirn.

Ich sah, wie die Frau, fast leblos vor süßem Schrecken, ihre Gebärde zu Ende führte. Sie hatte mich gesehen, wie ich sie gesehen hatte, aber nun verschwand sie wie eine Erscheinung in der Dunkelheit ihres Hauses und ich hatte eine von jenen schlaflosen Nächten, in denen uns Wesen erscheinen, von denen wir nicht wissen, ob es verstorbene oder zukünftige Götter sind.

Wie im Traume, als noch alles schlief, als das Meer still war, und die Berge noch ohne Unterschied, ging ich heimlich in der ersten Frühe an das Meer hinunter, zu dessen Ufer

der Garten des gegenüberliegenden Hauses hinabfiel. Ich entdeckte einen Pfad, der über die zahllosen Grotten der Küste zu jenem weiten Garten führte, ich schalt meine Kühnheit, aber ich ging auf den riesenhaften grünen Garten zu, dessen Buchsbaumhecken eben im ersten Lichte glänzten.

Und nun — sie stand schon da! Sie öffnete mir die Pforte, indem sie die Augen niederschlug und ihre Hand gegen ihr Herz drückte, den rasenden Schlag zu dämpfen. Sie bog, indem sie sich zur Erde bückte, die Zweige der Hecke mit zäher Kraft auseinander und rauschend schlüpften wir durch das bläuliche Buschwerk. Ich mußte ihre Hand kniend vom Gebüsch lösen, so sehr zitterte sie. Wir traten in einen großen, gewölbten Baumgang, durch dessen Schwärze kein Lichttropfen sickerte. Der Gang schien unendlich zu sein. Er bog um Ecken, er beschrieb Kreise, er führte durch Lauben von Blattpflanzen hindurch, die ihre schlangengleichen Aeste kräftig und undurchdringlich ineinander wanden. Nur zuweilen sah man durch die dunklen Schlitze des Busches das Meer blitzen.

Schnell stieg die Sonne. Es wurde früh heiß, es roch nach heiligem Brandopfer, nach gebrannter Erde, nach heißen Tonkrügen, nach der Flamme, die Fleisch verzehrt. Zugleich aber war auch eine kaum fühlbare Kühlung in den Glutdämpfen. Atmeten die schwarzgrünen Buchsbäume jene dunkle und kühle Flut aus oder kam sie von der Musik? Denn eben hörte ich eine fast unterirdische Weise, die wohl von einer großmundigen Flöte herrühren mochte, aber ihr Schall war so weich und dunkel, als komme er aus einer Wassergrotte oder als sei er die Stimme des Wassers selbst, das durch den gehöhlten Berg rinnt.

Was soll ich nun viel erzählen? Ich fragte sie nur, als ich ihre Schultern beben sah, ob sie Furcht habe. Da schlug sie zum ersten Mal ihre Augen auf, die nicht schwarz waren, wie ich nach der Farbe ihrer Wimpern geglaubt hatte, sondern sie hatten, in einem bläulich behauchten Weiß ruhend, die unruhige und jetzt sogar düstere Glut braunen Goldes. Ich sah Tränen in diesen Augen stehen. Ich sah, wie ihre Nasenflügel bebten, wie sie mit süßem Schwung über dem schöngeschnittenen Mund sich öffneten und schlossen wie die Flügel eines Schmetterlings, der Honig trinkt. Und langsam verging mir die Welt, als sie nun endlich die Lippen öffnete und mir in ihrer fremden, helltönigen Sprache zuflüsterte: „Nein, ich habe keine Furcht, es ist zu viel Glück."

So saßen wir den hohen Morgen hinauf. Unsere Augen ließen nicht voneinander. Es war ein Traum, den Götterhände spannen und ich sah in das Gewebe der Welt.

Als ich nach langer Zeit erwachte, war sie neben mir eingeschlafen. Ich sah, daß sie sehr schön und sehr edel war. Sofort aber träumte ich über der Schlafenden weiter, während der unsichtbare Spieler seine Flöte blies, von Troja und den heißen Ländern Asiens, deren Namen wie summende Goldteppiche klingen: Phrygien, Lydien, Aeolien, und ich sah aus dem perlmutterfarbenen Gewölk jene herrlichen Ordnungen von Säulen herabsinken und jene fremden Weihegesänge auftönen, die später in die Hallen Europas eingezogen sind.

Ich weckte sie mit einem Kusse. Ich fragte sie: „Wo warst du?" und sie antwortete: „Auf dem Grunde des Meeres." Ich sah ein Mal auf ihrer Stirn und sie erzählte mir, das habe ihr, als sie noch Kind war, ein Stier geschlagen auf der Insel ihrer Heimat, und ihr Kuß schmeckte ein wenig salzig wie das Meer.

Ich wußte nun nicht mehr, ob sie eine Göttin war, vielleicht eine von den vergangenen, Ariadne selbst vielleicht, vielleicht auch eine von den ewig gegenwärtigen auf irgendeiner fernen Insel, die sich aus den Gedanken der Träumer lösen, wie die Libelle bei der Geburt aus ihrer Hülle. Sie sagte beim Abschied, noch taumelnd von der letzten scheuen Umarmung, sie sei Griechin, sie habe mich erkannt, den Dichter, der Lieder sang auf die Befreiung ihres Landes. Und ich möge die reinen Morgenstunden, die sie mir schenkte, hinnehmen als Weihegabe ihrer Heimat. Ich lächelte nur. Ich lächelte auch unter Tränen, als sie mir, der ich zum Abschied vor ihr niederkniete, ein kleines silbernes Kreuz schenkte, das sie von ihrem Halse löste."

„Hier ist es," schloß der Sterbende, indem er das Kleinod aus der Tasche über seinem Herzen zog und es an den Mund führte. Dann wandte er sich noch einmal lächelnd an seinen Freund und sagte: „Entscheiden Sie nun selbst, ob mein Herz recht hat, wenn es danken will, und ob es recht hat, wenn es jene Frau noch hier auf dieser Erde sucht, wo der Wind weht, wo das Meer braust und wo auch der heilige Marmor der Säulen langsam zerfällt. Vielleicht habe ich ihr damit gedankt" und er deutete mit letzter Anmut auf seine Wunde.

Noch auf dem Antlitz des toten Dichters, das glänzte wie mattes Elfenbein, lag das Licht jener unsterblichen Schönheit, in die seine Seele, als das Leben aus der roten Wunde enteilte, für immer eingegangen war.

Was haben wir denn für Augen

VON BRUNO BREHM

Ein Mann, der über Ostern Skifahren war, kam vom Berge. Man merke erst, wie alt man geworden sei, wenn man die Jungen fahren sehe. Das gehe nur so dahin, so leicht, so schnell! Sie bewegten nur den Rumpf ein wenig und erreichten dasselbe, wofür man selbst weiß Gott welche Kraft brauche. Sie müßten es beim Segelfliegen und beim Fallschirmabspringen gelernt haben. Seltsam sei es, wie tief die Technik in das Leben eindringe. Vor hundert Jahren habe man gemeint, kein Mensch werde eine Stundengeschwindigkeit von 40 Kilometern aushalten. Und heute legten sich diese jungen Kerle auf die Luft wie auf einen weichen Polster und sausten so ohne Maschine, nur auf ihren rasch gleitenden Brettern, über die Hänge hinab.

Ich dachte über das Vernommene nach. Freilich, wir bewegen uns anders. Einmal von Volk zu Volk und dann von Zeit zu Zeit. Zeiten und Völker haben ihre eigenen Metronome. Saß ein Deutscher im Frieden in Paris und sah von seinem Kaffeehaustisch in das Gebrodel eines Platzes, dann meinte er, halb unwillig, halb schadenfroh, in ein paar Sekunden schon müßten all die Autobusse, Fahrräder, Taxi und Limousinen zu einem nie mehr aufzufitzenden Wirrwarr, zu einem rauchenden Trümmerhaufen ineinandergerast sein — jetzt — und jetzt! — Aber sieh da, alles löste sich in Wohlgefallen auf, niemand wurde gerammt, niemand überfahren, kein Schutzmann wetterte drein und niemand schrieb auf. Oder: Wir fuhren die Straße von Carzara herunter, der Fahrer führte den großen Autobus mit einer Hand, mit der anderen drehte er, während er sich uns zukehrte, in der Hosentasche eine Zigarette, und das alles, mit dem Wagen dicht am Abgrund dahinsteuernd. Ein Fahrgast, der blaß geworden war, versuchte zu scherzen: „Nur gut, daß ein geistlicher Herr in dieser Stunde unter uns weilt." Der geistliche Herr lächelte mit schmalen Lippen: „Etwas spät werden Sie darauf aufmerksam". Die Romanen sehen schneller, sie verlassen sich auf ihren Instinkt, wie wir uns auf die Ordnung verlassen. Die Geschwindigkeit des Denkens hängt mit der Geschwindigkeit der Bewegung zusammen. Großstädter haben ein anderes Tempo wie Provinzler. Kam ich, da ich noch in der Großstadt lebte, in die Straßenbahn, nahm ich, ohne mich anzuhalten, mein Geldtäschchen heraus und schüttelte es ein wenig: da lag der Fahrpreis. Das kann ich nicht mehr. Wenn ich nun alle Vierteljahre einmal in den Bummelzug steige, habe ich zuviel Sachen in der Hand. Ich gehe eine halbe Stunde vor der Abfahrt des Zuges auf die Bahn, ich verlege die Fahrkarte und ich schaue ängstlich nach der Uhr. In Salzburg scheinen die Straßen vom Verkehr zu kochen, ich haste über die Plätze, damit ich nicht verbrannt werde.

Aber auch die Zeiten haben verschiedene Tempi. Nichts ärgert mich an einem Film so, als wenn gepanzerte Ritter und Kavaliere mit Allongeperücken im Galopp dahinfliegen — und in welch einem Galopp! Daß alle Pferde nebenbei falsch gezäumt und unzeitgemäß gesattelt sind, nur nebenbei. Niemals sind die Leute damals mit solchen Schritten gegangen. Die Regisseure sollten sich doch ein paar Sarabanden und Menuette anhören, sie sollten Callots und Watteaus betrachten, dann wüßten sie, wie man ging, tanzte, saß und stand. Jedes Kostüm bedingt einen Schritt, jeder Schritt bedingt eine Haltung. Ganz läßt sich das Metronom einer andern Zeit nie rekonstruieren, aber über diesen Unterschied vollkommen hinwegsehen, darf man auch nicht.

Unlängst sah ich den Film von der Hochzeit der englischen Königstochter. Ich glaubte Schatten vergangener Tage und Menschen vor mir zu sehen. Was haben wir denn für Augen? fragte ich mich, unsere Blicke lösen doch alles auf, nehmen doch alles wie zerlegbares Spielzeug auseinander, nichts mehr will vor diesen Augen bestehen. Wir haben Salzsäure im Blick, wir schauen zu rasch.

Was da an mir vorüberzog, stammte aus einer langsameren Zeit. Die Pferde, die Diener, die Reiter, die Kutschen! Hoheiten, die sich noch auf ihren Thronen gehalten haben, die wenigen, stehen neben jenen, die man von ihren Thronen vertrieben hat. Das Lächeln

der Huld auf den Gesichtern ist erstarrt, es wird dargeboten und nicht abgeholt. Niemand nimmt es.

Vor Jahren sah ich in Wien das Begräbnis eines jungen Habsburgers — er war Kinofahrer gewesen und bei einer eiligen Fahrt mit dem neuen Film von Kino zu Kino war er mit dem Motorrad zu Fall gekommen — ja solche Späße erlaubt sich das gnadenlose Schicksal mit dem ältesten Herrscherhaus dieses alten Europa! — Die Mitglieder des Erzhauses, grau von dem Staub der Zeit, in deren Ausgedinge sie leben, kamen wie aus einem Wartesaal, aus dem sie niemand mehr ruft. Denn jede Gruppe von Menschen hat nur für eine gewisse Zeit eine Spielerlaubnis. Sie sind über die Bretter gegangen, haben sie ihr Sprüchlein aufgesagt, dann müssen sie wieder hinunter in das Dunkel zu den fröstelnden und wartenden Schatten.

Der Film war nicht weniger gespenstisch wie jener Aufzug hiner dem Sarg des gestürzten Kinofahrers vor der Kapuzinerkirche. Wir sehen es. Die Engländer werden es kaum sehen. Denn wir haben gewandelte Augen. Die Reiter in diesem Film von der königlichen Hochzeit sitzen alle aus und reiten nicht leicht. Einige Pferde haben einen harten Gang, man sieht, wie es die Reiter durchstößt. Die Pferde scheinen nicht sonderlich zugeritten, viele tappen auf der Vorhand, sie sind schlecht gesetzt. Unsere Augen zerlegen die Uniform, nicht einmal die können wir mehr als Einheit sehen. Dieser Küraß scheint zu locker geschnallt, jener Waffenrock ist schlecht angepaßt. Das mag von der andern Präzession kommen, die von den Autos ausgeht, die neben den Kürassieren zu sehen sind. Wenn auch das schönste Auto neben einem Reiter wie eine Konservenbüchse aussieht, so zerstört es doch das ganze Bild, auf dem eine Pferdekraft wohlgefälliger aussieht als hundert PS in lackiertes Blech gehüllt. Man steigt in eine Karosse und man kriecht aus einem Auto heraus, auch wenn man ein König oder eine Prinzessin ist. Man schließt den Schlag einer Karosse, aber man knallt die Autotüren zu.

Mir ging es mit den Bildern des Films nicht anders als wie mit den Ansichten der Städte, die man anflog. Vom Flugzeug aus schien es einem, als müßte man schon längst ganz andere Städte haben, besser geplante, sinnvoller verteilte, an den Rändern nicht ausgefranzte und schäbig werdende Städte. Aber kaum war man aus dem Flugzeug draußen, begann das endlose Warten bei der Paßkontrolle, bei der Wechselstelle und bei all den Lästigkeiten, in denen diese Zeit ihre Geschwindigkeit zu nichts zu machen bemüht ist. Ging man vom Flughafen auf einen Bahnhof und sah dem Rangieren eines Lastzuges zu, dann meinte man, in ein längst vergangenes Jahrhundert geraten zu sein.

Unsere Augen sehen zu schnell. Es war im *November 1944 in Budapest. Von Czepel herüber* klang das Rollen des russischen Artilleriefeuers. Eine deutsche Reiterdivision, junge Burschen, naß bis auf die Haut, hockte halb schlafend, übernächtig in den Sätteln und wartete hinter dem Burgberg auf den Weitermarsch. An diesen müden Jungen aus Skandinavien, Finnland, Lettland, Estland und Litauen vorbei fuhren in der entgegengesetzten Richtung die Magnaten in großer Gala mit Reiherfedern auf den Pelzmützen, mit goldverschnürten Attillas zur Einsetzung der neuen Regierung. Es war, als führe Lohengrin in schimmernder Rüstung durch den grauen Wiener Winterhafen, in dem die Russen gerade den letzten Kran sprengen.

Das vergessen die Augen nicht, die so vieles gesehen haben; so haben sie schauen gelernt. Andere mögen durch Denken dahinter kommen, daß die Welt auseinanderklafft, wir sehen es mit unsern unbestechlichen Augen, und wir haben uns gelobt, uns nie wieder gegen sie aufzulehnen und ihnen zu mißtrauen. Sie hatten immer richtig gesehen, aber das Herz, das törichte Herz hatte es anders gewünscht!

Wie sich in diesem königlichen Hochzeitsfilm die Karossen entfernen und durch die endlose, von jubelnden Menschen gesäumte Allee dahinfahren, wie sie immer kleiner werden und dann zuletzt entschwinden, da stockt uns der Atem: jetzt fahren sie aus der Zeit hinaus, jetzt verschwindet auch der allerletzte Wagen, neben dem jener Kürassier mit dem schlecht geschnallten Küraß geritten war, noch sehen wir den lichten Schweif seines Schimmels einmal aufwehen — und weißt du denn, was dann, wenn das alles vorbei sein wird, unsere Augen zu sehen bekommen? Werden die Augen schon geschlossen sein, satt der vielen ungereimten Bilder, satt der vielen Frühlinge und der Lügen, die sie gelesen haben, satt der immer neu heranwachsenden schönen Kinder? Was wissen denn wir, wie sich die Welt verwandeln wird!

In Griechenland sprachen unsere Kradmelder immer von einem Professor Elias. Anfangs fiel es mir nicht weiter auf, dann aber horchte ich hin. Was ist denn das für ein Professor Elias? Als wieder einmal so ein Melder kam und meinte, beim R. vom Professor Elias zweige eine Straße ab, die man zur

Not mit Panzern befahren könne, sah ich mir die Karte genauer an: Dort stand: Prof. Elias. Es war nicht der Professor, sondern der Profet Elias. Als die alten Götter der Griechen hatten weichen müssen, war der Profet Elias, der mit einem feurigen Wagen in den Himmel aufgefahren war, an die Stelle des Apollon getreten, wahrscheinlich weil dieser feurig fahrende Profet schon einmal einen älteren vorjüdischen Sonnengott verdrängt hatte. So hatte dieser Elias schon zwei Sonnengötter verdrängt und war dabei fast selbst zu einem geworden.

Unsere Kradfahrer wußten von Apollon genau so wenig wie von dem Profeten Elias, deshalb war für sie der Profet zu einem Professor geworden, der, hätten sie ein wenig nachgedacht, ihnen vielleicht als Mitglied eines griechischen Gebirgsvereins erschienen wäre. Ich habe nicht weiter nachgefragt, denn ich sah, daß es sich hier nicht mehr um eine Ablösung, sondern bereits um eine Auflösung handelte.

Es ließe sich über all dieses noch viel sagen. Ein Freund schrieb mir: Die Ohren haben sich genau so verändert! Was können wir alles nicht mehr hören. Wieviel Sätze sind Redensarten geworden, die faulig riechen und Gift enthalten.

Aber ich will nicht mehr schreiben. Vor meinem Fenster ist der Roßmarkt heute. Seit früh schon bringen die Bauern die jungen Pferde zur Stadt. Mir gegenüber steht der Tierarzt und teilt Nummern aus. Die Hengste wiehern, die Hengste drängen, sie stampfen das Pflaster. Nun will ich hinunter gehen und in die ruhigen, lieben und törichten Gesichter der Pferde sehen, um in ihnen das Ganze zu suchen, das wir nicht entbehren können, das Ganze, die Unschuld und das wahre warme Leben. In die Mähnen und in die Schweife der schweren Pferde sind bunte Bänder geflochten, damit alles nach einem Fest aussieht. Wenn mir auch die Pferde nicht gehören, ich hole mir mit den Augen meinen Teil.

Daß ein „Künstlerdank" in Buenos Aires ins Leben gerufen wurde

erfahre ich durch Sie zum erstenmal. Wie dankenswert diese Einrichtung ist, werden Sie bis in seine letzten Konsequenzen kaum in Wirklichkeit erfahren können. Aber allen, die hieran beteiligt sind, möchte ich auf diese Weise meinen herzlichsten Dank sagen dürfen.

Ihr

(gez.) Heinrich Zerkaulen.

Es gingen in den letzten Wochen 94 Pakete an deutsche Geistesschaffende. Bitte, helfen Sie daß wir auch weiterhin diese Aktion in gleichem Umfang durchführen können. Wir leiten Paketaufträge für Sie weiter, wenn gewünscht, auch an bestimmte Anschriften.

Dürer-Verlag, Casilla de Correo 2398, Sarmiento 542
Buenos Aires.

Der Kreis

HEINRICH ZERKAULEN

Oh Welt der Trauer, Welt der Sterne,
Nicht alles Glück liegt in der Ferne.

Bist du am Ende deiner Reise,
Dann werden alle Worte leise.

Dann stehst du wie in Kindertagen,
Vor lauter ungelösten Fragen.

Es ist, wie immer schon zu Zeiten,
Wenn sie ein großes Fest bereiten:

Du hörst dich selber vieles fragen
Und warten, ob sie Antwort sagen. —

Erst wenn die Tränen nicht mehr fließen,
Dann darfst du endlich Frieden schließen.

Das rettende Wort

ANEKDOTE VON WILLI SCHÄFERDIEK

Solange der Mensch vom Weibe geboren und nicht in der Retorte erzeugt wird, so lange auch wird er den Dunkelheiten und Wirrnissen des Blutes ausgeliefert sein. Und weder Stand noch Besitz noch Bildung vermögen ihn frei zu machen von dem, was ihn mit den untergründigen Mächten verbunden hält. Wie es allerdings in solchen kritischen Augenblicken oft nur eines eindeutig offenen und derben Wortes bedarf, um alle Wirrnis zu glätten, erweise die Geschichte der Freifrau von S., die darüber hinaus tröstlich bezeugen möge, daß die Klugheit des Herzens gemeinhin stärker ist als das dumpfe Verlangen des Blutes, und daß ein unvermutet offenes Wort zur rechten Zeit wahre Wunder auszurichten vermag.

Charlotte Freifrau von S. einem alten westfälischen Adelsgeschlecht entstammend, daraus nicht sehr viel später ein herbes und zugleich empfindungsreiches Freifräulein zum Ruhme einer der größten deutschen Dichterinnen aufsteigen sollte, lebte in jener reifrockbewegten Zeit, die man seit ihrem Verblassen die galante nennt. Kaum den Jungmädchentagen entwachsen, heiratete sie, von ihrem Herzen bestens beraten einen der ersten Nachbarn ihres elterlichen Besitztums, eben den Freiherrn von S. und schenkte ihm in über zwanzig Jahren glücklicher Ehe sechs anmutige Mädchen, die mit ihrem Gelächter und Gekicher das weiträumige Wasserschloß in der münsterländischen Bucht auf das lebhafteste füllten. Wie einst in den Tagen ihres ersten Zusammenfindens hingen beide Ehegatten in unverminderter Liebe aneinander und es hatte in all den langen Ehejahren kaum eine ernsthaftere Auseinandersetzung gegeben. Zugegeben, daß die allgemeine Neigung der Zeit, das Leben für ein empfindsames Schäferspiel und die Menschen als gefühlsselige Schäfer und Schäferinnen anzusehen, mit dazu beigetragen hatte, die Ursprünglichkeit ihrer Gefühle zueinander zu bewahren wie ja auch der geradezu höfische Zwang zur Galanterie dem Manne auferlegte, seiner Frau immer nur in vollendeter Kavaliershaftigkeit zu begegnen. Was es nun gewesen sein mochte — rokokohafte Verspieltheit oder echtes und innigstes Empfinden oder gar beides zusammen — jedenfalls war die Ehe des derat von sechs Mädchen gesegneten freiherrlichen Paares bisher immer wie ein Schreiten auf Rosenteppichen gewesen, und zu dem arkadischen Idyll hätte es durchaus gepaßt, wenn beide Ehegatten das was sie einander zu sagen hatten, stets in der Gefühlsüberhoheit anakreontischer Verse rhythmisch und skandierend ausgesprochen hätten, so fern und fremd waren ihren Unterhaltungen die robusteren Worte des allgemeinen und landläufigen Alltages. Bis eben jenes Ereignis eintrat, von dem hier zu erzählen ist.

Charlotte von S. stand im vierzigsten Jahr ihres Lebens und damit in der Zeit ihrer vollsten fraulichen Reife, da überkam ihren Mann in einer Nacht, als er schlaflos in den Kissen lag, plötzlich das bängliche Gefühl, er möge trotz seiner sechs Töchter umsonst gelebt haben; denn er weise keinen Leibeserben auf, der seinen und seines Geschlechtes Namen vor dem Untergang bewahren werde. Dieses Gefühl der Verlorenheit all seines Tuns und Werkens, einmal über ihn gekommen, ließ ihn von nun an nicht mehr los und bedrängte immer stärker seine Tage und Nächte. Dabei geschah es ihm zum ersten Male, daß er mit einer gewissen Bitterkeit seiner Frau die Schuld beimaß, die nicht in der Lage gewesen sei, ihm trotz all ihrer Fruchtbarkeit einen Sohn zu schenken. Hinzu kam noch, daß — wie immer, wenn der Teufel an einer schweflichten Suppe kocht und dazu die verschiedensten Ingredienzien herbeizaubert — mit einem Male auf dem Nachbargut als Gast eine schlesische Komtesse auftauchte, die immer von den züngelnden Flammen betörendster Sinnenhaftigkeit umsprüht schien und die seit ihrem ersten Kennenlernen auf einem tänzerischen Vergnügen dem reifen und männlichen Freiherrn unverkennbare Anzeichen einer hemmungslosen Verliebtheit offenbart hatte. Aus einer männerreichen Familie stammend, so dachte der Freiherr in seinen überlegenden Stunden, würde sie alle Voraussetzungen mitbringen, ihm den bisher versagt gebliebenen Sohn zu gebären.

Obgleich der Freiherr zunächst selber erschreckte vor den ungewöhnlichen Ueberlegungen, die so plötzlich durch seine Gedanken zogen, und obgleich er alles tat, sich von ihnen frei zu machen — der Gedanke einer Schei-

dung und einer neuen Ehe, von einer anspornenden und betörenden Unruhe seines Blutes genährt, kehrte stets neu wieder zu ihm zurück und kreiste ihn, wie der jagende Hund ein gehetztes Stück Wild einkreist, immer enger ein. So also mehr und mehr verwirrt, ward für ihn allmählich ein unausweichbarer Zwang, was zunächst nur herzklopfendes Gedankenspiel der schlaflosen Nächte gewesen war.

Charlotte von S. war einigermaßen überrascht, als ihr Mann sie eines Tages zu einer sonst ungewohnten Stunde in ihrem Zimmer aufsuchte und ihr mit einer etwas unsicheren Stimme erklärte, er habe sehr Wichtiges und Unaufschiebbares mit ihr zu bereden.

Nachdem der Mann mit einer wirren Rede zu Ende gekommen war, sah Frau Charlotte einige Zeitlang schweigend zum Fenster hinaus in den Himmel der weiten westfälischen Ebene, der in einem flammenden Rot entbrannt war. Schließlich als das Schweigen schwer zu werden begann und lähmend über den Mann niederfiel, wandte sie sich ihm zu und maß ihn mit einem langen und innigen Blick, wie er den Frauen eigen ist, wenn sie von etwas Geliebtem Abschied nehmen müssen. Dann sagte sie mit einer Stimme, die merkwürdig unberührt klang obwohl versteckt das ganze wehe Klopfen ihres zitternden Herzens darin war, daß sie seine, des Mannes Vorschläge in Ruhe bedacht habe und daß sie bereit sei, ihnen zuzustimmen. Allerdings möge und könne sie ihn nicht eher verlassen, bis er ihr alles wieder zurückgegeben, was sie ihm einst mit in die Ehe gebracht.

Der angstvoll und gespannt zuhörende Mann vernahm ihre Worte mit einem innerlichen Aufatmen. So einfach hatte er sich das alles nicht gedacht, und einen kurzen Augenblick überkam es ihn sogar mit einer leichten Enttäuschung, daß die Frau willens sei, ihn nach gut zwanzigjähriger liebevoller Ehe so einfach und leicht aufzugeben. Aber natürlich erwiderte er mit dem kavaliershaften Entgegenkommen, damit er immer zu seiner Frau gesprochen hatte, liege das gleiche auch in seiner eigenen Absicht. Und nicht nur das — er halte sich für verpflichtet, ihr nicht nur die einstige Mitgift herauszugeben, sondern wolle ihr und den Töchtern darüber hinaus ein ansehnliches Legat auf die gesamten Einkünfte seiner Besitzungen verschreiben, damit sie zu keiner Stunde ihres ferneren Lebens nötigenden Sorgen ausgesetzt sei.

Ueber das Gesicht der Frau huschte bei diesen Worten ein verstohlenes Lächeln, doch war im verdämmernden Glanz der Abendröte nicht recht erkennbar, ob es bloß froher oder auch schalkhafter Art war. „Nein, mein Lieber," sagte sie anschließend und hob sich dabei ein wenig auf, „wir verstehen einander nicht recht. Meine Mitgift und alle ihre Einkünfte mögen Sie unbeschadet behalten. Das ist es nicht, wovon ich Ihnen sprach." —

„Nicht —? echote der Freiherr verständnislos zurück und fühlte, wie ihn ein Unbehagen ankroch, — „Nein," erwiderte die gegenübersitzende Frau und stand von ihrem Stuhl, darauf sie bisher gesessen hatte, auf. „Das ist es nicht. Aber wenn wir uns scheiden wollen, so müßten Sie mir nach Fug und Recht alle jene anderen Dinge wieder zurückgeben, die ich Ihnen einstens zugebracht habe." — „Welche anderen Dinge —?" fragte der Mann betroffen und hilflos zurück. — „Beruhigen Sie sich," antwortete die Frau mit gedehnter Gelassenheit. „Es sind ihrer nur drei — nämlich meine Jugend, meine Schönheit und meine Jungfernschaft; denn Sie werden nicht leugnen, sie alle drei einst unversehrt von mir empfangen zu haben."

Diese Worte der Frau trafen den Freiherrn wie ein unvermuteter Peitschenschlag. Nicht etwa, weil die Frau mit ihnen die Wahrheit ausgesprochen hätte. So nicht. Es war viel eher, weil sie darüber hinaus zum erstenmal mit ihnen deutlich und derb etwas benannte, was in den arkadischen Liebesgesprächen jener Zeit nur mit feinsinnigen und poetischen Wendungen umschrieben werden konnte. Aber gerade weil es so war, weil sie aus dem schäkernden und verspielten Gehege der Zeit in die unvermittelte Naturhaftigkeit trat, gerade daraus mußte er erkennen, wie unendlich tief sein Vorschlag zur Scheidung sie aufgerührt hatte.

Der Freiherr verspürte mit seinen erkennenden Gedanken zugleich eine heiße Schamwelle sein Gesicht überlaufen, und er fühlte mit einer unendlichen Beglückung, wie wahr und tief die Frau ihn liebte, die er so leicht von sich hatte abtun wollen, als sei all ihr bisheriges Zusammenleben ein Nichts gewesen. „Du —!" stammelte er schließlich in Scham, Verlegenheit und neu aufbrechender Liebe, und zog mit leichtem Erzittern die Frau eng an sich. Die Frau aber, mit seliger Gewißheit erahnend, was in dem Manne vorgehen möchte, wehrte seinem Tun nicht ab. Und als habe das Leben selbst diesem neuen Finden seine besondere Gnade geben wollen, ward die Frau von dieser Stunde ihrer Heimkehr zueinander derart leiblich gesegnet, daß sie ihrem Manne nach der gottgewollten Frist den so sehnlichst erwünschten Sohn zur Fortführung seines Namens gebar.

Zum Tode des Guayaki-Forschers F. C. Mayntzhusen

„Das völlige Hingebenkönnen an einen Gedanken ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Leistungen unseres Volkes.“

VON THOMAS KOPP

Am 8. April 1949 ist F. C. Mayntzhusen gestorben.

Sein Tod sei Anlaß, einen Blick auf sein schaffensreiches Leben zu werfen, das ein treffendes Beispiel für den dieser Arbeit vorangestellten Leitgedanken ist.

F. C. Mayntzhusen wurde am 23. November 1873 in Hamburg geboren. Er studierte in Jena Landwirtschaft und vor allem Anthropologie, Ethnologie und Vergleichende Naturwissenschaft.

Noch vor der Jahrhundertwende kam er nach Südamerika und widmete sich in Entre Rios und Corrientes der Landwirtschaft. Als er 1902 — zu einer Zeit, da Posadas noch keine Eisenbahn hatte — nach Paraguay reiste, ahnte er wohl kaum, daß das Land mit seinen Geheimnissen ihm zum Lebensinhalt würde.

1904 fuhr Mayntzhusen nach Hamburg, wo er die elterliche Erbschaft ausgehändigt bekam. Mit diesem Gelde kaufte er sich bei der Rückkehr nach Südamerika auf der paraguayischen Seite des Alto Parana 120 000 ha Land für Holzgewinnung und Besiedelung.

So entstand dann im Jahre 1907 120 km stromaufwärts von Encarnacion die „Kolonie Mayntzhusen“. Die Siedler waren vor allem Reichs-, Rußland- und Brasildeutsche. Die Mayntzhusensche Gründung ist die erste Privatkolonie am Alto Parana und somit in gewissem Sinne auch die Vorläuferin von Eldorado, Monte Carlo und Puerto Rico.

Neben dem durch sein großes Interesse an der Landwirtschaft bedingten kolonisatorischen Tun lebte aber in Mayntzhusen noch etwas ganz anderes: der beim Eintreffen in Paraguay fast ganz unbekannte Indianerstamm der Guayaki brachte in seine Tage die große Unruhe und die „völlige Hingabe an einen Gedanken“. Diesem zuliebe verzichtete der ehemalige Student und Offizier des ersten Weltkrieges, der hochgewachsene Mann mit Schmiß und Brille auf alle Annehmlichkeiten und Aeußerlichkeiten der Zivilisation, auf Gelderwerb und bürgerliche Klugheit, weshalb er es dann auch in seinem langen Leben zu „nichts“ brachte.

Doch sei festgestellt, daß diese Hingabe nicht einfach den Rätseln und Geheimnissen galt, welche das unbekannte Urvölklein bot, also einer gewissen Jugendromantik im Karl Mayschen oder unserer 10-Pfennig-Indianerheftchen Sinn. Mayntzhusen trat mit ganz anderen Voraussetzungen an seine „Aufgabe“ heran; sie war ihm gegeben in einem Ausspruche Karl von der Steinens: „In jeder Hinsicht, in anthropologischer, ethnologischer und linguistischer, gehört die Erforschung der Guayaki zu den dringendsten Aufgaben, die es heute noch in Südamerika zu lösen gibt.“

Und Mayntzhusen löste sie, wenigstens zu einem Großteil! Er hat dieses urhafte Jägervolk, das in den dichten Urwäldern das geheimnisvolle Dasein der Steinzeitmenschen führte, als erster Wissenschaftler persönlich entdeckt und dann erforscht und beschrieben. (Die Jesuiten der Kolonialzeit wußten wohl um die Guayaki, hernach aber ging die Kunde um sie wieder verloren!)

Den tieferen Sinn seiner Indianer-Arbeit umreißt Mayntzhusen in einem Aufsatz im „Jahrbuch 1945“ des Deutschen Volksbundes („Die Auffindung der Guayaki“, Seite 83 ...). Ich gebe die diesbezüglichen Stellen wieder.

„... Wir wollen zunächst darlegen, welche Wichtigkeit unserer Forschung für die Aufdekkung des Werdeganges der Menschheit und ihrer Kultur beizumessen ist. Betrachten wir den Guayaki als Angehörigen der amerikanischen Rasse, so müssen wir ihn einer primitiven Bevölkerungsschicht zuordnen, welche einst den ganzen Doppelkontinent bevölkert hat ... Wir finden sie verstreut, angefangen im hohen Norden (Eskimos), in Kalifornien, im Chaco und im äußersten Süden, im Feuerland ...

Die vielfachen Parallelerscheinungen auf ethnographischem, mythologischem und soziologischem Gebiet lassen kaum einen Zweifel bestehen, daß die „Subarktische Jägerkultur“ (der vorhin aufgezählten „Amerikanischen Rasse“) nur ein Zweig der alten europaasiatischen Kulturen ist, die in Europa längst verschwunden, sich in den Einöden Südamerikas haben erhalten können. Es ist also unsere europäische Urzeit, die wir hier finden.

Und das ist es, was unser Studium nicht nur interessant macht, sondern ihm einen unsagbaren Reiz verleiht. Der Verfasser dieser Zeilen hat es immer wieder empfunden, wenn

er, nachdem es geglückt war, mit den Guayaki in freundschaftlichen Verkehr zu treten, nun immer wieder ihr primitives Leben im Walde teilte, sich hineinfand in ihren Glauben, der den Wald mit Geistern erfüllte, wo Gefahren von Menschenfressern lauerten, wo Entfernungen, die uns einen „Katzensprung" bedeuteten, in Reisen voller Gefahren, einschließlich des Hungers, überwunden werden mußten, daß es ihm vergönnt war, ein „Stückchen Urzeit" mitzuerleben! Wie ein Geschenk des Himmels empfand er es, als ein Bevorzugter vor Tausenden, die Urzeit selber nicht etwa zu beobachten, sondern sie erleben zu können. Alles und Jedes an diesen Studienobjekten, den hellhäutigen, harmlosen, scheuen aber durchaus nicht bösen Menschen selber, ihre Handlungen, ihr Denken, ihre Sprache, waren neu, waren, wie man sagt, nie beobachtet, richtiger: Jahrhunderte, Jahrtausende lang verschollen gewesen. Ihre Einsilben-Sprache ist ein Wunder von Einfachheit, und trotzdem ausdrucksfähig für alles, was menschlich, ein menschliches Gemüt bewegen kann ..."

Die in der gleichen Arbeit beschriebene Auffindung der Guayaki erinnert uns wohl einerseits an Karl May und die 10-Pfennig-Hefte unserer Jugendtage, aber wir wissen andererseits: es ist uns nahe Wirklichkeit! Und weil wir gerade hier den Forscher in der ganzen Hingabe an sein Werk kennen lernen, sei auch dieser Teil auszugsweise wiedergegeben:

„... Bald wurde es mein spezieller, harter und hohe Anforderungen an Ausdauer stellender „Sport", in diesen Wäldern auf der Suche nach frischen Guayakispuren zu streifen. Von 1906 ab verging kein Jahr, in dem ich nicht Wochen auf immer wiederholten Expeditionen verbrachte ..."

Die frische Spur war erkenntlich an geknickten Zweigen, wenn es sich um die der Weiber und Kinder handelte. War es aber die eines einzelnen Jägers, so war sie nur „sichtbar" an verschobenen Blättern oder gebrochenen dürren Zweigen. Hatte man sie ausgemacht, so dauerte es nicht lange, bis man den ersten Lagerplatz erreichte. Die Anzahl der Feuerstellen entsprach, wie wir bald heraus hatten, der Anzahl der Einzelfamilien ...

Bei Verfolgung der Spur dieser fast täglich ihr Lager wechselnden Jäger ist es aufregend, sie von Lagerstelle zu Lagerstelle frischer werden zu sehen. Hat man gar noch glimmende Kohlen unter der Asche eines Lagers gefunden, dann ist äußerste Vorsicht geboten, um seine Annäherung an die Verfolgten nicht durch irgend einen Laut zu verraten oder auch ihnen allzu nahe zu folgen, so daß ein hinter dem Trupp der Weiber und Kinder zurückgebliebener Jäger unsere Spur finden könnte. In solchem Falle hörten wir plötzlich von irgendwoher einen Schrei, ein paar uns unverständliche Worte folgten, aus anderer Richtung noch ein Schrei, und damit wußten wir: für dieses Mal war die Partie verloren! ...

Im Mai 1910 nahm ich am XVII. Internationalen Amerikanischen Kongreß in Buenos Aires teil. Die Zahl meiner stets ergebnislosen Expeditionen zur Auffindung der Guayaki war auf 7 gestiegen. Ich konnte dem Kongreß eine vollständige Sammlung ethnographischer Objekte dieses Volkes vorlegen, die ich dem Vertreter Deutschlands auf dem Kongreß als Geschenk für das Völkerkundemuseum in Berlin übergab. Ich wußte natürlich viel über die Lebensweise der Waldindianer, vielleicht mehr als irgend jemand infolge meiner fortgesetzten Beobachtungen auf ihren Spuren. Aber gesehen hatte ich im Walde nur einige Individuen so flüchtig, wie man wohl auch ein scheues Wild zu sehen bekommt.

Nach Paraguay zurückgekehrt beschloß ich nun aber, meine „Taktik" in Bezug auf die Indios zu ändern ... In der Nähe des Ortes Jesus hatten die Guayaki eine Stute mit Pfeilschüssen erlegt und zerstückelt fortgeschleppt. Zwei Tage später waren wir auf ihrer Spur ... Das erste, was mein Führer tat, war, in den Büschen zu verschwinden, als er wieder erschien, hatte er seine Hose verkehrt herum angezogen ... Rosario erzählte mir später, daß dieses ein Zauber sei, um die Indios unsere Annäherung nicht merken zu lassen ...

Dann versuchten wir, uns an das Lager heranzupirschen ... In der Stille der Nacht schien mir das Krachen unter meinen Schuhsohlen so stark wie das Brechen einer Rotte Wildsäue. Und richtig hatten die Indianer etwas gemerkt ... Wir lagen flach auf dem Boden und preßten Nase und Mund gegen die moosige Erde. Mein einziger Gedanke, mein „Gebet" war: „Nur jetzt nicht wieder Pech haben!" Als im Lager wieder Ruhe herrschte, ließ ich die Leute zurückkriechen. Es schien mir ratsam, den Ueberfall erst in der Morgendämmerung auszuführen ...

Und so führten wir den Plan aus; nur gab ich den Schreckschuß etwas früher ab als verabredet, da wir einen Pfeilschuß aus dem Lager erhielten, der aber niemanden traf. Auf den Schuß hin sauste der kleine Rosario durch das Gestrüpp in Richtung auf das Lager ... Am Feuer hatte der alte Sandu ein kleines weißes Mädchen beim Wickel ... Rosario hatte ein dickes, auch ganz hellhäutiges Weib er-

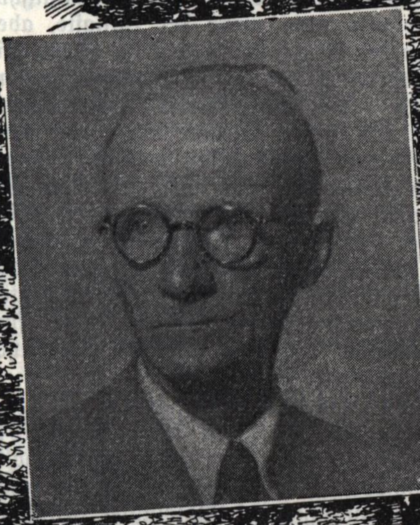
wischt: sie trug einen Säugling im Tragband an der Brust ...

Es war nur eine Einzelfamilie, die hier als Nachzügler der größeren Horde gelagert hatte. Der Mann fand sich auch ein. Er hatte geglaubt, im Dickicht einen Jaguar zu hören, als er seinen Pfeil abschoß ...

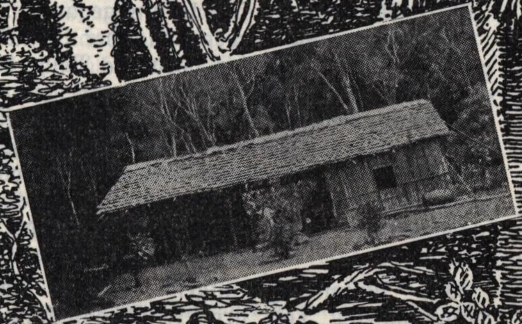
In den nächsten Wochen und Monaten lernte ich von ihm und von den Kindern die Guayaki-Sprache. So war es mir bedeutend erleichtert, bei meiner nächsten „Entrada" Verbindung mit den Verwandten meiner Zöglinge aufzunehmen. Als die Horde, deren Spur wir angetroffen und verfolgt hatten, wie üblich, fliehen wollte, konnten wir sie anrufen. Sie antwortete aus der Ferne. Da ließ ich die Träger zurück und ging allein mit dem kleinen Guayakijungen Takua den Rufen nach. Unvergeßlich blieb für mich der Augenblick, als zwei Männer vollständig nackt plötzlich aus dem Dickicht auftauchten, Bogen und Pfeil niederlegten und dann mit hocherhobenen Armen auf mich zustürzten. Einer rechts, der andere links von mir, begannen sie, mich zu bestreichen vom Kopf angefangen bis zu den Füßen. Dann lehnten sie sich an mich und weinten. Sie grüßten mich mit dem Jahrtausende alten Tränengruß! Das war das erste friedliche Zusammentreffen der Steinzeitmenschen Guayaki mit der modernen europäischen Zivilisation im Jahre 1910."

*

Daß aber Mayntzhusen im fremden Lande — trotz Hingabe an eine Idee — die Heimat



Zu den Bildern:
F. C. Mayntzhusen
Der Rancho, in dessen Küche (links) Mayntzhusen starb.
Guayaki-Indianerin "Chinigi" (Foto Kopp)



nicht vergaß, beweist sein in die Zeit des ersten Weltkrieges fallender Lebensabschnitt. Als er in der Ferne das Vaterland in Not wußte, stand der Entschluß fest, ihm zu helfen. Im Oktober 1914 reiste er als „paraguayischer Delegierter“ zu einer wissenschaftlichen Tagung nach Nordamerika. Nach Beendigung derselben behauptete Mayntzhusen, für Paraguay wichtige Papiere in Italien holen zu müssen. So kam er nach Italien und von dort nach Deutschland, was dem ehemaligen Korpsstudenten mit dem Gesicht voller Schmisse nicht ganz leicht gefallen ist. (Stellt das Ganze nicht ein schönes Gegenstück da zum Einrücken Professor Schillers, der als „peruanischer Kohlenschipper“ hinüberfuhr!)

Und dann lebte der Urwaldmann das Leben des Frontsoldaten: Vogesen — verwundet — Lazarett Erfurt — Somme-Front — von Engländern gefangen — als „Lungenkranker“ ausgetauscht — Schweiz: Davos und Zürich mit vorübergehendem Studium — Deutschland: Küstenschutz Sylt, Kriegspresseabteilung Berlin — nach dem Osten — Kriegsschluß: Studium in Hamburg.

Im Mai 1919 fuhr Mayntzhusen mit dem gleichen Delegiertenpaß, mit dem er gekommen, zurück zu seinen Waldindianern. Bei einer Kontrolle unterwegs fragte ihn ein Engländer nach seiner Nationalität; Mayntzhusen stellte die Gegenfrage, ob er nicht lesen könne. Nun wollte der Engländer wissen, welcher Rasse der Reisende angehöre, worauf der Indianerforscher erwiderte, ob er glaube, daß es in Paraguay nur Schwarze gäbe ...

Bei der Rückkehr an den Alto Parana mußte Mayntzhusen feststellen, daß er sein ganzes Besitztum verloren: der Generalbevollmächtigte war gestorben, und kein Mensch hatte sich um die Angelegenheit gekümmert. Mayntzhusen mußte sich mit Holzausbeutung befassen, war zwischendurch Verwalter der auf argentinischer Seite gelegenen Colonia Istueta, wurde 1940 als Organisator des dortigen Museums nach Posadas gerufen und ging 1947 wieder nach seiner Siedlung am Alto Parana — sie hatte in der Zwischenzeit (das alte Lied ...) den Namen gewechselt und hieß jetzt Capitan Meza. Hier widmete sich Mayntzhusen der Landwirtschaft und kämpfte um die Rückgabe seiner Ländereien.

Aber das alles waren nur die „Aeußerlichkeiten“ seines Lebens. Hinter allem, vor allem standen die Guayaki und ihre Rätsel und Geheimnisse. Der gesammelte und verarbeitete Stoff wuchs von Jahr zu Jahr; Seite um Seite eines Werkes entstanden. Man hat auch teilweise Mayntzhusens Verdienste anerkannt, er wurde u. a. „Korrespondierendes Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Vergleichende Naturwissenschaft, Berlin“.

Mitten in diesem Schaffen überraschte den Fünfundsiebzigjährigen der Tod. Mayntzhusen war also nicht mehr der Jüngste, aber doch kam der Sensenmann zu früh. Wenn wir den Gelehrten in den letzten Jahren drängten, das Buch — sein Lebenswerk! — zu beenden, sagte er uns immer wieder, daß vorher noch diese und jene Frage gelöst werden müßten, und das könne erst nach entsprechendem Gedankenaustausch mit den maßgebenden Männern der betreffenden Sachgebiete geschehen. Zudem kamen bis zum Schluß mit jedem Tage neue Gesichtspunkte hinzu; bei seinem letzten Unternehmen ins Innere z. B. konnte der Forscher feststellen, daß seine „geliebten“ Guayaki ja Kannibalen waren!

Aber der Tod ist unerbittlich ...

Er holte den Gelehrten am 8. April 1949 abends 10 Uhr aus seiner Hütte am Urwaldrand und von seiner Arbeit weg. Früher schon hatte der unermüdliche Waldläufer geäussert, er möge nicht im Bett sterben. Als Mayntzhusen den Tod kommen fühlte, erhob er sich von seinem Lager, setzte sich in den Lehnstuhl am offenen Erdfeuer der Küche und — starb, umgeben von seinen Indianern, die ihn apa-Vater nannten, und deren Erfoschung er sein Leben gewidmet hatte.

So wurde sein Tod noch Sinnbild seines Lebens:
und solch ein Tod ist groß und schön!

Die Kolonisten von Capitan Meza haben den Gründer ihrer Siedlung in der roten Urwalderde, die er ihnen vor vier Jahrzehnten vermittelte, begraben.

*

F. C. Mayntzhusen ist von uns gegangen.

Wir dürfen ihn — wenn nach der Leistung geurteilt wird — in die vorderste Reihe der auslanddeutschen Männer stellen. Er hinterließ zwar nicht viel irdischen Reichtum, dafür aber ein Werk, auf das wir Deutsche stolz sein können. Wohl liegt es noch nicht als Buch vor, wohl fehlt da und dort ein Schlußpunkt, aber die Arbeit als Ganzes ist in sicherer Hand!

*

(Die Misiones-Zeitungen brachten nach Mayntzhusens Tod größere Abhandlungen über den Gelehrten; die „Junta de Estudios Historicos de Misiones“ beschloß, im Museum von Posadas einen Raum „Sala Mayntzhusen“ zu benennen).

125 Jahre deutsche Mitarbeit in Brasilien

VON PASTOR ERICH KNÄPPER

Dr. Aldinger schreibt in seiner Broschüre: Deutsche Mitarbeit in Brasilien (Curityba, 1923): „Die deutsche Mitarbeit setzt fast mit der Entdeckung ein und begleitet die politische und kulturelle Entwicklung bis zum heutigen Tage. Kein anderes Volk hat so in stets freundschaftlicher und in einer alle Gebiete umfassenden Weise mitgewirkt. Man vergleiche dagegen die feindlichen Anfälle der Franzosen, Spanier, Holländer, Engländer."

Der erste Deutsche, der hier weitbekannt wurde, und nicht nur hier, sondern auch in Europa, war Hans Staden aus Homburg in Hessen. Seine erste Reise erfolgte 1547/48 und ging nach Pernambuco; seine zweite Reise in den Jahren 1549/55 brachte gute Kenntnisse aus Santa Catarina, Bertioga bei S. Vincente und der Guanabara Bucht von Rio de Janeiro. 1557 erschien in Marburg sein Buch: Wahrhaftige Beschreibung „eyner Landschaft, der Wilden, nackten, grimmigen Menschenfresserleuthen, in der neyen Welt Amerika gelegen". Dieses Buch, welches in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurde, wirkte alarmierend in Teilen des Abendlandes. Es war seinem Landesherrn, dem als Freund Martin Luthers bekannten Landgraf Philipp von Hessen, gewidmet.

Dieses Buch Hans Stadens hat bis heute seinen unübertroffenen Quellenwert und ist ein Dokument über die Anfänge Brasiliens. Es gibt kein portugiesisches gleichwertiges Gegenstück.

Es ist daher folgerichtig, daß eine Vereinigung sich den Namen „Instituto Hans Staden" gab, weil sie sich als Ziel die Vermittlung besserer Kenntnisse über das Wirken des deutschen Elementes gesetzt hat. Sie leistet damit der Landeswissenschaft große Dienste. Das „Instituto Hans Staden" hat hervorragende Arbeiten in portugiesischer und deutscher Sprache herausgegeben.

Obgleich also vor dem 25. Juli 1824, der als Einwanderungstag gilt, schon einzelne Leute im Lande waren, auch bereits vor diesem Tage Siedlungen gegründet worden waren, waren es doch die Versuche Einzelner oder mißglückte offizielle Unternehmungen.

Am 25. Juli 1824 kamen 43 deutsche Einwanderer in São Leopoldo, im südlichsten Staate Brasiliens, an. Sie waren der Einladung des Kaisers D. Pedro I. gefolgt. Die Kaiserin D. Leopoldina, eine österreichische Erzherzogin, bezeugte immer wieder ihr Interesse an dieser Einwanderung.

Schon am 6. November 1824 trafen weitere Einwanderer ein. Und nun begann das Fällen der Bäume, die Bepflanzung des gewonnenen Bodens. Handwerker und Geschäftsleute errichteten ihre Häuser. Schule und Kirche entfalteten bald ihre Wirksamkeit. Ein reges Leben begann, zuerst aber voller Mühsal und Schrecken. Nicht nur der Wald mußte zurückgedrängt werden, sondern auch die Indianer, beide rissen Lücken in die Reihen unserer Einwanderer.

Es galt, unendlich viel zu überwinden, bis dann in späterer Zeit das schmucke Haus stand, bis geordnete Dörfer und Städte an Stelle des Urwaldes traten.

Mit der deutschen Einwanderung kamen Menschen verschiedenster Kenntnisse in das Land. Im Jahrhundertbuch („Hundert Jahre Deutschtum in Rio Grande do Sul", Porto Alegre, 1924) finden wir folgende Berufsliste der ersten Einwanderer:

Protestantischer Prediger 1, Aerzte 2, Apotheker 1, Kaufleute 2, Schneider 1, Schuster 1, Schreiner 4, Maurer 1, Maler 1, Schmied 1, Sattler 2, Fuhrleute 2, Papierarbeiter 1, Goldarbeiter 1, Gärtner 2, Landarbeiter 16. Ohne Angabe 3.

125 Jahre sind vergangen. Viele genannte und ungenannte Männer und Frauen haben an der Entwicklung Brasiliens reichsten Anteil.

„Der erste Märtyrer für die Freiheit Brasiliens war ein Mann deutschen Stammes, Manoel Beckmann in São Luiz de Maranhão." (Aldinger). Generäle, Ingenieure, Kaufleute, Bauern, Wissenschaftler, Aerzte, Industrielle, Handwerker, Arbeiter und Facharbeiter, Maler, Musiker, Lehrer, Geistliche und Schwestern beider christlichen Bekenntnisse und viele andere, Männer und Frauen weiterer Berufe, sie alle haben — jeder für sich — eine lange Liste von bedeutenden Leuten, die ihre Namen durch ihre Kenntnisse, durch ihren Fleiß, durch ihr gutes Herz unauswischbar in die Ehrentafel Brasiliens eingegraben haben. Diese Tatsache wird auch dadurch nicht geändert, daß man diese Ehrentafel der Leistung von Zeit zu Zeit verhüllt oder sie umgedreht in eine dunkle Ecke stellt.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auch nur auf die bedeutendsten Köpfe eines Berufes einzugehen.

Mit Hans Staden, der aber auch schon zwei gutgestellte Deutsche antraf, hebt es an. Es folgt der Einsatz von vielen, vielen andern bis auf den heutigen Tag.

Und heute stehen wir wieder vor der Frage einer verstärkten deutschen Einwanderung. Hin und her ist darüber geschrieben und gesprochen worden. Viele Stimmen, brasilianische wie deutsche, haben sich gegen eine Einwanderung ausgesprochen.

Nehmen wir eine der letzten Stellungnahmen. Auf der „1. Brasilianischen Konferenz für Einwanderung und Kolonisation", die im Mai d. J. in Coiana stattfand, gab der Professor Lourenço Mario Prumes von der Universität Porto Alegre wesentliche Hinweise. So bemerkte er u. a. „In den Tropen Brasiliens hatten wir kleine landwirtschaftliche Versuche von Europäern, Nordamerikanern und Asiaten. Diese Versuche — es handelte sich um kleine Ströme — haben keinen entscheidenden Charakter. Die Nordamerikaner des Südens haben sich in Brasilien gleich nach dem „Bürgerkrieg" seßhaft gemacht, fast ohne Zeichen zu hinterlassen. Die Deutschen und Schweizer waren in Espirito Santo und im Staate Rio nicht glücklich. Der europäische Mensch verträgt nicht dauernd die durchschnittliche Temperaturhöhe. Außerdem passen seine Leistungen nicht zu dem überfeuchten Klima (Gebiet des Amazonas), aber auch nicht zu den Dürregebieten (der Nordosten)" (Correio do Povo, P. Alegre, 18. Mai 1949).

Gleichlautend ist das Urteil Siegfried von Vegesacks, der in seinem Büchlein: Der Pfarrer im Urwald (Baden-Baden, 1947) den Pfarrer über seine pommerschen Kolonisten sagen läßt: „Sie sprachen zwar alle ihr Platt und hielten an ihren alten Bräuchen, vor allem am Gottesdienst fest, — aber kein Leben ging von ihnen aus ... Trotzdem sie fleißig waren und die Kaffeesträucher und Maisstauden gut standen, machten die Kolonisten doch einen freudlosen, apathischen Eindruck, als hätte die starke Tropensonne alle ihre Kräfte aufgezehrt. Nein, dieser Urwald ist kein Paradies, und diese Menschen, die hier eine neue Heimat suchten, sind nicht glücklich geworden."

Im Süden des Landes, wo die Heimat des „25. Juli" liegt, stellen sich menschliche Widerstände der Einwanderung neuer deutscher Menschen entgegen.

Auf die Vergangenheit im Süden gesehen, kann Leopoldo Petry in seiner Schrift: Der 25. Juli — Dia do Colono (Novo Hamburgo, 1949) schreiben: „Wenn wir zurückblicken auf all die Arbeit und Erfolge, die erreicht wurden, können wir stolz sein auf unsere Vorfahren. Es waren 125 Jahre harter Arbeit und schwerer Kämpfe, aber auch 125 Jahre schöner Erfolge, großer Siege ... Solch hervorragende Leistungen verdienen es gewiß, daß wir die Gründer dieses großen Werkes, die ersten deutschen Einwanderer, unsere Vorfahren, gebührend feiern und ihrer in dankbarer Erinnerung stets gedenken, besonders am Jahrestage der Vorläufer des Einwandererstromes."

In seinem Aufruf zum 25. Juli schreibt der Schriftleiter des Skt. Paulusblattes, Pater Balduino Rambo, in der Mai-Nummer der genannten Monatsschrift: „Neben so vielem andern Kulturgut haben die unseligen Kriegsjahre auch die Feier des Einwanderungstages am 25. Juli weggespült. Mit der Wiederkehr ruhiger Zeiten muß es unsere erste Ehrenpflicht sein, diesen Gedenktag wieder zu feiern."

Schon vor den „unseligen Kriegsjahren" wurde in der damaligen „Arbeitsgemeinschaft 25. Juli", die alle deutschbrasilianischen Organisationen umfaßte, das Fehlen einer kulturhistorischen Zentrale als ein bedauerlicher Mangel empfunden. Vielleicht bringt diese Zeit, die nach einer Neuordnung verlangt, da nur zwei Organisationen — und zwar verändert — geblieben sind, diese Zentrale in einer neuen, anders aufgebauten „Arbeitsgemeinschaft 25. Juli".

Jedenfalls kann jede Weiterarbeit, in welcher Form sie auch geschehen möge, nur den alten Wahlspruch des Deutschbrasilianertums zum Ziele haben:

Unsern Vätern zum Gedächtnis!
Uns zur Lehre!
Unserm Vaterland zum Heil!

La humanidad debe a Alemania una noble iniciativa con respecto a la educación general del pueblo y asimismo la ciencia, con su renacimiento ha contraído una crecida deuda con el espíritu investigador de los pensadores alemanes.

SARMIENTO

Unsern Vätern zum Gedächtnis! Uns zur Lehre! Unserm Vaterland zum Heil!

Neben so vielem anderen Kulturgut haben die unseligen Kriegsjahre auch die Feier des Einwanderungstages am 25. Juli weggespült. Mit der Wiederkehr ruhiger Zeiten muß es unsere erste Ehrenpflicht sein, diesen Gedenktag wieder zu feiern. Unsere Vorfahren waren ein kräftiges und für ihr neues Vaterland überaus wertvolles Geschlecht; wer ihrer nicht in Liebe und Verehrung gedenkt, ist ihrer nicht wert.

Durch mancherlei böse Erfahrungen sind wir auf dem besten Wege, ein Volk von Duckmäusern zu werden. Diese hoffnungslose und letzten Endes von reinen Nützlichkeitserwägungen bewirkte Einstellung bringt uns immer mehr ins Hintertreffen und verdirbt obendrein noch den Charakter.

Wir haben heute keinen Grund mehr, uns zu ducken. Die dem Kinde nach dem Leben strebenden, sind in der Versenkung verschwunden; und wenn noch hie und da einer von ihnen die abgegriffenen Anwürfe von früher wiederholt, so findet er keinen Widerhall mehr in der Menge. Denn die seelische Krankheit des letzten Krieges ist schneller verheilt, als manche zu hoffen wagten. Und der Mensch ist bekanntlich unbeständig im Haß und in der Liebe.

Wir haben aber allen Grund, stolz zu sein auf unsere Väter: Obwohl die große Geschichte des Landes wenig davon zu vermelden weiß, bleibt es doch eine geschichtliche Tatsache, daß mit dem 25. Juli 1824 eine wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Entwicklung in Südbrasilien begonnen hat, in der unser Stamm mit in vorderster Reihe steht. Bauern und Handwerker und kleine Kaufleute sind es gewesen, die in vier Geschlechterfolgen den Grund zu allem gelegt haben. Diese Männer und Frauen sind unsere Ahnen; mit Stolz schauen wir auf sie zurück, mit Ehrfurcht verwalten wir ihr Erbe.

Daraus ergibt sich die Pflicht, wenigstens einen Tag im Jahr unserer Vorfahren zu gedenken. Sie sind es jedenfalls nicht weniger wert als alle anderen, die ihren Teil zum Aufbau des Landes beigesteuert haben. Jedermann weiß, wie hoch der Lusobrasilianer die großen Gedenktage der Entdeckung und ersten Besiedlung in Ehren hält; und mit welcher Liebe sich mancher Einzelforscher mit der Familiengeschichte der alten azorianischen Einwandererstämme befaßt. Aehnliches gilt von den Italienern, die bereits in voller Vorbereitung auf den 75. Jahrestag ihrer Ankunft stehen. Da dürfen wir nicht zurückbleiben, wenn uns an unserer Ueberlieferung noch etwas liegt.

Der 25. Juli müßte wenigstens in den Munizipien, die dem deutschen Bauern ihren Ursprung verdanken und auch heute noch vorwiegend mit Deutschstämmigen bevölkert sind, auch öffentlich gefeiert werden. Es geht nicht an, daß in einem freien Lande die teuersten Erinnerungen eines großen Volksteils einfach mit Schweigen übergangen werden.

Auch den Kindern in der Schule soll es zum Bewußtsein gebracht werden, wer ihre Vorfahren waren, und was das Land ihnen verdankt. Denn je mehr sie im Sinne und mit der Kraft ihrer Väter arbeiten, desto wertvollere Glieder der menschlichen Gesellschaft und desto bessere Bürger ihres Vaterlandes werden sie sein.

P. RAMBO S. J.

Auszug aus einem Brief aus dem Sauermillich-dahl (ST. PAULUSBLATT, MAI 1949).

... Weeßte wat, Michel? Eich unn die alt Modder honn abgemach, dat mir am 25. Juli so en kleen Festche feiere wolle. Meine Buwe unn Mäd, wo in de neie Kolonie wohne unn der ganz Freindschaft honn eich schon Bescheed sahn gelaß, sie sollte all komme, ihre alte Vadder unn die alt Modder wollte sie unn ihre Kinnercher nochmol all sesammehonn, unn im Stall dät schon de fette Ochs stehn unn Kuche unn alles däts absetze genau wie uff der Kerb. Unn Dau unn die alt Minebas, dir seid aach geheeß, unn dut et nore nit vergesse, en große Zwerrichsack mitsebringe, for Kuche mitseholle. Mir dun jo nit wisse, wie lang mir noch se lewe honn, awer solang wie mir lewe, solle die alte Deitschlänner net vergeß werre.

Unn dann mol adjees unn halt Eich munter.

HANNES KNIPPELDICK

DIE TAUSEND GESICHTER IBEROAMERIKAS

IV. Die Perlen der Antillen

VON CARL FRHR. v. MERCK

Unsere iberoamerikanische Wiederentdekkungsreise geht weiter, und wir sind noch im Herzen des Karibischen Meeres. Am Grabe des Kolumbus, unter den Gewölben der Kathedrale von Santo Domingo in Ciudad Trujillo haben wir uns von Hispaniola verabschiedet. Bevor wir uns auf das Festland begeben, müssen wir noch die Perlen der Antillen aufsuchen: Kuba und Portoriko!

Vom Meere aus sehen wir Havanna wie eine Verheißung von tausend Wundern liegen. Eingebettet unter hohen Palmen und ragenden Kolonialdomen breitet sich die Stadt im Schatten der alten Morro-Burg aus. Sie scheint aus Kontrasten geformt: Ein Kapitol, wie in Washington, Kathedralen, wie in Sevilla, Wolkenkratzer wie in New York, üppige Vegetation, wie im Herzen Afrikas, deren ebenholzschwarze Menschen den vielen alten Gassen typisch iberischer Prägung einen seltsamen negroiden Anstrich geben.

Gehen wir erst an Land, dann wird es geradezu beklemmend. Ein Furioso ausgelassenster nordamerikanischer Reklame geht auf uns nieder, ein Frontalangriff der „Zivilisation der Trivialitäten" droht uns umzuwerfen. Havanna schillert in allen Farben, hier ist es spanisch mit rot und goldenen Fahnen, Bildern Francos und Alfons XIII, katholischer Sittenstrenge, vergitterten Fenstern, chevaleresken Auffassungen, wohltönenden Grandennamen und baskischen Frontonhäusern, andalusischen Colmados und Frauen in schwarzen Mantillas, dort aber ist es schon superamerikanisch mit Night-Clubs deren Grundfesten unter wilden Jazz-Synkopen beben, Baseball-Stadien voller hysterischer Menschen, Sternenbannern und Bildern Roosevelts, Hot Dogs- und Koka Kola-Ständen an den Straßenecken, stromlinigen Automobilen, Andenkenkitsch, Sektenpropaganda und randalierenden Matrosen. Dann fängt das rhythmische Zucken der Rumbamaracas Dein lauschendes Ohr, und transportiert Dich in Sekundenschnelle nach Afrika, dem die Hitze, die ranken Palmen und die vielen, vielen schwarzen Menschen vollauf zu entsprechen scheinen, besonders, wenn sie in frenetischer Verzückung ausgelassen tanzen. Und gerätst Du in die Unterstadt, wo Chinesen, Syrier und Asiaten aller Schattierungen ihre Läden haben, verstehst Du, nachdem Du alle Antillen gesehen hast, daß diese wundersame Stadt ein monumentales Spiegelbild des ganzen karibischen Raumes ist. Auf Schritt und Tritt stößt man in Havanna auf eine bis zum Zerreißen gespannte soziale Atmosphäre, auf ein urgründiges Aufbegehren gegen die Yankees, aber auch jene tropische Resignation und Müdigkeit, die eigentlich nur Kolonialvölker charakterisiert. Dabei ist Kuba eine souveräne Republik mit 4,5 Millionen Einwohnern und einem jährlichen Staatsbudget von fast 70 Millionen Dollar. Die Inselrepublik hat eine demokratische Verfassung und einen jährlichen Export von über 150 Millionen Dollar. Sie führt ein stolzes Wappen, das einen riesigen Schlüssel zwischen zwei Inseln, eine Palme und einen Vulkan zeigt.

Doch Kuba ist nach Panama die jüngste Republik der Hemisphäre. 1868 nahmen seine Patrioten erst den Kampf gegen die Spanier auf, die ihrerseits alles taten, um ihren herrlichen Inselbesitz unter jedem Preis zu halten. Vierzig Jahre tobte der Kampf, bis sich 1898 die Nordamerikaner der Sache der besiegten kubanischen Patrioten annahmen und vor Havanna die altersschwache Flotte der Spanier in den Grund schossen. Unter ihren Fittichen wurde die Republik Kuba ausgerufen. William Randolph Hearst rühmt sich heute noch, den Krieg gegen Spanien „gemacht" zu haben. Die „Zuckerdose der Welt" — Kuba produziert heute noch 30 v. H. der Rohrzuckerproduktion des Globus — war eine große Lockung für das nordamerikanische Kapital, Kubas einmalige strategische Lage „von größter Bedeutung für die Verteidigung der Vereinigten Staaten", wie bereits 1810 der USA-Präsiden Madison erklärte. Es ist mehr als verständlich, daß darum Präsident Polk schon 1848 den Versuch machte, den Spaniern die Insel für 100 Millionen Dollar abzukaufen. Erst die stolze Ablehnung der Spanier brachte die Nordamerikaner auf die Idee, die kubanischen Patrioten zu „fördern". Kubas Nationalheld, Jose Marti warnte zwar mehrfach vor der „revolucion por procura" und vor den Interessen, die patriotische Gefühle zu mißbrauchen gedächten, konnte aber nicht verhindern, daß das strenge Regiment der spanischen Inselgouverneure, General Maximiliano Weyler und General Martinez Campos die kubanischen Patrioten letzten Endes doch in die Arme der „uneigennützigen" Helfer trieb. Die kubanische Freiheit, der in vierzigjährigen Kämpfen ein unheimlicher Blutzoll dargebracht wurde, geriet von Anbeginn an in den Schatten des Hochkapitalismus. Kuba ist heute, nach Kanada, trotz seiner geringen Größe (44 164 Quadratmeilen) und seiner kleinen Rolle im Konzert der iberoameri-

kanischen Staaten das größte Anlagefeld nordamerikanischer Investierungen auf der ganzen Hemisphäre. 90 v. H. der ausländischen Kapitalsanlagen in Kuba entfallen auf die Vereinigten Staaten. Nach Ferdinand Lundberg, der interne kubanische Unterlagen zur Verfügung hatte, sind die USA-Anlagen folgendermaßen verteilt:

Zucker-Industrie	800	Mill. Dollar
Grundbesitz	150	„ „
Eisenbahnen	120	„ „
Staatsanleihen	110	„ „
Oeffentliche Betriebe	110	„ „
Industrie	50	„ „
Tabak-Manufaktur	50	„ „
Handel	40	„ „
Banken	25	„ „
Verschiedenes	15	„ „
Bergwerke	25	„ „
Total:	1.505	Millionen Dollar.

Dabei muß betont werden, daß sich der letzte Posten im Verlauf der Nachkriegsjahre verdreifacht oder verfünffacht haben dürfte, seitdem in Kuba Manganerze in großen Mengen gefördert werden und diese für die Wehrwirtschaft der USA so bedeutsam geworden sind, zumal Rußland, der Haupt-Weltlieferant ausgefallen ist. Aber selbst die Manganerze und die weltberühmten Kuba-Tabake vermögen nicht die Krise auszugleichen, in der sich Kuba ständig durch den Zucker befindet, seitdem die Weltproduktion dieses Produktes größer geworden ist und die Vereinigten Staaten auch anderen amerikanischen Ländern Rohrzucker abnehmen müssen. Der Zucker ist für die Kubaner eine bittere Angelegenheit! Er ist der Fronvogt in den Plantagen und Raffinerien und die Schicksalsgröße in den Banken und der Börse.

Im Jahre 1511 hatten sich die Spanier endgültig auf der Insel festgesetzt, nachdem sie Kolumbus während der ersten Reise entdeckt hatte. Auf Anregung der Fugger wurde um 1550 Zuckerrohr systematisch auf Kuba angepflanzt. 1573 stand die erste europäische Zuckerraffinerie in Augsburg. Spanien blieb die Weltmacht für die Leckermäuler bis der deutsche Chemiker Margraf 1747 den ersten Rübenzucker herstellte und sein Schüler Achard mit Hilfe Friedrich Wilhelm III, des „bitteren" Königs von Preußen die erste Rübenzuckerfabrik der Welt einrichtete und den Weltkampf zwischen Rohr- und Rübenzucker auslöste. Kuba merkte von dieser Auseinandersetzung erst nach dem ersten Weltkrieg. Der Zukker markiert daher immer noch die Tempi der kubanischen Wirtschaft, während die martialische Atombombe die bürgerliche Kaffeetasse abgelöst hat und die Welt anscheinend nur noch nach Uranium schreit.

Der Schritt vom Zucker zur Politik ist in Kuba ebenso leicht, wie wir ihn in diesen Zeilen tun.

Es waren in der Hauptsache die Plantagenarbeiter, die einst gegen die spanischen Zuckerkönige rebellierten, besser gesagt, durch weiße Intellektuelle zur Rebellion getrieben wurden, nachdm ihr erster Führer Jose Aponte im Jahre 1812 blutig mit seinem Negeraufstand gescheitert war. Den ersten ernsthaften Befreiungsversuch vom spanischen Joch unternahm der General Narciso Lopez, ein Mann aus Venezuela, der von der spanischen Armee wegen verschiedener Vergehen ausgestoßen worden war und dann bei den nordamerikanischen Zuckergroßisten Mittel fand, um zwei Befreiungsexpeditionen auszurüsten, die beide scheiterten. (1850/51). Die eigentliche Revolution aber wurde durch Carlos Manuel de Cespedes im Jahre 1868 nach dem sogenannten „Grito de Yara" ausgelöst. Ein Dezenium furchtbarster Kämpfe folgte. 1873 fiel Cespedes. Der General Maximo Gomez (aus Santo Domingo) und die Gebrüder Maceo führten den Kampf weiter, mußten aber 1878 den Waffenstillstand von Zanjon abschließen, weil die Spanier mächtige Armeen ins Treffen führten.

Doch der Kampf ging unterirdisch und von Guerillas getragen weiter. Selbst General Weyler konnte den Freiheitswillen der Kubaner nicht bezwingen, obgleich er durch seine Strenge berühmt war. „O Cuba libre, o aqui fue Cuba!" (Kuba wird frei oder überhaupt nicht sein) war der Ruf der Revolutionäre. Doch Gott blieb bei den stärksten Batallionen, in diesem Falle bei den Spaniern. Gomez fiel 1896 in einem Hinterhalt bei Punta Brava, Maceo und der wahrhaft große Jose Marti fielen in der Schlacht von Dos Rios im gleichen Jahre. Als der Kampf zu Ende schien, nahm sich der Zeitungskönig William Randolph Hearst des kubanischen Komites in New York an und propagierte ihn und seinen Chef Estrada Palma, bis die mysteriöse Explosion des USA-Panzerschiffes „Maine", vielleicht ein gelungener Athenia-Fall des vorigen Jahrhunderts, den spanisch-amerikanischen Krieg und damit die Intervention der Yankees in Kuba auslöste. „Mit den Amerikanern triumphierten nicht die kubanischen Freiheitskämpfer. Sie waren schon alle gefallen. Es siegten die kubanischen Exilpolitiker, die bereits vorher Kuba an die Zuckerspekulanten verkauft hatten", erklärten später die Häupter der revolutionären ABC-Vereinigung. Sie urteilten nicht ganz falsch. Estrada Palma wurde Kubas erster Präsident, nachdem von 1899 bis 1902 ein nordamerikanischer Gouverneur, Leonhard Wood anerkennenswerte Verwaltungsarbeitet geleistet und die Insel einstweilen befriedet hatte. 1903 setzten sich die Vereinigten Staaten in Guatamanho, heute das Gibraltar Karibiens, endgültig fest.

Kuba ist ein politisch souveränes Land mit eigener Fahne, Währung und Armee. Wirt-

schaftlich ist das Land noch heute alles andere als souverän. Immer wieder sprach man von der Möglichkeit, daß es der 49. Bundesstaat der USA werden könnte, aber dagegen sprechen viele Gründe, nicht zuletzt die Tatsache, daß damit dem USA-Kapital die Flucht zu den niedrigeren kubanischen Steuern unmöglich würde. Die Bindung zwischen beiden Ländern ist zudem hinreichend fest, um eine Beseitigung der Souveränität notwendig zu machen. Drum konnten die Amerikaner am 29. Mai 1934 das sogenannte Platt-Amendment aufheben, welches ihnen bis dahin (!) das Recht zum politischen und militärischen Eingreifen auf der Insel vertraglich zusicherte, wie 1903 im kubanisch-amerikanischen Vertrag und in der kubanischen Verfassung (!) festgelegt worden war.

Dieses „Katz- und Mausprotektorat" (Nicholson) ließ sich nicht reibungslos durchführen. Zwar hatte ein Agent Morgans, Henry Catlin mit Hilfe der Chase-Bank und der Guggenheim-Gruppe wieder einmal einen kubanischen Präsidenten „gemacht" und die Wahl des berüchtigten Machado finanziell erzwungen, zwar trieb in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts der plutokratische Sumpf auf Kuba buntere Blüten als die weltberühmte üppige Vegetation der Insel, die schon die Bewunderung des Kolumbus erregt hatte, aber 1931 gab es einen Vorgeschmack dessen, was sich jeden Tag wieder in Karibien ereignen kann. Kubas Volk stürzte unter Führung nationaler Studenten der revolutionären ABC-Gruppe und eines unbekannten Sergeanten namens Fulgencio Batista die korrupte Regierung Machado. Washington intervenierte diplomatisch und entsandte Sumner Welles als Schlichter. Doch selbst dieser aalglatte Vertraute Roosevelts vermochte nicht zu verhindern, daß sich der unbekannte Mann aus dem Volke, der Sergeant Fulgencio Batista durchsetzte, Chef der Armee und dann Präsident der Republik wurde. Unter dem „Regime des Sergeanten" — die Regierung wurde so genannt, weil fast alle Spitzenfiguren ehemalige Ranggefährten Batistas in der Armee waren — nahm dem um sich greifenden Kommunismus Wind aus den Segeln und leistete Bemerkenswertes auf dem Gebiete der bis dahin völlig vernachlässigten Sozialpolitik. Batista erwies sich als einer der tüchtigsten, vielleicht sogar als tüchtigster karibischer Politiker unserer Zeit. Der helle Mulatte mit chinesischem Blutanteil war einst Stenograph des chilenischen Generalstabs. Beim Stenographieren der politischen und wirtschaftlichen Gespräche seiner Vorgesetzten mit in- und ausländischen Politikern lernte er die politische Realität seines Landes kennen und zog zur gegebenen Zeit die Konsequenzen, ohne heftig zu werden. Klug marschierte er Schritt um Schritt vor und leistete nicht zuletzt den Amerikanern durch seine bewußte Entspannungspolitik einen großen Dienst. So löste in Kuba eine neue Elite von Männern die alte, führerlos gewordene Zuckerspekulanten-Oberschicht ab, ein Prozeß übrigens, den wir in ganz Iberoamerika immer klarer beobachten können. Natürlich bedingte diese revolutionäre Umstellung beachtliche wirtschaftliche Erschütterungen. Nach Batista haben schon zwei seiner politischen Gegner, Grau San Martin und Prio Socarras (der jetzige Präsident) in Kuba regiert, aber es ist bezeichnend, daß eigentlich jeder Kubaner heute noch mit einem politischen „come back" von Fulgencio Batista rechnet. Die Frage ist nur, in wie weit die alte Elite der Sergeanten seelisch und moralisch ihren Aufstieg ausgehalten hat, ohne in die gleichen Fehler zu verfallen, wie die einstigen Zuckerkönige. Der Sumpf der in jungen Ländern wohl niemals ganz ausrottbaren kapitalistischen Korruption ist jungen, neuen Bäumen in den seltesten Fällen förderlich. Drum werden wahrscheinlich alle urtümlichen Volksbewegungen auf den Antillen-Inseln immer wieder versanden und immer neue Ablösungskämpfe bedingen. Doch wehe, wenn einmal die lokalen sozialen Explosionen in Kettenzündung ein wirkliches soziales Erdbeben auslösen. Ihm wird der karibische Thron Mammons kaum gewachsen sein, denn dann wird der Klassenkampf Rassenkampf werden. In Moskau weiß man es und in Haarlem auch. Entsprechende agitatorische Sprengkörper sind schon gelegt, ganz dem explosiven Temperament tropischer Menschen angepaßt.

Wir haben hier Kuba, seine Geschichte und seine Probleme nur mit wenigen Pinselstrichen aufgezeichnet, um es gründlich zu portraitieren. müßte man ein ganzes Buch schreiben. Doch wenn wir diese Skizze auf dem Hintergrund unserer bisherigen Schilderungen des karibischen Raumes sehen, gewinnt sie an Plastik und macht weitere Einzelheiten überflüssig. Wir segeln weiter nach Portoriko. Hinter uns bleibt dieses unheimliche, aber doch so schöne, so glänzende, so gewinnende und ebenso erschreckende wie begeisternde Kuba zurück. Der Morro, die Palmen des Malecon, die Paläste Marianaos und das Rasseln der Rumbamaracas winken uns letzte Grüße zu. Neben mir bestellt jemand einen Cocktail: „Por favor, un Cuba Libre" — Es ist kubanischer Rum mit Coca Cola, made in USA. . . .

BEGEGNUNG mit dem VIELFRASS

sich zwischend zween enge böum durchstreifft sein gefür oder kad auß zutrucken

Von HERBERT FREIHERR VON STACKELBERG

Während meines mehrjährigen Aufenthalts im höchsten Norden Norwegens stellte ich bald fest, daß kein Mitglied der reichen Fauna Skandinaviens so starkes Interesse erregte und dabei doch geheimnisvoll unbekannt blieb, wie der Vielfraß, der Großmarder der polaren Bergwelt. Der große Tierforscher unseres späten Mittelalters, D. Cunrat Geßner, wußte in seinem „Thierbuch, Das ist ein kurtze beschreybung aller vier füßigen Thieren. Getruckt zu Zürich im Jahre 1583", über den Vielfraß folgendes zu sagen:

„Die grösse eines Hundes / oren unnd angesicht einer Katzen / füß und klawn gantz scharpff / sein leyb mächtig gehaaret / sein schwantz wie ein Fuchß... Ein so mercklich frässig thier ist dises / das es nit zu glauben ist / hat ein szonderlich groß begird und lust ab dem menschen fleisch / von welchem es sich so vol frißt / daß jm sein leyb davon gespannen wirdt: zu welcher zeyt es sich zwischend zwen enge böum durchstreifft sein gefür oder kad auß zutrucken / nach welchem es sich wiederumb vol frißt / und wider auß truckt so lang biß es nicht mehr hat / andere menschen cörper zu suchen gezwungen wirdt" ...

Die spätere Tierforschung hat nicht viel neue Aufklärung hinzugefügt, es sei denn, daß die mittelalterlichen Phantasien über die Verdauungsmethoden und die Menschenfresserei des Vielfraßes zerplatzt sind. Aber sogar bei der einheimischen Bevölkerung des polaren Skandinaviens hat die sprichwörtliche Heimlichkeit des „gulo gulo" dazu geführt, daß Aberglaube, Sagen und wilde Romantik sich im Laufe der Zeit um die zottige Gestalt des Vielfraßes gerankt haben. Die Finnen nennen ihn „tappio", d. h. den bösen Waldgeist, und die Lappen bezeichnen ihn als den „Schatten der Renntiere", da er tatsächlich den Renntierherden unausgesetzt nachstellt, ohne daß man seiner habhaft werden kann.

Worin besteht seine Heimlichkeit? Die Lappen erzählen, der Vielfraß bewege sich nur während der Nacht. Im Winter begünstige ihn die dunkle Polarnacht. Auch dann schleiche er möglichst im Schatten, in Hohlwegen und unter niedrigem Buschwerk. Im Sommer, im Scheine der Mitternachtssonne, ist der Räuber gefährdet. Aber die sinnverwirrende Buntheit der gebirgigen Mooslandschaft tarnt den heimlichen Gesellen, der wie ein brauner Punkt in der Farbenfülle der Tundra untertaucht. Auch im Sommer bevorzugt der „Jerv", wie ihn die Norweger nennen, Deckung, Geländespalten und Senken, sodaß er sich beobachtenden Blicken meist zu entziehen vermag. In seiner Heimlichkeit wird er von seinem scharfen Geruchsinn und seinem feinen Gehör unterstützt. Darüber wissen die Lappen Wunderdinge zu berichten. Aus endlos weiter Entfernung vermag der Vielfraß das Geräusch ziehender Renntierherden und das Schlurfen der Skier eines

Jägers oder Lappen zu vernehmen und sich darauf rechtzeitig einzustellen.

Trotz seiner Heimlichkeit ist der Vielfraß ungemein angriffslustig und gefährlich. Dem Wolf ist er an Kraft und Wildheit überlegen. Auch der Bär meidet eine Begegnung mit ihm. Menschen nimmt der „Jerv", wenn er bedrängt oder verwundet wird, unbedenklich an. Die Lappen meinen, daß es dann schwer sei, sich zu verteidigen, da der Räuber äußerst schnell und gewandt sei und rasch und tödlich zubeiße. Da er schnellfüßig und ausdauernd ist, lauert er seiner Beute nicht nur nach Katzenart auf, sondern verfolgt sie auch über weite Entfernungen, bis er sie eingeholt und niedergerissen hat. Die Lappen berichten, der Vielfraß ernähre sich hauptsächlich von Renntierschweiß. Daher komme es, daß er so verheerenden Schaden anrichtet.

Erstaunliches wissen die Einheimischen Lapplands über die Ausdauer des Vielfraßes zu sagen. Tagesmärsche um 100 km sollen nichts Ungewöhnliches sein. Dabei entwickelt dieser an sich kurzläufige Geselle eine hohe Geschwindigkeit, die es ihm gestattet, überall und nirgends zu sein.

Die erste Wahrnehmung von dem Vorkommen des Vielfraßes konnte ich an einem Frühjahr im Schatten des großen Gebirgsmassivs der „Schlafenden Königin" machen. Unter Führung eines Renntierlappen unternahm ich eine ausgedehnte Skiwanderung in den höheren Schneelagen. Nach mehrstündigem Anstieg, schon weit oberhalb der Baumgrenze, stießen wir, durch aufgeregt über einem Punkt kreisende Kolkraben aufmerksam gemacht, in einer flachen Mulde auf ein frisch gerissenes Renntier. Die Schneedecke war in weitem Umkreise aufgewühlt und von Schweiß gerötet. Alle Spuren deuteten auf einen verzweifelten Kampf des Renntieres mit einem stärkeren Raubtier. Der Lappe suchte nach Spuren im Schnee und entdeckte bald die starken Siegel eines Vielfraßes. Die Verletzungen des Renntieres und die Spuren im Schnee ermöglichten uns eine genau re Vorstellung von dem Hergang dieses Tierdramas in der Bergeinsamkeit. Der Vielfraß mußte das Renntier längere Zeit talwärts gehetzt haben, bis er es an einem Hinterlauf zu fassen bekam und es niederreißen konnte. Der Räuber war auf den Rücken des sich verzweifelnd wehrenden Renntieres gesprungen und hatte mit seinem kräftigen Gebiß das Genick seines Opfers zermalmt und dann den Schlund des Renntieres aufgerissen. Da das Wildbrett noch lebenswarm war, hatte wohl unser Herannahen den Vielfraß verscheucht.

Der Lappe zerlegte das Wildbret und vergrub die Teile im Schnee, um sie später als Futter für seine Silberfüchse abzuholen. Nur eine Keule nahm er in seinem Rucksack mit. Wir liefen dann talwärts und rasteten in einer Hütte. Nach der kurzen Mittagspause wollten wir der im Schnee gut sichtbaren Spur des Vielfraßes folgen.

Beim Wiederaufstieg bemerkten wir, daß unsere zu Tal führenden Skieindrücke, denen wir beim Anstieg folgten, sehr bald von einer starken Vielfraßspur zertreten waren! Der Vielfraß hatte uns also verfolgt, nach der Meinung des Lappen in der Absicht, uns die geraubte Renntierkeule wieder abzunehmen. Nach etwa einem Kilometer hatte er die Nachsuche aufgegeben. Seine Spur wies wieder aufwärts.

Noch größer aber war unsere Ueberraschung, als wir feststellten, daß die im Schnee vergrabenen Renntierteile ausgegraben waren und sich hier neben dem starken Vielfraß noch ein zweiter, schwächerer spürte. Der Kopf des Renntieres mit dem Geweih und ein ganzes Blatt fehlten. Bergan führten zwei Vielfraßspuren, neben denen das Geweih schleifte. Ein Pärchen, das Nahrung für seine Jungen geholt hatte, meinte der Lappe. Zwei Stunden folgten wir den Spuren, als ein plötzlich einsetzender heftiger Schneesturm jedes weitere Fortkommen unmöglich machte. Als sich der Sturm le͜te, waren die Spuren verweht. Wir mußten die Jagd aufgeben.

Seit diesem Erlebnis hatte ich mir fest vorgenommen, einen Vielfraß zu erlegen. Der Lappe versprach mir, mich unverzüglich zu benachrichtigen, sobald sich ein „Jerv" in seinem Bergreich bemerkbar machen sollte. Ich war mir darüber klar, daß die Aussichten für den angestrebten Erfolg denkbar gering waren.

Inzwischen war mehr als ein Jahr vergangen. Da kam der Lappe zu mir und berichtete, daß in der Gegend des großen Berges Ippococca, etwa 40 km ostwärts der „Schlafenden Königin", in einem ausgedehnten, von Seen und Wildbächen durchzogenen Tale, ein Vielfraß auftrete und Renntiere beunruhige. Das Wetter war sehr günstig. Die hellen Sommernächte begünstigten die Jagd, da der Vielfraß ein ausgesprochenes Nachttier ist. Marschproviant und Ausrüstung für mehrere Tage wurden im Rucksack verstaut und die gute Büchse mit dem Zielfernrohr umgehängt.

Nach mehrstündigem Anmarsch erreichten wir den letzten norwegischen Bauernhof unweit der schwedischen Grenze. Von hier woll-

ten wir die Wanderung ins Hochgebirge antreten. Der Eigentümer des Bauernhofes, ein Schwede und selbst erfahrener Jäger, lächelte nur skeptisch über unsere Pläne.

Gegen 10 Uhr abends brachen wir auf. Die Mitternachtssonne übergoß die Schneehänge der Berge mit einem feinen rosigen Hauch. Nach einigen Stunden beschwerlichen Anstieges hatten wir die Baumgrenze erreicht und konnten nun weit über die endlosen Flächen der langgestreckten Berghänge blicken. Wohin das Auge reichte, sahen wir nur noch

Zwergbirken, Zwergweiden, sehr viele Multebeeren, Preißelbeeren und sonst lediglich Moosteppiche und Moorflächen mit roter und brauner Marmorierung.

Die ersten Renntierfährten zeichneten sich im Schnee ab. An einer Stelle erfreute uns der Ruf eines Kuckucks. Hie und da schwirrte ein Volk Schneehühner hoch. Im übrigen sahen wir kaum etwas Lebendes. Vollkommene Einsamkeit und Stille herrschten in dieser von der „midnatsol" verzauberten Welt. So rückten wir Kilometer um Kilometer vorwärts, voran der Lappe, der mit scharfem, geübtem Blick die Hänge und den Boden absuchte.

Gegen Mittag erreichten wir eine uralte Raststelle der Nomaden, unmittelbar am Ufer des von Holmen durchschnittenen Nordelvbaches. Nach kurzer Ruhe setzten wir unseren Marsch fort. Am späten Nachmittag gerieten wir in die nähere Umgebung des im Gipfel tiefverschneiten Berges Ippococca. Die vor uns liegende Fläche dehnte sich endlos nach Osten aus, weithin beherrscht von dem majestätischen Massiv des Ippococca. Da wandte sich der Lappe mir zu, wir seien nun im Jagdgebiet des Vielfraßes und müßten jetzt nach allen Seiten hin doppelt scharf aufpassen und beobachten. Alle Augenblicke blieben wir stehen und hielten sorgfältig Ausschau. Zunächst regte sich nirgends ein Lebewesen. Trotz klarer Luft war ein genaues Sehen wegen der Buntheit der Farben auf den weiten Mooren und den felsigen Hängen sehr erschwert. Langsam kamen wir dem Ippococca näher. Die verhaltene Spannung wuchs von Minute zu Minute.

Plötzlich blieb der Lappe wie gebannt stehen und starrte unverwandt einen Punkt am Abhang des Ippococca an. Wir warteten einige Sekunden. Da flüsterte mir mein Jagdführer das elektrisierende Wort „Jerv!" ins Ohr. Im Rund des Fernglases gewahrte ich in der angegebenen Richtung ein braunes bärenartiges Tier, das auf einem vorspringenden Stein auf halber Höhe des Berges hockte und lebhaft mit dem Kopf hin- und

herdrehte. Ein Vielfraß! Fast schien es mir unwirklich, daß ich jetzt tatsächlich diesen sagenhaften Räuber vor mir hatte, deutlich sichtbar und in seiner ganzen Wildheit und Kraft an seinen Bewegungen zu erkennen.

Er war für einen sicherſitzenden Schuß noch viel zu weit — fast einen Kilometer. Ich schnallte meinen Rucksack ab, machte mich schußfertig und beobachtete erst einmal den Vielfraß, um zu sehen, auf welche Weise ein Herankommen möglich war. Es schien, als suche der Vielfraß etwas Bestimmtes und als wäre er sich noch nicht schlüssig, wie er es finden könnte. Da bewegte er sich, immer schneller in seltsamen Hoppel- und Rollsprüngen talwärts — ich traute meinen Augen nicht — genau auf uns zu. Er gewann unheimlich schnell Raum. Im Handumdrehen war er auf einen halben Kilometer heran. Dann verbarg ihn eine Bodenwelle. Diesen Augenblick nutzte ich und eilte sprungweise von Geröllstein zu Geröllstein vorwärts, stets Deckung suchend.

Unerwartet stand der Vielfraß wieder vor mir, diesmal nur auf 200 m weit. Er verhoffte nach allen Seiten und war im gleichen Augenblick verschwunden. Wo steckte er nun? Ich wartete eine Weile. Nach einigen Sekunden bemerkte ich den braunen Kopf des Jervs weit rechts, wieder auf etwa 200 m zwischen den Zweigen einer Zwergbirke, aber nur für einen Augenblick. Dann war er erneut unsichtbar. Ich rannte — so schnell ich konnte — nach rechts in der Hoffnung, dem braunen Gesellen den Weg abzuschneiden. Plötzlich, mitten im Lauf, gewahrte ich ihn auf knapp 100 m direkt vor mir! Er stand breit da, hatte mich sofort wahrgenommen, äugte mich mißtrauisch an und verriet in seiner gespannten Körperhaltung mit erregt hochgestreckter Lunte seine eilige Fluchtabsicht. Jetzt schnell handeln! Ruckartig ließ ich mich aufs Knie fallen und riß die Büchse hoch. Im Knall rollte der Vielfraß auf den Rücken und begann in losgelassener Wildheit mit seinen mächtigen Pranken alles auszureißen, was um ihn stand. Moosklumpen, Zwergbirkenzweige und Steine flogen in die Luft. Deutlich konnte ich sein starkes, fletschendes Gebiß erkennen. War er gut getroffen? Ich dachte an die Mahnung des Lappen, ja gut zu schießen, da ein wundgeschossener Vielfraß unbedenklich den Jäger angreift und dann ein gefährlicher Gegner sei. Zum zweiten Schuß ließ er mir Zeit. Im Feuer sank der Räuber in sich zusammen, legte sich langsam auf die Seite und blieb reglos liegen. Er war verendet.

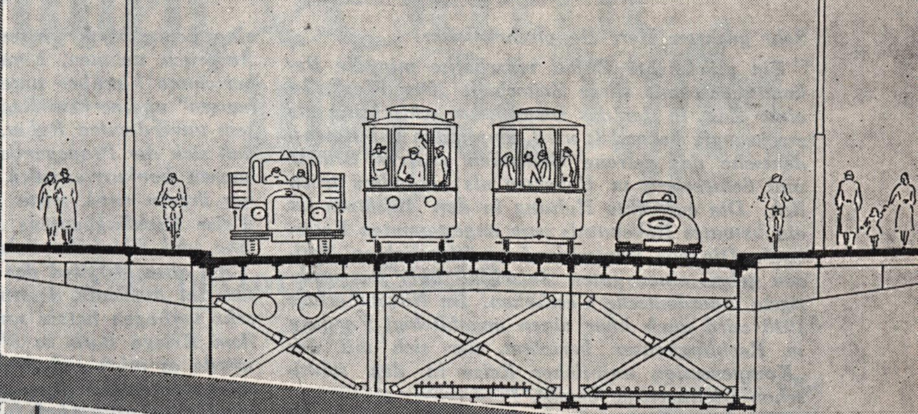
Alle mühsam gebannte Spannung löste sich. Heftig pochte das Blut an meinen Schläfen, als es mir klar wurde, daß ein Vielfraß, der seltene und gefährliche Räuber der nordischen Bergwelt, gestreckt war! Ich blieb stehen und betrachtete meine Beute aus der Ferne. In diesem Augenblick wurde ich von zwei kräftigen Armen gepackt. Ehe ich mich versah, hatte der in haltlosen Jubel ausgebrochene Lappe seine dunkle Mähne an mein Gesicht gerieben, um seinen Beifall so fühlbar wie möglich auszudrücken. In wilder Freude vollführte er lustige Sprünge und war nicht zu beruhigen. Ihm bedeutete die Beseitigung des Jervs die Errettung eines großen Teils seines Vermögens, seiner Renntierherde. Da gewahrte ich in seiner Hand ein langes Lappenmeesr. Er erklärte mir auf meine Frage, er habe es vor'orglich bereitgehalten. Falls der Vielfraß mich angegriffen hätte, würde er mich mit einem kunstgerechten Halsstich verteidigt haben.

Nun traten wir näher. Da lag er, ein etwa vierjähriger Rüde, sein gewaltiges Gebiß entblößt, die bärenhaften, stark bewehrten Pranken von sich gestreckt. Sein langes dunkelbraunes, an den Seiten helleres zottiges Haar verriet den Bewohner polarer Gebiete. Man hätte ihn für einen Bären halten können, wenn nicht die buschige Lunte gewesen wäre.

Beide Kugeln saßen im Leben. Ein zäher Bursche! Lange betrachtete ich meine Beute von allen Seiten, hatte ich doch nie zuvor einen Vielfraß gesehen. Immer wieder mußte ich mich über mein Jagdglück wundern. Der Vielfraß hatte es mir leicht gemacht und war selbst auf schußgerechte Nähe herangekommen. Der Lappe meinte dazu, der Jerv sei auf uns zugesprungen in der Annahme, unsere Geräusche stammten von ziehenden Renntieren. So habe er Jagd machen wollen, ohne zu ahnen, daß er der Gejagte wurde.

Nach mehreren Stunden traten wir den Heimmarsch an. Das Reich des Vielfraßes konnte ich noch in weiter Ausdehnung kennenlernen, die tiefblauen klaren Seen, die wildschäumenden Gebirgsbäche, die steilen, schwer zu besteigenden Hänge, die riesigen wasserreichen Moore und die Regionen des ewigen Schnees. Viele Renntiere kreuzten unseren Weg. Sie ahnten wohl nicht, daß einer ihrer Todfeinde in dieser Nacht ausgetilgt worden war. Der tiefe Frieden dieser gewaltigen von der „Schlafenden Königin" überstrahlten Landschaft und ihre endlose Weite hatten die kleine Jagdszene längst verschluckt. Für mich aber wurde der Vielfraß vom Ippococca ein Stück unvergeßlicher Erinnerung an das mit Schönem und Großem so reich gesegnete Norwegen.

RHEINBRÜCKE KÖLN-DEUTZ



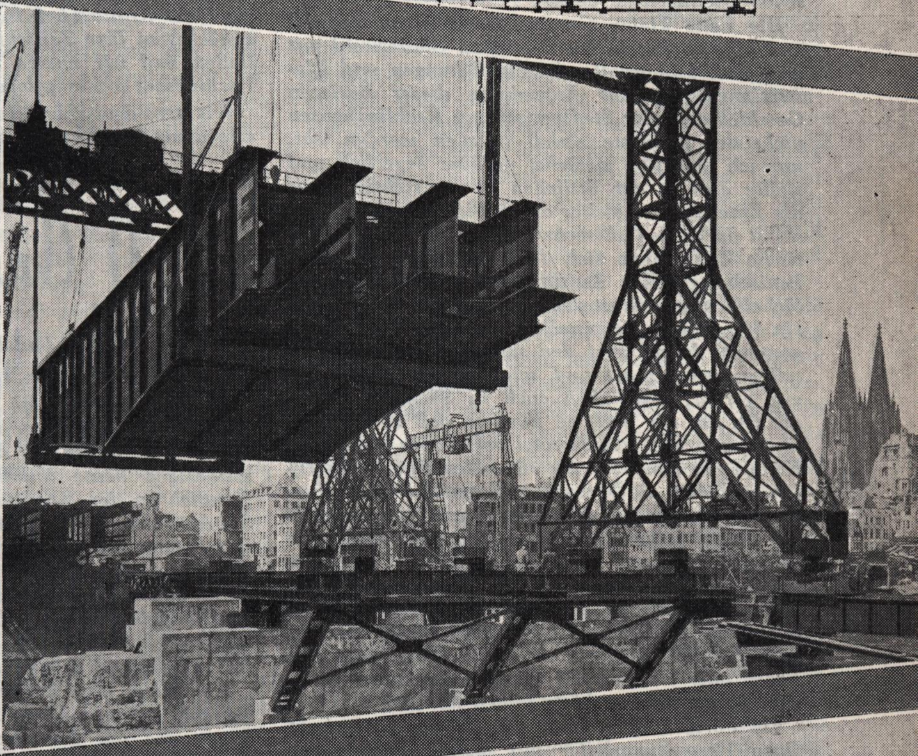
EINE DEUTSCHE NACHKRIEGS-LEISTUNG

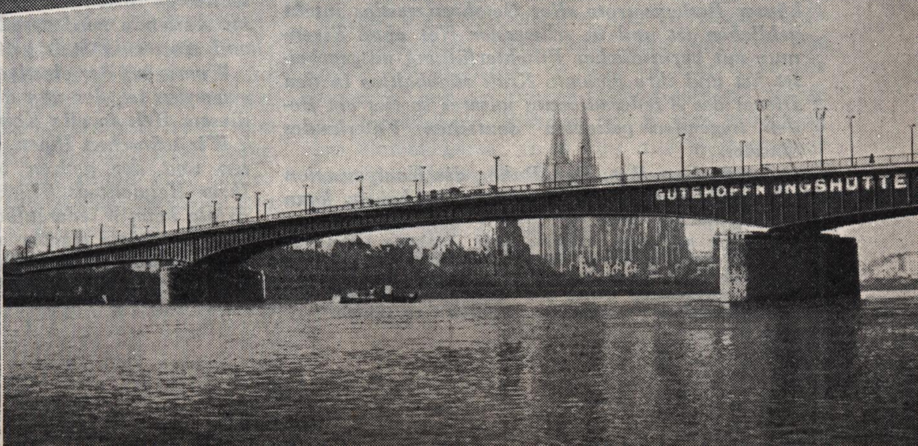
Die neue Rheinbrücke Köln-Deutz, die am 16. Oktober 1948 dem Verkehr übergeben wurde.

Bekanntlich waren im Mai 1945 alle 42 Rheinbrücken zwischen der Schweiz und Holland zerstört. Die neue Rhein-Brücke Köln-Deutz, die von der Gutehoffnungshütte Werk Sterkrade erbaut wurde, ist die erste endgültige Straßenbrücke über den Rhein seit Kriegsende. Mit 184 m Spannweite der Mittelöffnung ist sie die zur Zeit weitestgespannte vollwandige Balkenbrücke.

Die übrigen technischen Daten sind wie folgt:
Gesamtlänge der Brücke 437,30 m,
Gesamtbreite 20,60 m,
Gehsteig 3 m,
Radfahrweg 1,55 m,
Verkehrsbahn 11,55 m,
Gesamt-Stahlgewicht 5.800 Tonnen,
Höhe der Brückenträger 7,80 m über den Pfeilern, 3,30 m in Brückenmitte.

(Bilder und Daten: Wilhelm Löhr, Oberhausen/Rheinl.)





Der Oberstadtdirektor

Recklinghausen, den 5. April 1949.

Sehr geehrter Herr Hauptschriftleiter!

Ein glücklicher Zufall verschaffte mir die Bekanntschaft mit Ihrer Zeitschrift „Der Weg“. In einer Zeit, in der das Deutschtum schlechthin als zweitrangig behandelt wird, empfinden wir Reichsdeutsche das getreue Gedenken unserer Brüder und Schwestern in Uebersee als besonders tröstlich. Die aufrechte Haltung in den Aufsätzen ist ein betontes Bekenntnis zum angestammten Vaterland. Die aus Deutschland veröffentlichten Notizen geben einen guten Aufschluß über das wichtigste innerdeutsche Geschehen. Im Novemberheft 1948 wird auch über einen angeblichen Vorgang in Recklinghausen berichtet, der sich mit der „Kompensation weiblicher Reize in den städtischen Dienststellen befaßt.)*

Die nette kleine Geschichte ist ja zu reizvoll und ging so durch den deutschen Blätterwald mit und ohne humorvolle Ausschmückungen und Illustrationen. Da zur Entstehung dieser kuriosen Geschichte in der Stadtverwaltung Recklinghausen nicht der geringste Anlaß gegeben worden war, war ich natürlich zunächst darüber ärgerlich und stellte dies in der örtlichen Presse richtig. Aber die Ente flatterte weiter durch die deutschen Gaue, selbst durch den „Eisernen Vorhang“ in die sowjetische Zone, ohne sich der weltbekannten amerikanisch-englischen Luftbrücke zu bedienen. Ich lächelte schon längst dazu, und so war es für mich ein Vergnügen festzustellen, daß dieser schwimmgewandte Vogel jetzt den südamerikanischen Erdteil angesteuert hat und, wie ich vor einigen Tagen erfuhr, inzwischen auch in Südafrika gelandet ist, um der Welt zu künden, daß es in Recklinghausen nach einem total verlorenen totalitären Kriege mit den nervenzerrüttenden Bombenangriffen und den die Menschen verknöchernden Hungerjahren während des Krieges und erst recht in der darauf folgenden Friedenszeit doch noch reizvolle Frauen und lebensnahe Männer gibt, die selbst in Amtsstuben nicht zu Mumien geworden sind. Gefahrvoller als „weibliche Reize“ wären allerdings in den nun Gott dank hinter uns liegenden Jahren gewesen ein Pfund Butter oder eine Brasil oder ein Lot Rio 5, wenn man diese Dinge zum Kompensieren hätte bieten können.

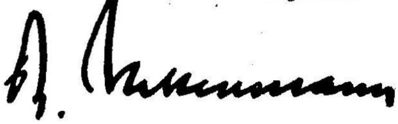
Im übrigen aber kann ich als der verantwortliche Verwaltungsleiter mit stolzer Freude versichern, daß unsere Beamtenschaft im Recklinghäuser Rathaus trotz aller Gefahren restlos intakt geblieben ist und in schwerster Not ohne Eigennutz mit vorbildlicher Pflichterfüllung mitgearbeitet hat und ihre gesamte Kraft rückhaltlos in den Dienst des Wiederaufbaues unseres so tief am Boden liegenden geliebten deutschen Vaterlandes einsetzt.

Zur Sache selbst: Den Ruhm, die Kompensation mit weiblichen Reizen verboten zu haben, kann eine benachbarte jüngere Großstadt für sich in Anspruch nehmen. Eine Recklinghäuser Zeitung berichtete hierüber unter der Rubrik „Recklinghausen“ und so kam Recklinghausen selbst zu diesem unverdienten Ruhm. Ich kann mir vorstellen, daß sich der Propagandachef dieser mit Recklinghausen konkurrierenden Nachbarstadt sehr darüber ärgern wird, wenn er erfährt, daß auf diese Weise Recklinghausens Namen bis nach Südamerika und Südafrika bekannt geworden ist.

Als altes Mitglied des Vereins für das Deutschtum im Auslande, dessen Sinn die Nazis leider so sehr verbogen hatten und der infolgedessen nach dem Kriege stark in Mitleidenschaft geraten ist, würde es mich außerordentlich freuen, wenn Sie mir gelegentlich diese oder jene kleine Schrift aus Ihrer Kulturarbeit in Argentinien — ich denke zunächst an Ihre Zeitschrift „Der Weg“ — zugehn ließen und wir unsere so eigenartig entstandene Verbindung weiter pflegen könnten.

Mit treu-deutschen Heimatgrüßen für Sie und alle deutschen Landsleute bin ich stets

Ihr sehr ergebener



Unsere Antwort lautete:

Sehr geehrter Herr Dr. Hellermann!

Es ist wahrhaftig eine Zeit fliegender Enten und gerade wir Schriftleiter und Verleger können uns kaum noch bergen vor diesen Tieren, die man zu unzähligen heute losläßt und uns oder andern förmlich an den Kopf wirft. Wir freuen uns, daß Sie (wie auch wir in den uns betreffenden Fällen) den Humor nicht verloren und uns eine dermaßen „richtiggestellte Ente“ zusandten. Wir haben sie gerne und sofort verspeist und so für alle Zukunft unschädlich gemacht. Mögen die anderen herumschwirrenden Federtiere möglichst bald ein ähnliches Schicksal erleiden.

Vor allem aber haben wir uns über den Geist gefreut, der aus Ihren Zeilen spricht und dafür zeugt, daß die deutsche Beamtenschaft mit Lust und Liebe mitten im oft genug immer wieder erschwerten Wiederaufbau steht. Das Deutschtum im Auslande wird gerade diese Sätze mit Freude und ein wenig Stolz gelesen haben.

Womit aus der einstigen Ente ein stolzer Schwan geworden ist, der nun den Namen Ihrer Stadt mit diesem Heft in alle Kontinente tragen wird.

Wir wünschen Ihnen, Ihren pflichttreuen Beamten und der ganzen vielgeprüften Bevölkerung Ihrer Heimatstadt Glück und baldigen sichtbaren Erfolg beim Wiederaufbau. Wir alle hier draußen verfolgen trotz eigener schwerer Sorgen mit tiefer Anteilnahme Ihr Bemühen.

In herzlicher Verbundenheit

Die Schriftleitung.

*) Wir schrieben damals: „Ein Aushang unterrichtete die Recklinghäuser davon, daß weibliche Rathausbesucher dazu übergegangen sind, die ihnen von der Natur verliehenen Reize bei den Verhandlungen mit den städtischen Beamten ins „Treffen“ zu führen.“

Frauen Werken und Wissen

Der verlorene Engel

VON OTTO BRÜES

Alle Kinderspiele haben ihre Zeit. Im Frühling, wenn die Kleinen wieder ins Freie dürfen, pfeift das Peitschenschnürl um den Dilldopp, kullern die Klicker in die kleinen Mulden, striemen die Kreidestriche fürs Hüppelkästchen den Erdboden; so wechseln die Belustigungen ihre Gezeiten bis in den Herbst, in dem man die Drachen steigen läßt und mit ihnen die Sehnsucht, Vogel zu sein. Manchmal vollzieht sich der Wechsel in längeren Läuften; kurz vor dem Kriege flogen die tiefgekerbten Spulen des Diabolos von federnder Schnur, dann war dieses Spiel vergessen, einmal wird es wieder auferstehen. Heute treibt die Jugend den Roller über die Straßen, eine bescheidene Art vom Siebenmeilenstiefel des Märchens und eine zaghafte Verkörperung des Wunschtraums vom eigenen Kraftwagen — wer weiß, ob nicht eines Tages die Mode sich auf ein anderes Spielzeug stürzt! Und zu den Freuden und Vergnügungen, die nach langer Spanne wiedergekehrt sind — schon die Urgroßmütter, als sie noch Kinder waren, ergötzten sich daran — gehört das Sammeln von Glanzbildchen.

Seit zehn Wochen sammelte Erika Glanzbildchen; und zehn Wochen sind für ein Kind, Bub oder Mädchen, fürwahr eine lange Liebe. Glanzbildchen, das sind in Papier gestanzte, infolge eines öligen Drucks in schreienden Farben strahlende Gebilde: Blumen und Tiere, Füllhörner und sinnvolle Zeichen, Buchstaben und Gestalten. Erika wurde über ihrer Leidenschaft, die wie alle kam, unversehens und schneller als der Frühling oder ein Gewitter, eine geldgierige Person; bedenklich für einen Vater, wenn die viereinhalbjährige Tochter weiß, was Geld ist, und danach verlangt. Das heißt, Erika wußte eigentlich noch nichts vom Mammon: sie strebte mit ihren kleinen Beinchen mit einem Zweipfennigstück so gut wie mit dem Zehner zu dem Zigarren- und Schreibwarenhändler um die Ecke über den großen Platz, legte ihr Scherflein auf den Tisch und wartete geduldig, was man ihr gäbe. Mochte sie nun ein Blumenkörbchen oder einen Radler ernten, einen Stiefel oder eine Katze mit dem Flammenschein der Oeldruckfarbe: sie jubelte auf und brachte ihren Kauf heim mit jenem Lächeln, das alle ringsum glücklich macht.

Erika sammelte ihre Schätze; zuerst in einer Knusperchen-Schachtel, später in einer flachen Zigarrenkiste, zuletzt brauchte sie sogar eine dritte Schachtel. Denn ihr müßt wissen: in drei von den zehn Wochen ihrer neuen Liebe waren Erikas Eltern verreist, als Mitbringsel wurden Glanzbildchen versprochen, und Erika hatte den heimkehrenden Eltern noch nicht guten Tag geboten, als die Frage, was denn da im Koffer sei, aus ihrem Mündchen schlüpfte. Drei weitere Wochen war Erika krank, nicht gar so schlimm, aber eine Halsentzündung kann böse Folgen haben, da müssen die Kinder noch lange zu Bett bleiben. Und da brachten sie alle Glanzbilder, der Großvater und die Großmutter, der Onkel und die Tanten; und hätte Erika schon einen Sinn gehabt für die Gegensätze des Lebens, sie würde sich ihres Bilderschatzes willen, Glück im Unglück zugesprochen haben.

Unter den Reisemitbringseln war der Engel — kein Putto wie die neckischen neben Raffaels Sixtinischer Madonna oder ein großer mit goldglitzernden Flügeln, — nein, ein Engel, so klein, daß er auf dem Daumen eines Erwachsenen Platz fand, wohlgestaltet übrigens, mit langem blauem Gewande und in einem sanften Schweben, schön, als käme er aus der Mitte des Himmels — und es war selbstverständlich, daß er anders behütet werden mußte als die übrigen Bildchen. Nach dem Vorschlag des Vaters wurde er in eine aus Seidenpapier zurechtgefältelte Tasche gesteckt, und wenn Erika den Engel enthüllte, war das einer Zeremonie gleich. O wie zürnte sie, als der Bruder mit einem grünen Stift von meinem Schreibtisch auf die Rückseite des Engels ein Kreuzchen malte!

Auch die andern Kinder auf der Straße sammelten nun Glanzbildchen, Anneliese, Elsbeth und auch ein paar Buben waren der sanften Raserei erlegen. Manchmal steckten so die Sammler ihre Köpfchen zusammen, betrachteten ihre Schätze und tauschten sie miteinander aus. Man hätte ja dies und jenes Stück doppelt, manche waren untereinander ähnlich, manches entbehrt man gern — aber der Engel, müßt ihr wissen, war kein Objekt, kein Gegenstand des Handelns, der Engel lag wohlbehütet unter dem Seidenpapier, und wo er lag, befand sich das Allerheiligste. Die Anneliese, die Elsbeth und die Buben mochten bieten, was sie wollten: der daumengroße Engel blieb unangetastet. Und eines Morgens war der Engel fort.

Ich sehe noch die Stunde, die Minute ... beim Morgenkaffee. Erika hatte ihre Brötchen verzehrt und die Milch getrunken, wovon ein weißer Rand auf ihrer Lippe haften blieb, nun durfte sie aufstehen und an ihr Spiel gehen. Plötzlich hallte ein Aufschrei über die Treppe; Vater und Mutter stürzten hinaus, wimmernd lag die Kleine über ihren drei Kistchen und brachte kein Wort heraus. Sie brachte kein Wort heraus, und als sie sich endlich verständlich machen konnte, geschah's in abgerissenen, gestammelten Silben. Der Engel war nicht mehr.

Welch ein Suchen im Häuschen treppauf und treppab! Der Vater war schon längst zur Arbeit gefahren, Minna hätte schon längst die Kartoffeln schälen und den Salat putzen müssen, da suchten und suchten noch alle nach dem verlorenen Engel, und wieviel Tränen Erika vergoß, ist hinterher kaum noch festzustellen. Wie auch die Mutter ablenken wollte, durch die Aufforderung, mit einzukaufen (wobei erfahrungsgemäß immer ein paar Bonbons abfielen), und durch eine Schokoladespende aus dem geheimnisvollen Schrank: Erika blieb ihrem Schmerz getreu und trauerte, wie nur ein Kind trauern kann. Ach, und selbst um die Mittagszeit schluchzte sie noch dann und wann, und sie mußte vor dem Mahl ins Bett, der Schmerz hatte ihre Vierjahreskraft allzusehr angegriffen.

Wie den Engel wiederfinden? Die gute Mutter lief von einem Schreibwarenladen zum andern und schließlich ins Warenhaus, aber jener kleine, blaue Engel war nicht vorrätig, er konnte nicht geliefert werden, und wenn man 's recht betrachtet, war das in der Ordnung. Wo kämen wir hin, wenn man nun auch schon die Engel aus dem Himmel kaufen könnte! Und wie jeden Schmerz, milderte, minderte auch diesen die Zeit, vielleicht wäre der Engel vergessen worden, wenn nicht ... ja, da beginnt dieser kleine Leidensweg von neuem.

Denn eines weiteren Tages kam die Erika hergerannt, schellte an der Haustür, als ob ein entlaufener Tanzbär hinter ihr her wäre, warf sich der Mutter ans Herz und schluchzte und stammelte, Anneliese, die Anneliese habe den Engel ... und wenn Erika es auch nicht sagte, sie war verwundert und empört zugleich, weil der Engel nur auf einem einzigen, einem dunklen Wege in den Besitz der Freundin gelangt sein könnte. Dürfen wir übrigens nach alledem noch Freundin sagen? Was blieb uns übrig, als hinauszugehen und den Engel der Anneliese genauer anzusehen.

Er war es selbst, der Engel, so klein, daß er auf dem Daumen eines Erwachsenen Platz fand, wohlgestaltet, mit langem, blauem Gewande und in einem sanften Schweben, schön, als käme er aus der Mitte des Himmels — aber die Hülle aus Seidenpapier fehlte, es war doch wohl nicht der verlorene Engel. Freilich, freilich: auf der Rückseite befand sich ein kleines Kreuzchen in grüner Farbe, grün war der Stift, der auf meinem Schreibtische lag, und Erika sagte, das da (damit meine sie das Kreuzchen) habe der große Bruder auf den Engel gemalt. Aber gab es nicht auch andere Engel, diesem gleich, und andere Grünstifte? Wenn wir auch wußten, wie selten die Serie war, und daß man den Engel in den Läden, die wir besucht hatten, nicht kaufen konnte: wer mochte geradezu behaupten, daß der kostbare Schatz aus Papier durch mehr oder minder großen Zufall in Annelieses Vorrat geschwebt war? Engeln ist so vielerlei möglich!

Anneliese hatte ein rotes Köpfchen, das nicht zu leugnen, aber wer sollte nicht erröten, wenn ihn die ungestüme Erika plötzlich mit einer Anklage überfiel! Es war auch nicht zu leugnen, daß Anneliese sehr bereitwillig ihren kleinen Engel der Erika zurückgab, mit einer schnellen, versöhnenden Handbewegung. Hätte selbst die Anneliese ein Opfer gebracht, wäre der Engel, was durchaus möglich ist, der ihre gewesen: auch sie, die Sechsjährige, mußte die Allmacht der Seligkeit spüren, die über Erikas Antlitz flog. Die Tränen versiegten, der Mund verzog sich zu einem reinen Lächeln, und aus der kleinen Vogelkehle stieg ein Jauchzen. So groß also, so groß war Erikas Liebe! Da war Erika selber ein Glanzbildchen.

Und doch — dürfte man's denn unterschlagen, daß ich, zwei Wochen später, den Engel beschmutzt und zerknittert in einer Ecke des Kellers fand, als ich Papier zum Einschlagen eines Buches suchte! Was tun? Ich habe den kleinen Fund aufgehoben, in Seidenpapier gewickelt und im Schreibtisch verschlossen. Später, wenn Erika einmal einen Mann liebt (nun, es ist noch Zeit bis dahin), werde ich ihr die Geschichte vom verlorenen Engel erzählen. Sie solle sich's mit der großen Liebe gut überlegen, man könne sie nicht nach zehn Wochen in den Keller werfen. Und wenn sie dann sich verwundert, ha, ziehe ich das Beweisstück aus der Schublade.

Das Opfer

VON MARGARETE BUTT-AHMLING

Vor einigen Jahren noch lebte in Hamburg bis an ihr neunzigstes Lebensjahr die Witwe eines Reeders, dem manches stolze Segelschiff die Meere befahren hatte. Sie war als zweite Frau ins Haus gekommen und obwohl schmal und zart von Gestalt, hatte sie ihm doch vier muntere kraftvolle Söhne geboren, deren keiner dem andern glich, nicht an Gestalt und nicht an Wesensart.

Sie hatte ihrem Hause vorgestanden all die vielen Jahre; es war ein großes Haus gewesen mit vielen Empfängen und mancherlei Gästen. Doch die kleine schmale Frau hatte es verstanden, mit offenem Blick und raschem Geist alle Dinge zu ordnen. Ueberall auf den Treppen und Fluren ging ihr behender Schritt, und der Hall ihrer Füße eilte ihr voraus, die Mägde zu emsiger Arbeit mahnend, die Söhne, noch im Knabenstreit befangen, versöhnend. Ihre durchblauten Augen unter der hohen Stirn sahen alles und lenkten alles mit kühlem Blick. Wer aber glaubte, hinter dieser Stirn wohne nur ein starker Geist, dem das Herz in der Brust nichts mitzuteilen habe, der irrte. Als eine der Mägde in Schande fiel, wie die Leute sagten, da war sie es, die ihre sorgende Hand nicht abzog. Sie sandte der Wöchnerin alle Tage ein gutes Essen und sogar ein gebratenes Huhn, damit sie wieder zu Kräften komme.

So ging es alles wohl im Hause, auch dann noch, als der Tod den Mann hinweggerafft hatte. Aus den Knaben wurden Jünglinge, die auszogen, sich ihre Welt zu erobern. Der eine wollte Jurist werden, der andere ein Gelehrter über den Büchern, der Dritte ein königlicher Kaufmann in seiner Vaterstadt, nur der Vierte, der Ullrich hieß und dem gerade der Bart sproßte, der wußte nicht recht, was er wollte und er versuchte dies und das.

Dann kam der Weltkrieg. Der Mutter Haar färbte sich schlohweiß, denn zuerst fiel ihr Sohn, der ein Gelehrter war über Büchern, danach der Kaufmann, herausgerissen aus tüchtigem Geschäft und als Dritter, der Jurist war und ihr heimlicher Liebling.

Als sie aus ihrem Leid aufstand, glich sie doch immer noch in ihrem Bilde jener strengen und aufrechten Frau, die sie gewesen war, all die Jahre zuvor. Aber wer sie gut kannte, spürte, wie sie dem Vergangenen lebte und den Stimmen in ihrem Innern aufgeschlossener war als sonst jemandem.

Ihr Vierter Sohn, der Ullricht hieß, und dem der Bart wie eine Fuchsrute gewachsen war, als er aus dem Kriege heimkehrte, wußte immer noch nicht, was er wollte. Als in der Nachkriegszeit der größte Teil des Vermögens einfach zu einem Nichts geworden und nur einige Häuser noch als wirklicher Besitz verblieben, da begann er endlich doch mit Hilfe seiner Mutter einen Buchhandel. Und sie, die das siebzigste Jahr überschritten hatte, stieg nun mit immer noch behenden Füßen die hohen Leiter empor zu den Böden der Bücherwände hinauf. So ging es manches Jahr, bis es einmal doch nicht mehr weiterging. Da überließ sie den Sohn sich selber, der immer noch war wie einer, dem sich der Weg ohne Ende neu gabelt, und zog sich zurück im achtzigsten Lebensjahr von aller Arbeit. Sie war noch schmaler und kleiner geworden; die Gedanken liefen ihr nicht mehr so hurtig davon, aber sie war noch ebenso rechtlich und aufrecht wie einst, als sie das große Haus mit festen Händen geführt hatte.

Die Jahre glitten ihr nun dahin wie windmüde Segelschiffe auf dunklem Wasser, bis eines Tages die Nachricht kam, sie habe einen Wechsel über eine hohe Summe ausgestellt, der sei aber nicht gedeckt und sie möge nun Sorge tragen, ihn einzulösen.

Da machte sie sich auf den Weg ihn zu betrachten, sie, die noch nie in ihrem langen Leben einen Wechsel unterzeichnet hatte, und las mit altersschwachen Augen ihren Namen Friederike Thormählen, als sei er eine eisige Spur auf schneeiger Straße, nicht zu deuten und zu enträtseln.

Man ließ ihr Zeit zum Besinnen, Zeit, die nicht lang genug war zu begreifen, der eigene Sohn habe den Wechsel unterschrieben mit ihrem Namen, Zeit, die ihr nicht ausreichen wollte, sich zu fassen. Doch es gelang. Man war nicht umsonst Friederike Thormählen gewesen manch schweren Herzschlag lang. Sie begann von ihrem Alter zu sprechen, ihrer Vergeßlichkeit, ihrer Unfähigkeit, Geld zu verwalten in so hohen Jahren. Ja, so sagte sie weiter, nach jedem Wort Atem schöpfend, dies sei eine Lehre gewesen. Nun solle ein Vormund über sie gesetzt werden, — ja sie wolle entmündigt werden. Um den Wechsel möge man sich nicht sorgen; er würde eingelöst.

Danach verließ sie das Haus, als kehre sie in die Wirklichkeit eines alten Gemäldes zurück.

Es geschah in allem wie sie gesagt. Nie sprach sie davon ein Wort zu ihrem Sohn, dem Ullrich, der ihr als letzter verblieben war und der selten kam, bis der Tod sie einmal doch zu sich nahm, da sie alles erfüllt hatte, was zu erfüllen war in ihrem Leben.

Adoptionen in Deutschland

VON ELSE NEITZEL

Der Krieg mit seinen Folgen hat in Deutschland die Verelendung breitester Bevölkerungsschichten bewirkt. Viele Menschen haben ihr Hab und Gut, ihre Gesundheit, ihre Heimat verloren. Die Schrecken des Krieges, die Hungersnot haben sie zermürbt, ihnen ihre Hoffnungen und Lebensaufgaben genommen. Viele sind an den Rand der Verzweiflung gebracht. Man sollte nun annehmen, daß es in Deutschland eine große Zahl von elternlosen Kindern gäbe, die vergeblich Adoptiveltern und damit eine neue Heimat suchten. Das ist aber nicht so. Trotz aller Not, trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen zu kämpfen ist, ist die Nachfrage nach Adoptivkindern immer noch größer, als das Angebot. Diese Tatsache, die bei fast allen Adoptiveltern immer wieder Befremden hervorruft und ihnen unglaubwürdig erscheint, hat verschiedene Gründe.

Sie ist einmal damit zu erklären, daß es eine große Zahl kinderloser Ehepaare gibt, die nie das Glück hatten, ein Kind zu besitzen; andere wieder, die ihre Kinder durch den Krieg verloren haben oder denen sie auf andere Weise genommen sind. Außerdem ist aber die Liebe zu Kindern im allgemeinen unter den Deutschen so groß, daß sie trotz aller Not zu jedem Opfer bereit sind, wenn es gilt, einem Kinde eine Heimat zu geben und ihrem Leben durch die Verbundenheit mit einem Kinde wieder Inhalt zu verleihen. Andererseits trennen sich auch verhältnismäßig wenig Eltern von ihren Kindern. Es sind in der Regel uneheliche Kinder, die zur Adoption gemeldet werden. Die ledigen Mütter geben ihre Kinder leichter ab, weil sie selbst nicht die Möglichkeit haben, für sie zu sorgen und sie bei sich zu behalten. Bei der großen Bevölkerungsbewegung in Deutschland kommt es oft zu flüchtigen Bekanntschaften ohne engere Bindungen, die zu einer Ehe führen könnten. Oft sind es Bekanntschaften mit entlassenen Soldaten, die ihre Familien noch nicht gefunden haben, und die sich nur vorübergehend an einem Ort aufhalten. Bisweilen sind die Väter Angehörige der Besatzungsmacht, die nie ernste Eheabsichten hatten und die nach kurzem Aufenthalt in Deutschland wieder in ihre Heimat zurückkehren. Bei den Müttern handelt es sich oft um Mädchen, die — aus dem Osten vertrieben, planlos umhergeworfen wurden und längere Zeit ein unstetes Leben führen mußten.

Außer den Kindern lediger Mütter werden zurzeit häufig die Kinder zur Adoption gemeldet, die zwar während des Bestehens einer Ehe geboren sind und deshalb als eheliche Kinder gelten, die aber in Wirklichkeit nicht vom Ehemann stammen können, weil dieser sich noch in Gefangenschaft befindet oder ganz verschollen ist. Diese Kinder sind den Müttern meist unbequem, ihr Dasein soll in der Umgebung nicht bekannt werden, besonders im Hinblick auf die Rückkehr des Mannes. Es kommt häufig vor, daß der heimgekehrte Ehemann die Ehe mit seiner Frau nur unter der Bedingung fortführen will, daß sie das Kind abgibt. Seltener werden eheliche Kinder zur Adoption abgegeben. Die unendliche Not, in der viele Familien — besonders Flüchtlingsfamilien — leben, veranlassen diese Eltern manchmal, sich von einem dritten oder vierten Kinde zu trennen. Auch Vollwaisen kommen kaum zur Vermittlung. Sie bleiben nach dem Tode ihrer Eltern fast immer im Verwandten- oder Freundeskreis. Durch den Bombenkrieg sind glücklicherweise nicht so viele Kinder verwaist, als vermutet wird. Denn entweder waren die Kinder mit den Eltern aus den gefährdeten Großstädten evakuiert oder sie sind mit den Eltern zusammen umgekommen.

Es zeigt sich also, daß längst nicht alle Adoptionswünsche erfüllt werden können. Allerdings gestaltete sich in den letzten Monaten die Vermittlungs-Möglichkeit etwas günstiger, da Kinder-Transporte aus den polnisch besetzten Gebieten eintrafen. Das Schicksal dieser Kinder, die vom Leid abgestumpft, mit glanzlosen Augen ankamen, körperlich in einem bejammernswerten Zustand, mit kurzgehaltenen Haaren, fast alle nur mit Fetzen bekleidet, ohne Schuhe, griff allen, die diese Transporte sahen, tief ans Herz. Und der Ausspruch einer alten erfahrenen Fürsorgerin, die in jahrelanger Arbeit schon viel Elend gesehen hatte, „ich hätte den ganzen Tag weinen können, wenn ich an die Kinder dachte", spiegelt am besten die Stimmung wieder, in der alle sich befanden. Es muß nun allerdings einschränkend gesagt werden, daß auch von diesen Kindern glücklicherweise eine große Zahl ihren Eltern wieder zugeführt werden kann und daß nur ein kleiner Teil zurück-

bleibt, der neue Eltern sucht. Aber auch von dem zunächst als elternlos erscheinenden Rest kann selten der sichere Nachweis erbracht werden, daß es sich wirklich um Waisen handelt. Einige Kinder wissen, daß ihre Mütter verstorben sind. Vom Vater wissen sie, daß er im Kriege war, aber nichts über sein weiteres Schicksal. Viele Kinder sind noch zu klein, um überhaupt Aussagen über ihre Angehörigen machen zu können. Viele sprechen nur noch polnisch, so daß eine Verständigung sehr erschwert ist.

Die Adoptiveltern setzen sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammen. Gemeinsam ist allen die große Liebe zum Kinde und der Zukunftsglaube. Es sind unter den Eheleuten besonders Handwerker, die meist auf dem Lande wohnen und ein eigenes Haus besitzen, Arbeiter — darunter Fachkräfte — Bauern, Geschäftsleute und Akademiker. Alles Menschen, die durch ihre Ausbildung und ihre Fähigkeiten die Grundlage zu einem regelmäßigen Verdienst haben. Freilich müssen materielle Opfer gebracht und Zugeständnisse gemacht werden. Einen gewissen Anstoß zur Aufnahme eines Kindes geben bei manchen Familien auch die Liebesgabenpakete, die sie regelmäßig von ihren Verwandten aus dem Ausland erhalten, und die ihren Adoptivkindern zusätzliche Kleidung und Ernährung gewährleisten.

Bei dem geschilderten Mangel an Adoptivkindern ist es erklärlich, daß viele kinderlose Ehepaare beinahe mit Eifersucht und Unwillen die großherzigen Bestrebungen der Menschen im Ausland verfolgen, die deutsche Kinder adoptieren wollen. Wer nur irgendwie die Möglichkeit hat, ein Kind aufzunehmen, sieht es als Ehrensache an, die Abgabe deutscher Kinder ins Ausland zu verhüten. Das geht aus zahlreichen Aussprüchen und Briefen hervor, die an die Jugendämter und sonstigen Adoptionsstellen gerichtet werden. Z. B. schrieb da eine Frau mit 10 Kindern, sie wolle auch noch ein Kind aufnehmen, um zu verhüten, daß noch weitere Kinder nach Afrika geschickt würden. Denn wo zehn satt würden, da würde auch noch das elfte satt.

Die Adoptionsvermittlungsstellen dagegen sind sehr beeindruckt von den selbstlosen und gutgemeinten Angeboten aus dem Ausland zur Aufnahme deutscher Kinder. Sie bemühen sich nach Kräften, auch diese Wünsche zu erfüllen. Das können sie natürlich nur, wenn die Angehörigen der Kinder mit deren Ausreise einverstanden sind. Manche der Angehörigen begrüßen diese Möglichkeit, ihre Kinder wirtschaftlich und ernährungsmäßig sicher zu stellen und sie vielleicht vor einem weiteren Krieg zu bewahren. Aber es kann sich nur um einzelne Vermittlungen handeln. Es lagen Anfragen vor von Ehepaaren in USA, in Holland, in Australien. Die Ausreisepläne nach USA scheiterten jedoch bisher an den gesetzlichen Bestimmungen der Staaten. Wirksamer war eine Aktion des Diertzokinderfonds aus Süd-Afrika. Dorthin wurden vor einigen Wochen 50 deutsche Kinder aus Niedersachsen verschifft. Auch der Erfolg dieser großherzigen Hilfsmaßnahme entsprach nicht ganz den Erwartungen der hilfsbereiten Süd-Afrikaner, die mit Hunderten von Kindern gerechnet hatten. Aber selbst diese viel geringere Zahl von 50 Kindern konnte erst dann zustande kommen, als sich die Auftraggeber, die zunächst nur eheliche Kinder wünschten, auf uneheliche umgestellt hatten. Wenn auch einzelnen Kindern durch diese Adoption im Ausland grundlegend geholfen wird und vielleicht manche ihrem Elend entrissen werden, so sind doch die Hilfsmaßnahmen, die breiteren Massen von Kindern dienen, noch mehr zu begrüßen und segensreicher in ihrer Auswirkung. Gemeint sind die Spenden von Lebensmitteln und Kleidung, mit denen aus den Nachbarstaaten Deutschlands, besonders Schweden und der Schweiz, die Not gelindert wird, wie sie aber auch in reichem Maße aus Uebersee, Nord- und Südamerika, nach Deutschland kommen. Dazu gehört auch die besuchsweise Einladung gesundheitlich gefährdeter Kinder. Diese Hilfsquellen fließen den wertvollen Familien zu, die trotz aller Schwierigkeiten im Lebenskampf zu ihren Kindern stehen und für sie eintreten und denen eine Trennung von ihren Kindern unmöglich ist und bitterstes Leid bedeuten würde.

Wenn es schon rein zahlenmäßig nicht möglich ist, allen kinderlosen Ehepaaren, die ein Adoptivkind suchen, ein Kind zu vermitteln, so scheitert obendrein die Vermittlung noch manchmal an den speziellen Wünschen. Es stehen in erster Linie Säuglinge zur Verfügung, die man älteren Ehepaaren wegen des großen Altersunterschiedes nicht übergeben kann. Dazu kommt noch, daß ein großer Prozentsatz der Eheleute Mädchen haben möchte, die es aber weniger gibt, als Jungen. Denn es werden auch jetzt — wie immer nach großen Kriegen — mehr Jungen geboren, eine Tatsache, die statistisch festgestellt ist. Es ist schwer, die Ehepaare umzustimmen, einen Jungen zu nehmen, wenn sie sich ein Mädchen wünschen. Die meisten verharren auf ihrem Standpunkt und haben dafür die mannigfaltigsten Gründe. Sie wollen vermeiden, daß

ihnen der Sohn wieder genommen wird, wenn es wieder einen Krieg geben sollte. Sie meinen, daß ein Mädchen anhänglicher sei, als ein Junge und daß man für ein Mädchen leichter Kleidung beschaffen könne. Wenn sie schon einen Sohn verloren haben, möchten sie durch die Annahme eines Mädchens einen Vergleich mit dem eigenen Kinde ausschließen können.

Bei der Auswahl des Kindes spielen Haar- und Augenfarbe eine Rolle, die zu der der Adoptiveltern passen soll, um das Kind nicht als „fremdes" in der Familie erscheinen zu lassen. Die meisten Adoptiveltern finden nach einiger Zeit, daß das Kind dem einen oder dem anderen Elternteil ausgesprochen ähnlich sieht und man kann es nicht leugnen, daß sich tatsächlich oft eine Aehnlichkeit im Ausdruck und in der Bewegung herausbildet, die die Kinder durch den Umgang mit den Eltern annehmen. Oft wählen die Eltern, wenn ihnen mehrere Kinder gezeigt werden, das Kind gefühlsmäßig. Sie lehnen das eine Kind völlig ab, während ihnen das andere auf den ersten Blick zusagt. Andere wieder richten sich mehr nach der Abstammung des Kindes und berücksichtigen Beruf und Vorleben der Kindeseltern. Nach kurzer Zeit erklären alle einstimmig, daß sie sich auf keinen Fall wieder von dem Kinde trennen wollen. Denn sie sind der Ansicht, daß gerade sie bei der Auswahl des Kindes „in einen Glückstopf gegriffen hätten", daß ihr Kind sehr begabt ist, ja oft erscheint es ihnen „überklug". Das Kind erfüllt ihr Leben mit Sonnenschein, gibt ihnen in gemeinsamer Fürsorge Freuden, die sie bis dahin nicht kannten. Sie haben „schlaflose Nächte" aus Angst, daß sie das Kind wieder verlieren könnten. Allerdings ist diese Angst unbegründet, denn bevor das Kind vermittelt wird, haben die Eltern in notarieller Urkunde ihre Zustimmung zur Adoption gegeben, auf alle Rechte an dem Kind verzichtet und sich damit einverstanden erklärt, daß ihnen der Name der Adoptiveltern verschwiegen bleibt. Daß es sich bei den Wahleltern ausnahmslos um lebenstüchtige, schaffensfreudige Menschen handelt, ist selbstverständlich. Denn wer für sich und eine Nachkommenschaft bei der katastrophalen Lage in Deutschland noch an eine aussichtsreiche Zukunft glaubt, muß dem Leben bejahend gegenüberstehen.

Aus dem Brief einer Berlinerin

„Wir haben alle die Jahre hindurch in einer idealen Welt gelebt, jeder Einzelne durchglüht von dem Willen, seine guten Charaktereigenschaften zu entwickeln und sie für die anderen nutzbar zu machen. Nun sind wir in die rauhe Welt der Wirklichkeiten gestoßen und müssen uns mit Egoismus, Eigennutz und Falschheit, ja oft mit Gemeinheit, vor allem aber mit menschlicher Unzulänglichkeit auseinandersetzen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie schwer es ist, sich in dieser anderen Welt, die von keiner Gemeinschaft getragen ist, zurechtzufinden. Ich habe es gelernt, die Pause, als die ich das augenblickliche Leben auffasse, auszunutzen, um in die Tiefe zu bauen, was ich früher in die Breite lebte; und ich genieße dieses Glück. Aber die Jugend ist noch nicht so weit: sie kennt die eigenen Tiefen ihrer Seele nicht und verlangt auch heute nach Ausströmen ihrer Kraft. Ueberall jedoch sind ihr Schranken gesetzt, und sie stößt sich den Kopf blutig und findet keine Synthese zwischen der früheren idealen und der jetzt wirklichen Welt. Sie verlangt nach Aufgaben, für die einzusetzen sich lohnt. Wo aber gibt es heute solche Aufgaben? In Deutschland nicht mehr oder nicht wieder! Hier erstarrt alles in Gesetzen, Vorschriften, Formeln, Bürokratismus. Ich sehe es als meine größte Pflicht an, in diesen Wirrnissen den jungen Menschen, die immer wieder und immer wieder neu hilfesuchend zu mir kommen, einen Weg zu weisen. Ob es ein Weg ist, weiß ich nicht, manchmal aber wenigstens ein schmaler Pfad, und wenn sie gestärkt und getröstet von mir gehen, ist auch das ein Positivum. „Das Wesentliche", sage ich ihnen, „ist, daß ihr anständige Kerle bleibt, daß ihr euch und eure aufrechte Gesinnung nicht um materieller Vorteile willen verkauft, auch nicht für den Vorzug einer kleinen Aufgabe in politisch falsch zugeschnittenem Rahmen. Heute lockt euch die Forderung und die Anerkennung; morgen schon müßt ihr tanzen wie andere pfeifen und euch selbst verraten. Genau so falsch aber ist es, wenn ihr euch in Erinnerung an das Vergangene zermartert, denn das Rad der Geschichte rollt unaufhörlich weiter und läßt sich nicht zurückdrehen. Bleibt sauber, wie ihr waret, bleibt anständig, bleibt klar. Dann ist es gleichgültig, welche Arbeit ihr verrichtet; eure Art und Haltung wirkt Gutes in jeder Umgebung. Und darauf kommt es an, um unserem Volk wieder auf den rechten Weg zu helfen. Die Wirksamkeit des Einzelnen ist nur gering, aber keine Kraft-Ausstrahlung geht verloren. Wenn viele und immer mehr das Gute wollen, wird der Dämon des Bösen eines Tages unterliegen, und das Strahlende, Helle wird siegen. Aber ihr müßt euch selbst strahlend und hell halten gegen alle Versuchungen und Anfechtungen."

Zeitbrief aus Deutschland: Land und Leute im „Deutschland-Jahrbuch 1949"

Vor Jahresfrist versuchte der „Zeitbrief" mit einer vorläufigen „Deutschen Verlustliste" in nüchternem Zahlenbild die Gesamteinbuße an Lebens- und Sachwerten zu umreissen, mit der sich das Kriegsvermächtnis in den Bestand unseres Volkes hineingefressen hat. Die aus verstreuten Einzelnachrichten gewonnene Aufstellung war das Ergebnis privater Sammeltätigkeit und bedurfte der Ergänzung und Berichtigung.

Seit kurzem können wir uns nun erstmalig bei einschlägigen Angaben dieser Art auf eine breite und feste Grundlage stützen. Das „Deutschland-Jahrbuch 1949"[1]) ist zwar nicht in amtlichem Auftrage erschienen, es verdankt sein Zustandekommen der Initiative seiner beiden Herausgeber aber die annähernd hundert Mitarbeiter aus Politik und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft haben mit ausgedehnter Beihilfe von Behörden und Organisationen und unter Benutzung der bisher erschienenen, z. T. schwer zugänglichen Sonderveröffentlichungen ihre Beiträge abgefaßt. So ist ein außerordentlich reichhaltiges volkswissenschaftliches Handbuch über die Zeit von der Kapitulation bis zum Herbst 1948 entstanden, eine ebenso umfassende wie zuverlässige Information, die um so willkommener ist, als wir uns bei dem Mangel an zentralen Erhebungen und Verlautbarungen immer noch auf weite Strecken hin durch Unwissen, Gleichgültigkeit und vorschnelle Verallgemeinerungen, durch Kurzschlüsse und Gerüchte einen Pfad der Erkenntnis bahnen müssen.

Die Bedeutung dieses Querschnitts durch das deutsche Dasein von heute mag es rechtfertigen, einen „Zeitbrief" auch einmal einem Buche zu widmen, zumal es sich ja um die statistische Projektion, um den zu einer volksorganischen Zwischenbilanz verdichteten Niederschlag eben der „Zeit" handelt, von der hier die Rede ist, um die gegenwärtige Erlebnisebene, den unausweichlichen Pflichtenkreis, den umwetterten Ackerboden des deutschen Schicksals. Und daß sich das Werk nicht auf detaillierte Verlustanzeigen beschränkt, sondern auch von den Werten spricht, die uns noch verblieben sind, und von den Anstrengungen, mit diesem kargen Pfunde zu wuchern, das mag uns um so mehr veranlassen, das „Jahrbuch" an die Spitze aller Veröffentlichungen zu stellen, die sich mit der Beschreibung und Deutung des zeitgenössischen deutschen Lebensbildes beschäftigen. Es ist — nach dem ersten Satz des Vorwortes — „eine Bestandaufnahme der Werte, die den inneren und äußeren Zusammenbruch Deutschlands überlebt haben und aus dem Chaos der ersten Nachkriegsjahre neu entstanden sind. Im vierten Jahr nach dem Ende der Feindseligkeiten ist es Zeit für eine Sichtung und Darstellung der Grundlagen, auf denen sich der deutsche Wiederaufbau zu vollziehen hat."

Dennoch soll hier nicht eine übliche Buchbesprechung abrollen, das heißt, weder eine Inhaltsangabe noch eine Kritik gegeben werden. Uns geht nach wie vor nur die Sache an, und wir wollen lediglich durch einen Ueberblick mit einigen Leitbeispielen das bisher an dieser Stelle gezeichnete Bild der mühseligen deutschen Lebensbehauptung vorwiegend zahlenmäßig bestätigen, abrunden und mit Lichtern versehen.

Das einführende erste der in 5 Gruppen (Staat — Recht — Politik, Wirtschaft, Soziale Ordnung, Kirche — Erziehung — Wissenschaft, Kunst und Künstler) gerafften insgesamt 55 Kapitel trägt die Ueberschrift „Land und Leute". Und dieses Schlagwort der alten volkskundlich orientierten staatswissenschaftlichen Statistik Achenwalls aus

1) Hrsg. v. Klaus Mehnert und Heinrich Schulte, West-Verlag Essen o. J. (1949) 502 S. Ganzl. 36.- DM.

dem 18. Jahrhundert kann man über das ganze Buch setzen; es spricht von Land und Leuten im heutigen Deutschland.

Da ist zunächst das L a n d, amputiert auf ¾ seiner früheren Ausdehnung, mit flatternden Außen- und Innengrenzen, die unter Zerschneidung natürlicher und geschichtlicher Zugehörigkeiten 4 Besatzungszonen und 18 Länder- und Stadtstaaten voneinander absetzen.

Die Substanz der Wälder ist durch rücksichtslose Ausfuhreinschläge, die über 500 000 ha Kahlfläche hinterließen, aufs stärkste beeinträchtigt, und diese Ausbeutung hat durch Bodenerosion, Austrocknung und Veränderung der Wasserführung für das Landschaftsbild Gefahren der Versteppung mit sich gebracht.

Die landwirtschaftliche Nutzfläche hat sich ebenfalls um ein Viertel vermindert, und im Restgebiet sind die Ernteerträge auf etwa 2/3 gesunken. Eine im einzelnen äußerst unterschiedliche Bodenreform hat eine Umwälzung der Agrarstruktur zur Folge, die in der sowjetischen Zone zu einer radikalen Auslöschung aller Ueberlieferungen geführt hat: Hier durften die alten Besitzer kein Restgut behalten; sie wurden fast ausnahmslos ihrer Heimat verwiesen, und die Grundbücher wurden vernichtet.

Die Industrie aber wurde nach den Kriegseinbußen vor allem lahmgelegt durch die weit über den Plan von 1946 hinausgehenden Demontagen. Einzelheiten sind im „Jahrbuch“ nachzulesen; ergänzt um die jüngsten Ereignisse, vermitteln sie eine lebendige Vorstellung von dieser ewigen Unruhe im Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft. Hier befinden wir uns bereits im Bereich der vielgestaltigen Reparation, deren immer noch nicht festgelegte Höhe durch den unzureichenden Bewertungskurs aller Sachlieferungen weiterhin undurchsichtig gemacht wird. Im August 1948 bezifferte die JARA die bereits verteilten Güter einschließlich der 262 Handelsschiffe auf 418 Mill. Dollar. Dazu kommt die Beschlagnahme deutscher Auslandsguthaben, auch — ein weiteres Novum im Völkerrecht — in ehemals neutralen Ländern, von deutscher Seite auf 10 Mrd. Mark angesetzt, ferner die Vereinnahmung deutscher Patente, deren schwer schätzbarer Wert ebenfalls in die Milliarden gehen dürfte — die Russen haben die an die Westmächte ausgelieferten Patente auf 3 Mrd. Dollar beziffert —, sodann die Restitutionen, auch von ursprünglich deutschen, nur zeitweise verlagerten, sowie von rechtmäßig erworbenen Gütern, wie z. B. den jüngst an Holland ausgelieferten Fischdampfern, und schließlich die Besatzungskosten, über die gerade in letzter Zeit eine amtliche Diskussion die Oeffentlichkeit aufgeklärt hat; im Wirtschaftsjahr 1946/47 waren insgesamt 8 Mrd. Mark aufzubringen, Hamburg kostete die Besatzung im Oktober 1948 täglich 1 Mill. Mark — Beträge, welche die Mittel für Wohnungsbau und Lastenausgleich beträchtlich übersteigen und besonders da unliebsam sind, wo sie für DP's aufgebracht werden müssen.

Siedlungsmäßig ist dies Land weithin ein Trümmerfeld, „dessen Umfang abgesteckt werden muß, wenn die Probleme des Neuaufbaus untersucht werden sollen“. Den 400 Mill. cbm. Trümmerschutt entsprechen 920 Mill. cbm. umbauter Wohn- und 380 Mill. cbm umbauter Werk- und Verwaltungsraum, im Wert von 26,5 Mrd. Mark. Von rund 16 Mill. Wohnungen im Restgebiet wurden — im Westen zweieinhalbmal soviel wie im Osten — 2,5 Mill. völlig zerstört, 4 Mill. beschädigt. Das machte eine durchschnittliche Belegungsdichte von 7 Personen je Wohnung erforderlich. 500 000 Heime sind wiederhergestellt, neue jedoch im Jahre 1947 nur einige tausend beschafft worden. Die verbleibende Neubauaufgabe wird auf 4,5 Mill. Wohnungen geschätzt, und angesichts der vielseitigen Schwierigkeiten werden noch „Jahre hindurch Schutträume und Wiederinstandsetzungen im Vordergrund der Arbeit für die Verbesserung der Wohnverhältnisse stehen“. Aber der Wille zu einem umfassenden Wiederaufbau der zerstörten Siedlungslandschaft ist vor allem seit der Währungsreform überall eindringlich spürbar, von großzügiger Städteplanung der Baubehörden und Architekten bis zur Selbsthilfe der Bausparkassen und Einzelsiedler. Auch in der sonstigen Restauration, vor allem der lebenswichtigen gemeinnützigen Anlagen ist zum mindesten in Notstandsarbeit vielgeleistet. Gas-, Wasser- und Elektrizitäts-

werke der Städte waren samt ihrer weitverzweigten Leitungen 1947, teilweise schon vorher, fast sämtlich wieder voll leistungsfähig. Besonders schwierig war es, den Verkehr aufrecht zu erhalten. Die Eisenbahn hatte bis zur Währungsreform mit dem verbliebenen schadhaften 60prozentigen Wagenbestand viermal so viel Personen zu befördern wie vor dem Kriege und hat nach der geldwirtschaftlichen Entspannung nicht nur das Material, sondern auch Fahrpläne und Beförderungsbedingungen erheblich verbessert. Für die Verkehrslage bei den Straßenbahnen, die infolge Verlegung der Wohnviertel aus dem zerstörten Weichbild der Städte in die Außenbezirke und Vororte und des zahlenmäßigen Rückgangs privater Verkehrsmittel erhöhte Anforderungen zu bewältigen hatten, ist das Beispiel von Frankfurt a. M. bezeichnend: Hier wurden im Juli 1936 von 925 Wagen über 6 Mill. und im gleichen Monat 1947 von 229 Wagen fast 12½ Mill. Fahrgäste befördert.

Im übrigen schwanken bei den allgemeinen Kriegsschäden insgesamt die Schätzungen zwischen 15 und 400 Mrd. Mark, und die richtige Annahme dürfte unter dem Mittel liegen. Das in den geraubten Gebieten zurückgelassene Vermögen der Vertriebenen wird auf 60 bis 100 Mrd. Mark veranschlagt.

Staatsrechtlich aber befindet sich dieses Land der Deutschen in einem Schwebezustand ohne Vorgang in der deutschen Geschichte. Weder anderen Staaten einverleibt, noch einer einstweiligen Gemeinschaftsregierung unterstellt, hat es keine staatliche Existenz; ohne grundsätzlich aufgehört zu haben, ein eigenständiges politisches Gebilde zu sein, lebt es weder nach dem Völkerrecht des Krieges noch des Friedens. So „ist die Frage, ob Deutschland als Staat bestehen geblieben ist, vom internationalen wie vom zivilen Rechtsstandpunkt her eingehend erörtert" und — könnten wir hinzufügen — als Quelle von Machtmißbrauch und Rechtlosigkeit kritisiert worden.

Die Leute, trotz des Aderlasses von 3 Mill. Gefallenen und fast 2 Mill. Vermißten immer noch gegen 70 Mill., sind einander durch die Verkleinerung des Reichsgebietes räumlich wesentlich nähergerückt; die Siedlungsdichte stieg gegen 1933 von 140 auf 185 je qkm. „Zum erstenmal seit über einem Jahrhundert kam der Prozeß der Verstädterung nach dem Kriege zu einem gewissen Stillstand", indem lahmgelegte Industrien, verringerter Wohnraum, Zuzugsbeschränkungen und erschwerte Lebensverhältnisse den Zustrom unterbanden. Auf Grund der sinkenden Geburtenzahl und der ansteigenden Säuglingssterblichkeit wird für das Jahrzehnt 1950/60 mit einem leichten Rückgang der Gesamtbevölkerung gerechnet.

Im Bevölkerungsaufbau ist der Anteil der leistungsfähigen Männer zugunsten der Kinder, Frauen und Alten beträchtlich gesunken; außer den Gefallenen fehlen noch immer zahlreiche Kriegsgefangenen. Naeh Registrierungen in der amerikanischen Zone bildeten sie Ende 1947 etwa 15 % der gesamten männlichen Bevölkerung ihrer Altersklassen; um diese Zeit befand sich jeder achte Mann zwischen 20 und 45 Jahren noch in Kriegsgefangenschaft, bei den 20—30jährigen jeder fünfte. Ueber die Hälfte der Kriegsgefangenen war verheiratet, und die meisten hatten minderjährige Kinder. So hat sich das Schwergewicht der Arbeit auf die Jahrgänge über 40 verlagert, und der Frauenüberschuß der jüngeren Altersklassen — 1948: 7,3 Mill. Frauen mehr als Männer: Verhältnis bei den 20—30jährigen 170 : 100, bei den 30—40jährigen 140 : 100; ¾ aller Heiratsgesuche werden von Frauen aufgegeben — wirkt sich in einer gesteigerten Teilnahme der Frauen am Erwerbsleben aus.

Die entscheidenden Veränderungen im Bevölkerungsbild aber erfolgten durch die gewaltigen Wanderungsbewegungen. Im Kriege kam über eine halbe Million volksdeutscher Umsiedler ins Reich; von den aus dem deutschen und europäischen Osten auf Grund der Potsdamer Beschlüsse Vertriebenen wurden 1947 über 10 Millionen in Deutschland gezählt; schließlich hatten infolge der Kriegszerstörungen noch 1½ Millionen Evakuierte in einer Binnenwanderung ein neues Unterkommen gesucht. „Das Ausmaß der durch den zweiten Weltkrieg und die ihm folgenden Ausweisungen hervorgerufenen Völkerverschiebung — einer großen Ost-West-Wanderung —", so lesen wir im „Jahrbuch", „übersteigt um ein Vielfaches die große Völkerwande-

rung im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung." „Zum ersten Male seit vielen hundert Jahren wurden hiermit nicht nur die staatlichen, sondern auch die ethnischen Grenzen in Europa erheblich verschoben." Besonders in Deutschland führte diese Zwangswanderung tiefgreifende regionale, soziale und stammheitliche Veränderungen in der Besiedlung herbei. Während die Länder der französischen Zone mit wenig Flüchtlingen, das Land Nordrhein-Westfalen und viele große Städte infolge der Kriegszerstörungen einen leichten Bevölkerungsrückgang aufwiesen, erfuhr die Bewohnerschaft von Schleswig-Holstein eine Vermehrung um 66,8 %, von Niedersachsen um 41,7 %, von Mecklenburg um 52,2 %. Diese Umschichtung wirkte sich, durch die Entnazifizierung verschärft, wirtschaftlich vor allem dahin aus, daß sich „nicht in allmählicher Stufenfolge mehrerer Generationen, sondern in jähen Sprüngen innerhalb weniger Jahre hier ein sozialer Massenabstieg vollzog, der auch in der Geschichte der industriellen Revolutionen nicht seinesgleichen hat. Die Masse der Vertriebenen wurde zur proletarischen Reservearmee für schlechtbezahlte und unbeliebte Hilfsarbeit, zum fünften Stand, der im Bewußtsein seines bitteren Sonderschicksals nach dem Gesetz der Trägheit des menschlichen Herzens um so weniger das Verständnis der Eingesessenen fand, je mehr diese vom Kriege verschont geblieben waren und äußerlich und innerlich heimatlos, vielfach das Interesse am politischen Geschehen verlor.

Alle diese Umstände führten zu einer Lockerung der Familien, die vor allem durch die Trennung der Mitglieder und die Abwesenheit des Vaters gefördert wurde; eine Erhebung ergab 1946, daß 30 % der Münchner Schulkinder vaterlos war. Einer starken Vermehrung der Ehescheidungen — 1947 wurden beispielsweise in Regensburg 1400 Ehen geschlossen und 1100 geschieden — entsprach der zahlenmäßige Anstieg der unehelichen Geburten auf das Höchstmaß des Dreifachen im Jahre 1946.

Die Schule litt unter materiellen Nöten (Zerstörung und Fremdbelegung von Gebäuden — in München z. B. blieb nur der dritte Teil erhalten —, Schwund der Lehr- und Lernmittel, Papier- und Kohleverknappung), dem Lehrermangel (außer den Kriegsverlusten wurden aus politischen Gründen in Hessen 53 %, in der Sowjetzone 80 % entlassen; Klassenfrequenz durchschnittlich 70 Schüler) und einer zögernden, von den Besatzungsmächten bevormundeten Lehrplanreform. Eine eigentliche „Verwahrlosung" der Jugend aber griff am meisten bei den Jahrgängen 1919—28 Platz.

Die Unterernährung des „Normalverbrauchers" beweist sich im einfachen Zahlenbilde mit der Gegenüberstellung, daß ein Vorkriegsdurchschnitt von 3000 Kalorien auf 1000 und weniger absank, die Verschlechterung in der physiologischen Zusammensetzung der Nahrung nicht gerechnet. Begleiterscheinung dieses Niedergangs war ein Ansteigen der Erkrankungen, ein Absinken der Arbeitsleistung und eine starke Vermehrung der Kriminalfälle auf Grund einer „Hungermoral".

Trotz alledem weist schon das „Jahrbuch" eine fortschreitende allseitige Gesundung aus, die sich in diesem Jahre noch gesteigert hat. Sie zeigt sich vielleicht am sinnfälligsten in Sammlung und Pflege des geistigen Lebens. Für Literatur, Musik, Theater, Bildende Kunst, Film und Rundfunk zeigt das „Jahrbuch" diese Entwicklung auf, die trotz weitgehender Vernichtung der alten äußeren Grundlagen vonstatten gehen mußte. Ein Beispiel nur mag das veranschaulichen: Die wissenschaftlichen Büchereien haben 32 % = 22 Millionen Bände eingebüßt. Von den 3 Millionen Bänden der Berliner Staatsbibliothek ist die 1., nach Schlesien ausgelagerte Million verschollen, eine 2., in Marburg befindliche kann auf absehbare Zeit nicht zurückgeführt werden, der beschädigte, ungeordnete Restbestand hat sich lückenhaft in Berlin wieder angefunden; der mehrere Millionen Zettel umfassende Deutsche Gesamtkatalog ist verkommen.

Dieser Auszug ist nur ein schwacher Abglanz des reichen Materials, mit dem das „Deutschland-Jahrbuch 1949" das einzelpersönliche Erlebnis des Nachkriegsdeutschen auf allgemeinstatistische Grundlagen stellt. Kleine Nachträge aus der eigenen Sammelmappe können die dort erreichte Vollständigkeit nicht gefährden; sie mögen

trotzdem in Auswahl noch angefügt werden, nur um anzudeuten, wie unerschöpflich das Forschungsgebiet „Land und Leute" ist, wenn eine solche Erschütterung ohne historisches Beispiel alle Voraussetzungen völkischen Seins durcheinanderwarf wie in Deutschland. Es sei nur einiges noch gegenwärtig gemacht:

Dem Suchdienst z. B. wäre ein breiterer Raum zu gönnen gewesen. Wir können nicht oft und laut genug nach unseren Vermißten fragen und damit immer wieder den anderen und uns selbst zum Bewußtsein bringen, was uns hier — im Namen der Menschlichkeit — angetan worden ist. Noch immer klafft eine erhebliche Lücke zwischen der Gesamtzahl der ost- und volksdeutschen Siedler und der Zahl der in Restdeutschland eingetroffenen Vertriebenen; wo sind die Fehlenden geblieben? Kirchenpräsident Niemöller schätzte die Zahl der gräßlich Umgekommenen auf 6 Millionen, der flüchtlingssachverständige Geistliche Rat Goebel kürzlich auf Grund amerikanischer Untersuchungen auf 4,8 Millionen, die Zahl der geschändeten Frauen und Mädchen auf 2 Millionen; mit diesen ungeheuren Opfern, so erklärte er in einer „Bilanz des Schreckens", sei „die Schuld, die Deutschland sich der Welt gegenüber aufgeladen habe", als gesühnt zu betrachten. 8 % der heimkehrenden Kriegsgefangenen aber wissen nicht, wohin sie entlassen werden wollen, da sie den Aufenthalt ihrer Angehörigen nicht kennen.

Neben dem Ausmaß der Todesopfer ist weiterhin die Zahl der Verletzten und Verstümmelten festzuhalten. Sie wird in der Doppelzone auf 1½ Millionen veranschlagt, von denen mehr als 70 % erwerbsbeschränkt sind; nach anderer Schätzung ist jeder achte Deutsche kriegsversehrt.

In die Bestandsaufnahme unserer Menschenverluste gehört auch die Mitteilung des polnischen Justizministeriums, daß rund 9500 Deutsche in Polen wegen „Kriegsverbrechen" angeklagt und davon bis jetzt 1500 zum Tode verurteilt worden sind, sowie die amerikanische Meldung, daß im sowjetischen KZ Mühlberg in Sachsen bis Mitte 1948 6000 der 14000 Insassen an Entkräftung starben.

Und wir beschließen unseren kleinen Nachtrag mit dem Ergebnis einer amerikanischen Statistik, nach der der zweite Weltkrieg insgesamt eine Billion Dollar gekostet haben soll. Diese Summe, heißt es, hätte ausgereicht, um allen in zivilisierten Ländern lebenden Familien eine Villa mit 6 Zimmern, eine Garage und ein Auto zum Geschenk zu machen, und mit dem Rest der Summe hätte in jeder Gemeinde mit mehr als 5000 Einwohnern ein modernes Krankenhaus und eine Schule errichtet werden können.

Herbert Freudenthal.

An Freunde!

Hunderte von Briefen haben uns in den letzten Wochen erreicht, aus denen der Unmut über das erfolgte Vertriebsverbot unserer Zeitschrift in der US-Besatzungszone Deutschlands und in Oesterreich spricht, die uns auffordern, in unserer Arbeit nicht zu erlahmen, die aber hier und dort auch „die Deutschen" wegen einiger Pressestimmen in harten Worten anklagen. Wir danken allen Einsendern auf diesem Wege für die bezeugte Treue, müssen uns jedoch scharf gegen die aus jener Empörung entstandenen Fehlurteile wenden. In dem Brief eines Mannes, der uns kürzlich einen hart erarbeiteten größeren Geldbetrag für den „Künstlerdank" übersandte, steht: „... dafür stehen wir zur Heimat unter schwersten Verhältnissen, daß sie es zuläßt, daß man uns mit Dreck bewirft ..." Solche Ansichten billigen wir in keiner Weise und wir verurteilen schärfstens jede Gleichsetzung des „deutschen Volkes" und der „Heimat" mit den Urhebern des Verbotes. Bedenken Sie stets, daß es n i c h t die Heimat ist, die aus solchen haßentstellten Stimmen Einzelner spricht. Der Zorn über einzelne Hetzartikel in lizensierten deutschen Zeitungen darf u n t e r k e i n e n U m s t ä n d e n den freudigen Willen zur Hilfeleistung dämpfen. Keiner darf sich beirren lassen, jeder muß einsatzfreudig weiterhelfen! Nicht geballte Fäuste, sondern offene Herzen! Nicht in Empörung dürfen wir uns abwenden, sondern verstärkte Liebe zum deutschen Volk muß die Antwort sein auf diese Versuche, uns zu entzweien!

Der Herausgeber.

Zwei Dokumente zur Weltgeschichte!

Das Werk, das Weltaufsehen erregen wird:

SVEN HEDIN: **OHNE AUFTRAG IN BERLIN**

Der international hochgeschätzte Forscher und Wissenschaftler und treue Freund des Deutschen Volkes beschreibt hier in objektiven und eindringlichen Bildern seine Begegnungen und Gespräche mit den führenden Persönlichkeiten des Dritten Reiches.

Ein schicksalumwittertes Werk aus berufener Feder!

Das Buch erscheint etwa Anfang September.

✦

WILFRED V. OVEN: **DER DOKTOR**

Ein Tagebuch um Goebbels
(In 2 Bänden)

Als persönlicher Pressereferent war der Verfasser einer der engsten Mitarbeiter des Ministers. Fern aller Snsationsmache deckt er in diesem Werk die hintergründigen Geschehnisse auf, von denen die Oeffentlichkeit bis heute nie etwas erfahren hat. Die tragischen Jahre von 1943 bis 1945 finden hier ihren dokumentarischen Niederschlag.

Der erste Band (1943/44) erscheint in der zweiten Hälfte August.

NEUERSCHEINUNG:

JOHANNES FRANZE: **Obras Maestras de la Música Alemana**

1er. tomo: "De la Música Germana hasta la Muerte de Beethoven"

366 Seiten, Kunstdruckpapier, mit vielen Bildern und ganzseitigen Tafeln.
Ganzleinen, fünffarbiger Schutzumschlag.

m$n 25.—

CAS. CORREO 2398 **DÜRER VERLAG** BUENOS AIRES

Dr. Kleist:

Der Sowjetpakt

Dieser Artikel ist Teil einer Darstellung der deutschen Ostpolitik, die wir in unseren Ergänzungsheften begannen. Es handelt sich um Erstveröffentlichungen, die wegen der mit den Vorgängen eng befaßten Person des Verfassers und seiner kritischen Haltung gegenüber verschiedenen außenpolitischen Maßnahmen der letzten deutschen Reichsregierung dokumentarischen Wert besitzen.

Mit der Unterhaltung, die ich mit Astachov hatte, waren meine Ueberraschungen aber noch keineswegs zu Ende. Als ich dem Reichsaußenminister den Bericht über diese sensationelle Unterhaltung gab, zeigte sich dieser ganz und gar nicht entzückt über die schnelle Reaktion der Sowjets. Er schien bestürzt über dieses Tempo, pfiff mich zurück und beschloß, langsam und vorsichtig auf dem indirekten Wege über anzubahnende Wirtschaftsverhandlungen den politischen Ausgleich mit der Sowjetunion zu suchen.

Ich gewann insgesamt den Eindruck, daß Adolf Hitler in diesem Stadium nicht ein Pakt mit den Sowjets vorschwebte, sondern eher die Drohung mit der Möglichkeit einer Verbesserung der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Offensichtlich hatte Ribbentrop auch seinerseits nur vage Andeutungen von Hitler, auf Grund deren er sich nur zu einem tastenden und zögernden Verfahren entschließen konnte.

Die Zeit der Verhandlungen.

In Berlin gab es damals lange und erregte Unterhandlungen über die Gründe für Stalins plötzliches Einlenken. In einer langen Debatte mit Botschafter Graf Schulenburg versuchten wir die Beweggründe der sowjetischen Politik aufzuspüren. Es gab zweifellos zwei Grundursachen für die neue Haltung im Kreml.

Einmal ein rein taktisches Manöver mit dem Zweck, einen direkten Angriff durch das nationalsozialistische Deutschland von sich abzuwenden, um Zeit zu gewinnen für den gesamten inneren Aufbau der Sowjetunion. Der Kreml hatte genügend Unterlagen über die gewaltige Entwicklung des deutschen Kriegspotentials und mag auch Besorgnisse gehegt haben, daß die antibolschewistische Idee Adolf Hitlers nicht nur im Ausland weiter Fuß faßte, sondern auch eine ungünstige Wirkung auf die sowjetische Innenpolitik haben könnte.

Anmerkung: Insbesondere war die Erinnerung an die Tuchatchevski-Krise in der Roten Armee noch zu frisch, als Herr Wyshinski als Staatsanwalt insgesamt 6.200 Todesurteile gegen durchweg prominente Sowjet-Militärs und -Politiker fällte. Wyshinski empfahl sich damals als Spezialist für seine spätere Tätigkeit in Nürnberg, wo er seine Art des Klassenkampfes Seite an Seite mit englischen und amerikanischen Richtern fortsetzte. Die damalige „Reinigung“ der bolschewistischen Partei richtete sich zu Anfang nur gegen die trotzkistisch-bucharinistische Links- und Rechtsabweichung, wurde später aber überraschenderweise gegen die Spitzen der Roten Armee ausgedehnt. Der Urteilstenor lautete auf Spionage und Sabotage zu Gunsten einer dritten Macht, mit einer deutlichen Spitze gegen Deutschland.

Welche Tatsachen lagen diesen phantastischen Behauptungen zu Grunde? Ich erinnere mich, daß damals in Kreisen der militärischen Abwehr berichtet wurde, Heidrich habe von dem Abwehrchef Admiral Canaris Unterschriftenproben jener sowjetischen Offiziere erbeten, die in der früheren deutsch-sowjetischen Militärkommission unter General von Seeckt mit ihren deutschen Partnern zcsammengearbeitet hatten. Zu diesen Offizieren gehörte auch Tuchatchesvski und seine nächsten Mitarbeiter. — Später, nach dem Tuchatshevski-Prozeß ging in einem allerdings sehr engen Kreise das Gerücht um. Heidrich habe sich gerühmt, durch gefälschtes Belastungsmaterial den Anlaß zu diesem Prozeß gegeben und damit der Roten Armee mitten im Frieden einen vernichtenden Schlag versetzt zu haben.

So unwahrscheinlich dieser ganze Vorgang auch erscheinen mag, so ist er doch heute weitgehend belegt, vor allem durch die Memoiren Benesch's, der damals als das unwissentliche Werkzeug zwischen Gestapo und OGPU fungierte. Dem westlichen Beobachter muß es befremdend erscheinen, daß ein Staat auf Grund gefälschter Dokumente die Blüte seiner militärischen Kraft über die Klinge springen läßt. Bei näherer Kenntnis sowjetischer Justizmethoden sehen die Dinge allerdings ganz anders aus.

Bemerkenswert ist, daß die westlichen Demokratien damals kritiklos der Sowjetthese folgten, daß es sich um die Beseitigung einer deutschen fünften Kolonne handele. Der USA-Botschafter Davis, dessen Berichte an Roosevelt nicht viel mehr als die Uebersetzungen der Tass-Meldungen waren, berichtet in diesem Sinne nach Washington, und selbst ein Winston Churchill nennt in seinen Memoiren den ganzen grauenhaften Massenmord dieser „Tschistka“: „Eine erbarmungslose, aber vielleicht nicht unnötige militärische und politische Säuberung in Sowjetrußland.“

Neben diesen taktischen Gründen, einen politischen Ausgleich mit dem gefährlichen Gegner zu finden, stand aber noch eine breitere, strategisch-politische Ursache für Stalins Schritt. Das Hauptaxiom der sowjetischen Außenpolitik sieht die Sowjetunion einer Welt von feindlichen kapitalistischen Staaten gegenüber, die in dem Spätstadium des Kapitalismus mit imperialistischen Methoden die Beherrschung der Rohstoffe und Märkte der Welt erkämpfen müssen. Es besteht die Gefahr, daß diese Staaten den entscheidenden Feind, die Sowjetunion, als solchen erkennen und sich zu einer Kriegskoalition gegen ihn zusammenschließen. Diese entscheidende Gefahr auf dem Felde der Außenpolitik muß die Sowjetunion dadurch abzuwehren suchen, daß sie die Spannungen innerhalb des kapitalistischen Lagers mit allen Mit-

teln der Diplomatie, der Propaganda, der Wirtschaftspolitik und durch den unmittelbaren Einsatz der kommunistischen Parteien in aller Welt erhält und steigert, so daß sich die agressiven Kräfte der feindlichen Brüder zuerst gegeneinander richten und aneinander verzehren. Der Nationalsozialismus wurde dabei vom Kreml keineswegs als eine antikapitalistische, sondern ganz im Gegenteil als die agressivste kapitalistische Macht angesehen, die von den großen Drahtziehern des Weltkapitalismus als Einpeitscher gegen die Sowjetunion vorgeschickt würde.

Es erschien also durchaus verständlich, daß die Sowjetunion mit allen Mitteln versuchen würde, den Stoß der deutschen Wehrmacht von sich abzulenken und gleichzeitig zu verhindern, daß eine gegen sie gerichtete Koalition entstünde.

Schulenburg vertrat damals die Ansicht, daß die ideologischen Beweggründe im Denken der sowjetischen Staatsmänner immer stärker zugunsten reiner realpolitischer Gedanken ins Hintertreffen gerieten. Die Sowjetunion brauche für ihre ungeheuren wirtschaftlichen Vorhaben vor allem Ruhe. Und dieses Bedürfnis gebe eine gute Grundlage für ein Abkommen mit der Sowjetunion, eine Chance, die Deutschland in seiner gegenwärtigen Situation mit beiden Händen ergreifen sollte.

Während sich die deutsch-polnischen Beziehungen von Tag zu Tag verschlechterten, ging man deutscherseits mit vorsichtigen, zögernden Schritten den Weg der Wirtschaftsverhandlungen mit der Sowjetunion. Das Angebot Stalins vom 10. März blieb unbeantwortet, wenn man nicht die Preisgabe der Karpathen-Ukraine als eine Reaktion auf Stalins Rede ansehen will. Der 31. März bringt eine weitere Vertiefung des deutsch-polnischen Gegensatzes durch den Abschluß eines Vorvertrages für ein Bündnis zwischen Großbritannien und Polen.

Und nun kam am 5. Mai die entscheidende Ueberraschung: Litvinoff, der langjährige Außenkommissar der Sowjetunion, ein großer Gegenspieler Deutschlands in dem vielfältigen Bündnisspiel in- und außerhalb des Völkerbundes wurde abberufen, und an seine Stelle Molotov, ein hoher Sowjetfunktionär, berufen.

Diese Umbesetzung fand in Deutschland sehr große Beachtung. Adolf Hitler ließ sich wenige Tage darauf den Wirtschaftsreferenten der deutschen Botschaft in Moskau, den späteren Botschaftsrat Hilger zum Vortrag kommen und hörte sich dessen ausführliche Darlegungen mit gespannter Aufmerksamkeit an. Hilger schilderte den Wunsch der Sowjetunion, ihren wirtschaftlichen Aufbau in Ruhe zu vollziehen. Die psychologische Wirkung dieses Vortrages war jedoch, wie Ribbentrop mir später einmal erklärte, entgegengesetzt den Wünschen des Vortragenden. Hitler habe sich, so sagte Ribbentrop, auf Grund dieser Schilderung weniger zum Abschluß des Sowjetpaktes, als vielmehr zum Angriff gegen die Sowjetunion entschlossen, um der inneren Konsolidierung der Sowjetmacht zuvorzukommen.

Im Mai des Jahres befahl mich der Reichsaußenminister auf sein Gut nach Sonneburg in der Nähe von Berlin, wo er mir ein umfangreiches Schriftstück zur Prüfung vorlegte, das Weisungen an den Botschafter Graf Schulenburg für eine Unterhaltung mit Molotov enthielt. Schulenburg sollte, gemä ßdiesen Weisungen, den Vorschlag machen, die abgebrochenen Wirtschaftsverhandlungen wieder aufzunehmen mit dem Ziel, ein breites, alle Wirtschaftsfragen umfassendes Uebereinkommen zu treffen. Ich kritisierte diese Anweisungen deswegen, weil sie das Gespräch Schulenburgs bis in die kleinste Einzelheit, ja sogar bis auf den Ton, in dem die eine oder die andere Wendung vorzubringen sei, festlegten. Es sei ein Monolog, erklärte ich dem Reichsaußenminister, der durch jede nichtprogrammgemäß erfolgende Einwendung Molotovs abgebrochen und über den Haufen geworfen werden können. Ich fragte Ribbentrop, ob es nicht besser wäre, erstens dem deutschen Botschafter eine genaue Darstellung der Absichten und Ziele der deutschen Ostpolitik zu geben und ihm dann zu überlassen nach seinem Ermessen die Methode der Verhandlungen zu wählen. Ich wies zweitens daraufhin, daß nach dem peinlichen Eindruck, den die Rückberufung Schnurres und die Nichtbeantwortung von Astachovs Angebot gemacht hatte, eine allgemeine Stimmungsumstellung notwendig sei, um den Sowjets die Ernsthaftigkeit der deutschen Absichten erkennbar zu machen.

Die ersten Schritte Schulenburgs führten dementsprechend nicht weif. Molotov erklärte dem Botschafter, er glaube, daß die politischen Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Annäherung fehlten. Gleichzeitig besuchte mich Astachow und sprach mir seine Verwunderung aus, daß das nationalsozialistische Deutschland, das auf dem Standpunkt des Primats der Politik stünde, jetzt plötzlich der Wirtschaft den Vorrang vor der Politik geben wolle. Die marxistische Sowjetunion dagegen stünde auf dem Standpunkt, daß erst auf der Basis einer vernünftigen politischen Verständigung auch ein Ausbau der wirtschaftlichen Beziehungen erfolgen könne. Ich erinnerte ihn an seine eigenen Worte, daß man doch die „ideologischen Haarspaltereien" beiseite lassen solle. Wenn Deutschland nun einmal nicht gleich mit beiden Füßen in die große Politik springen, sondern mit Vorsicht erst auf dem Gebiet der Wirtschaft das Terrain erkunden wolle, so sei das doch ein Verfahren, dem man auch sowjetischerseits die Vernunft nicht absprechen könne.

Erst gegen Ende des Monats, nachdem auch eine allgemeine Presseentspannung durchgeführt worden war, gaben die Sowjets der deutschen Verhandlungsmethode allmählich nach, die Verhandlungen stagnierten während des ganzen Juni, um erst im Juli voll zum Zuge zu kommen. Häufige Wirtschaftsbesprechungen in Berlin und Moskau wurden immer wieder durch allgemein politische Bemerkungen gewürzt, bis schließlich im August in Besprechungen zwischen Ribbentrop und Astachov, sowie Schulenburg und Molotow auch die politischen Karten offen auf den Tisch gelegt und ein Freundschaftsvertrag ins Auge gefaßt wurde. Noch immer wollte man aber deutscherseits das Wirtschaftsabkommen in der ersten Etappe und einen Nichtangriffsvertrag in der zweiten Etappe abschließen.

In diesem Stadium hatte ich noch einmal eine sehr ausführliche Unterhaltung mit Ribbentrop, der jetzt ein unerhörtes Tempo anschlug, nachdem er im März mit allen Zügeln gebremst hatte. Die Voraussetzungen, mit denen ich diese Unterhaltung begann, waren für mich sehr ungünstig, weil ich nicht wußte, daß der Angriff gegen Polen unmittelbar bevorstand und eine unabänderlich beschlossene Sache war. Ich riet dringend, der sowjetischen Seite die deutsche Eile nicht zu zeigen, und vor allen Dingen keine besonderen Angebote für den Abschluß des Paktes zu verhandeln. Ein Nichtangriffspakt trage für beide Seiten, insbesondere aber für die Sowjetunion, seinen vollen Wert in sich und jedes darüberhinausgehende einseitige Angebot entwerte die Ernsthaftigkeit des Paktes selbst. Nach meiner Meinung könnte man in einem Viertel oder halben Jahr mit den Sowjets zu einem für beide Teile befriedigenden einstweiligen Entspannungszustand gelangen. Ribbentrop lachte: er glaube auch in 14 Tagen zum gleichen Ziel zu gelangen, Ich fragte ihn: „Warum sind Sie jetzt so eilig? Die Polen sind heute in einem Zustand chauvinistischer Erregung, der jede Nachgiebigkeit ausschließt. Das einzige Angebot, das sie zur Lösung der Korridor-Frage annehmen würden, wäre die Preisgabe Ostpreußens. Damit würden Sie für die nächsten zwanzig Jahre saturiert sein. Aber ich glaube kaum, daß Adolf Hitler Ihnen dieses Angebot machen möchte". Ribbentrop antwortete, wenn Polen die großzügigen Angebote Deutschlands zur Lösung von Korridor- und Danzig-Frage nicht annehmen wolle, so würde eine „totale Lösung" erzwungen werden. Da die Sowjetunion dabei Gewehr bei Fuß stehen werde, könnten auch England und Frankreich in ihrer gegenwärtigen Schwäche ihre Bündnisverpflichtungen gegenüber Polen nicht erfüllen.

Ob Ribbentrop hinsichtlich Englands und Frankreichs so sicher war, wie er sich den Anschein gab, möchte ich bezweifeln. Er holte damals die deutschen Missionschefs fast aus ganz Europa nach Berlin zusammen, um sie über die politische Situation ihrer Länder zu befragen. Den Botschafter in Brüssel, Bülow-Schwante fragte er, ob Belgien bei einem Kriege zwischen Deutschland und Polen neutral bleiben würde. Bülow war der Ansicht, daß Belgien nach den Erfahrungen des ersten Weltkrieges eine weitgehende militärische Sicherheit bei Frankreich und England suchen würde, die beide fraglos gegen Deutschland eingreifen würden. Als Ribbentrop ihm daraufhin erregt erklärte, England und Frankreich dächten gar nicht an Krieg, antwortete Bülow trocken, wenn dem so sei, dann verstünde er die Frage Ribbentrops nicht, denn daß Belgien einsam und alleine gegen Deutschland zu Felde zöge, wäre doch ein absurder Gedanke.

Polnisches Zwischenspiel.

In diesen Tagen äußerster Spannung und rasendster Entwicklung traten der Kabinettschef des polnischen Außenministeriums, Graf Lubienski, und der polnische Generalkonsul in Berlin, Kara, überraschenderweise mit einem Vermittlungsvorschlag an mich heran. Lubienski machte den Eindruck eines in tiefste Sorgen verstrickten Mannes, der jetzt auf eigene Faust den abenteuerlichen Versuch machte, sich noch einmal der Sturmflut der Ereignisse entgegenzustemmen. Was er mir sagte oder auch nur in Andeutungen mich wissen oder raten ließ, war folgendes: Der polnische Außenminister Beck erkennt die ungeheuer gefährliche Situation, in die Polen geraten ist. Er macht sich keine Illusionen über die Kraft der deutschen Armee, wenn auch der polnische Marschall Smigly-Rydz sie im Grunewald in Fetzen zu schlagen gedenkt, noch auch über die Schwäche der englischen und französischen Heere. Beck beobachtet vor allem mit Sorge die Entspannung zwischen Deutschland und der Sowjetunion, die aus den Reden der Staatsmänner, aus dem Verhalten der Presse beider Länder und aus den beginnenden Wirtschaftsverhandlungen zu erkennen ist. Beck ist sich aber auch der Tatsache bewußt, daß die nationale Stimmung in Polen bis zur Weißglut angefacht ist und kein Staatsmann heute das Zauberwort finden kann, um diese Geister wieder zu beschwichtigen . Der polnisch-englische Beistandpakt, der kurz vor dem Abschluß steht, verwirrt die Lage nur noch mehr. Er ist ein Strohhalm, nach dem man natürlich greifen muß, aber er vermindert nicht die Wahrscheinlichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes. Was Beck heute braucht, ist erstens einmal Ruhe, um Zeit zu gewinnen für die Beschwichtigung der Volkswut, zweitens aber, nach einer gewissen Frist, tragbare Verhandlungs-Angebote, um die deutsch-polnischen Probleme allmählich einer allseitigen Lösung zuzuführen.

Lubienski schilderte außerordentlich eindringlich, daß Beck und seine Umgebung die einzigen Männer in Polen seien, die mit kaltem Blut die Lage betrachteten. Es wäre zu wünschen, daß Deutschland sich dieser Tatsache bediente, um die Spannungen ohne Katastrophe zu überwinden.

Der Reichsaußenminister nahm meinen Bericht mit Interesse entgegen und leitete ihn sofort Adolf Hitler zu. Schon am nächsten Tage wurde ich vom Obersalzberg zu einem Exposé über die Kräfte-Verteilung in der polnischen Innenpolitik aufgefordert.

Ich entledigte mich dieser Aufgabe nach bestem Gewissen, aber es war zu spät. Adolf Hitler erklärte, wenn Herr Beck sich mit seinen Vernunftgründen im eigenen Hause nicht durchsetzen könne, so könne er ihm dabei nicht helfen. Er wünsche im übrigen gehört zu werden, bevor jemand solche Kontakte überhaupt annehme. Die Deutsch-Polnische Gesellschaft, die ich seinerzeit gegründet hatte und damals noch leitete, solle sofort ihre Tätigkeit einstellen. Er sei der Ansicht, daß Herr von Ribbentrop eine solche Anordnung längst hätte erlassen sollen.

Die Entscheidung war gefallen. Sie lautete „Krieg". Nachdenklich trat ich in die laue Sommernacht hinaus, die die Schönheit der Bergwelt nur fühlen ließ. Langsam formte sich in mir das Bild eines zweiten Weltkrieges, dessen Wirklichkeit jedoch jede apokalyptische Ahnung furchtbar übertreffen sollte.

Die Farce der deutschen Demokratie

Ein Blick hinter die Kulissen der Nachkriegsparteien

VON HANS RECHENBERG

Unter den Klängen von „Ich hab' mich ergeben..." haben die westdeutschen Abgeordneten des Parlamentarischen Rates die von ihnen beschlossenen „Grundgesetze" oder die Verfassung der sogenannten „Föderativen Bundesrepublik Deutschland" unterzeichnet. In der Theorie gibt es also eine Verfassung für die Deutschen, wenn auch nur in Westdeutschland, nach der man sogar eine Regierung wählen könnte. Hierzu müßten allerdings erst noch die 3 westalliierten Militärbefehlshaber das Placet geben; nachdem diese weitgehend in die Grundgesetze hineinredeten, schweigen sie sich nunmehr aus.

Inzwischen hat man in Hannover versucht, die Probe aufs Exempel der neuen Verfassung zu machen. Diese garantiert u. a. jedem Deutschen das Recht der Versammlungsfreiheit. Zwei Tage also nachdem Adenauer festlich bekanntgab, daß die Grundgesetze in Kraft seien, wurde versucht eine Versammlung abzuhalten, ohne diese nach den bisher geltenden Bestimmungen der Besatzungsmacht anzumelden. Die Versammlung wurde prompt vom örtlichen Britischen Besatzungsoffizier verboten . Diese praktische Probe beweist am besten die Farce einer Scheindemokratie im besetzten Deutschland.

Praktisch spielen sich denn überhaupt die innerpolitischen Debatten ausschließlich in den Kreisen der lizensierten Parteien ab, während die Mehrzahl des Volkes abseits steht. D. h. die von den Besatzungsmächten zugelassenen Parteien üben in den Ländern eine Diktatur aus, die nur deswegen keine wahre Gewaltherrschaft sein kann, weil die den deutschen Organen von der Besatzungsmacht übertragene Sphäre äußerst unbedeutend ist.

Durchschnittlich gehören kaum 1 % der Wahlberechtigten als eingeschriebene Mitglieder zu den im Jahre 1946 von den Militärbefehlshabern zugelassenen Nachkriegsparteien. Die 4 größten sind: *die Sozialdemokraten (SPD), Christlichsozialen (CDU), Neuen Demokraten (DVP) und Kommunisten (KPD).* Außerdem gibt es in jedem der 18 westdeutschen Länder (einschließlich der freien Hansestädte) noch Splitterparteien. Diese Parteien, bezw. deren Vorstände bestimmen die Kandidaten für die Länderparlamente, den Parlamentarischen Rat; sie bestimmen außerdem die Länderministerpräsidenten, Minister, Regierungspräsidenten, Landräte usw. Im Norden „regiert" eine sozialdemokratische Mehrheit, im Westen und Süden eine *„Christlich Soziale"*. In den Parteien selbst herrscht wiederum meist eine 1 oder 3 Mann Diktatur; bei der SPD die Dr. Schumachers, den Christlich-Sozialen die Adenauers und Pünders, bei den Kommunisten Moskau und beinahe nur die *„Neuen"* oder *Freien Demokraten* haben noch keinen Parteiboß.

Für die von den Parteibossen mit nur ein hundertstel der Wahlberechtigten als Mitglieder bestimmten Kandidaten, wählen dann von den Wahlberechtigten kaum 55—60 %. Nach dem Willen der Mehrheit dieser abgegebenen Stimmen fallen dann die Entscheidungen in den neudeutschen Parlamenten und Regierungen aus.

Es ist verständlich, wenn man dieses Spiel mit der Volksmeinung im heutigen Deutschland nicht als Demokratie, sondern als Demokratur bezeichnet hat. Auf diese Weise ist jedoch der Parlamentarische Rat in Bonn von den Abgeordneten der Länderparlamente gewählt worden. D. h. die Grundgesetze sind ausgearbeitet ohne eine Mitwirkung von Abgeordneten, die in freier und direkter Wahl vom Volke bestimmt wurden. Angenommen wurde das Grundgesetz dann wiederum von Länderparlamenten und Länderregierungen, die wiederum von den Parteien nominiert, nur von einer geringen Wählerschaft ausgesucht waren. So wird schließlich eine Regierung der Föderativen Republik aus der Tiefe gehoben, ohne daß hierzu eine direkte Wahlbeteiligung des befreiten Volkes in der neuen deutschen Demokratie möglich gewesen ist und für notwendig gehalten wird.

Bei diesen Erwägungen steht noch gar nicht zur Debatte, ob der Inhalt der Grundgesetze gut oder schlecht ist, ob dieser dem Willen der Mehrheit des deutschen Volkes entspricht. Hierüber sind ja auch in sogenannten echten Demokratien die Ansichten der Bevölkerung verschieden und es dürfte wohl keine Verfassung geben, bei der die Mehrzahl des Volkes ehrlich mitgearbeitet hat. Eine solche Farce allerdings, wie im heutigen Deutschland dürfte sich selbst unter den Augen von Besatzungsmächten noch selten vollzogen haben.

Die weitgehende Interesselosigkeit vieler Deutscher am derzeitigen parteipolitischen Leben ist nicht nur die Folge einer Wahlmüdigkeit, sondern die Schlußfolgerung aus der klaren Erkenntnis, daß ein parteipolitisches Spiel so lange Marionettentheater bedeutet, als die vollziehende Gewalt ausschließlich in der Hand der Besatzungsmächte liegt, die meist die einfachsten Formen des politischen Lebens vorschreiben. Wählen und abstimmen können nur freie Menschen; die Deutschen sind seit der Besetzung keineswegs Freie, nicht einmal Freigelassene und haben daher auch keine Möglichkeit für oder gegen eine ausgearbeitete staatsrechtliche Verfassung ihre Stimme in die Wagschale zu werfen. Unfreie sollen also Unfreie wählen. Das ist mehr als jemals in einer Volksabstimmung seit Napoleon III. von einem Volke verlangt wurde. Solange also Grundgesetze und

Verfassungen von den Besatzungsmächten vorgeschrieben werden, braucht und darf man nicht erwarten, daß die Deutschen zustimmen werden. Im Uebrigen bedeutet eine solche Annahme den Vollzug der Trennung zwischen Ost und West; bisher aber ist diese Trennung nicht von den Deutschen herbeigeführt, sondern von den östlichen und westlichen Besatzungsmächten befohlen. Ein Grundgesetz, das nicht schon in der Präambel feststellt, daß diese Bestimmungen nicht durch den Willen des Volkes, sondern auf Befehl der Besatzungsmächte zustandegekommen sind, bedeutet nichts Anderes als Verrat an der Demokratie, Vergewaltigung der Wahrheit und Verdummung des Volkes.

Deutschland, auch Westdeutschland, ist ja praktisch nichts Anderes als ein großes Gefangenenlager von „Kollektivschuldigen" und seine politischen Vertreter können auch nicht anders auftreten als Sprecher eines Gefangenenlagers. Diese müßten immer wieder auf bestehende Völkerrechtliche Verpflichtungen hinweisen und ihre Mißachtung durch die Besatzungsmächte. Täten sie dies, sie würden im Osten wie im Westen bald als „persona ingrata" des Amtes enthoben werden.

Daß sie dies nicht tun, ist der Grund ihrer Unpopularität und der „Wahlmüdigkeit" des Volkes. Würden sie danach handeln, wäre bald ein Solidaritätsgefühl hergestellt, dem keine Besatzungsmacht auf die Dauer das Gehör verweigern könnte.

Man wirft den Deutschen heute vor, daß sie ein unpolitisches Volk seien; man behauptet, daß wir die Freiheit der Weimarer Demokratie nur deshalb weggeworfen hätten, weil unsere Großväter noch am Wege knieten, wenn die Kutsche des Gutsherrn vorüberfuhr. Man vergißt darüber zunächst, daß auch die despotischsten Regierungen der Vergangenheit nicht mehr als den „Zehnten" von den Untertanen forderten, während beispielsweise der augenblickliche Steuersatz bei 30 % der Einkommen liegt! Man vergißt aber auch, daß die Mehrzahl der aktiven männlichen Jahrgänge, d. s. die seit 1900 Geborenen, mit der Kapitulation in die Kollektivhaft der Kriegsgefangenschaft gehen mußten, aus der Hunderttausende noch nicht zurückkehrten. Die inzwischen entlassenen, „freigelassenen" Deutschen aber sind in 2- oder 3jähriger Gefangenschaft zwar nicht geläutert, aber nachdenklich geworden. Sie haben erkannt, was Freiheit heißt und werden sie wohl niemals mehr wegwerfen. Man hat sie nach unbeschreiblichen Erlebnissen menschlicher Entwürdigung hinausgestoßen in eine Freiheit, die keine ist; sie haben lediglich ein eng umzäuntes Lager vertauscht mit einer eingezäunten Welt. Das einzige Ergebnis ist, daß die Tuchfühlung mit dem gleichgesinnten Schicksalsgenossen verloren ging, verloren werden sollte. Diese Freigelassenen aber wollen den derzeitigen deutschen Kolonialstatus nicht dadurch sanktionieren, daß sie an den Roßtäuscher-Methoden einer Demokratur teilnehmen.

Was seit 1945 an sogenannten demokratischen Institutionen auch in Westdeutschland sich etablieren durfte ist nichts Anderes als das Zerrbild einer politisierenden Clique, die das Wort wahr macht, daß man Politiker und Minister sein müsse, um in Deutschland reich zu werden. Diese Politiker maßen sich an, Sprecher der Länder des großen Lagers Deutschland zu sein. Sie haben sich von Entmündigten wählen lassen und müssen sich nun nicht wundern, wenn die Mehrzahl der heutigen Wählerschaft, vor allem die aus den Gefangenenlagern entlassen Deutschen ihnen die Gefolgschaft weigert.

Es ist typisch für die heutigen deutschen Politiker, daß sie es ausgerechnet dem Kommunisten Reimann überließen, als „Nationalist" von der Besatzungsmacht, einem britischen Gericht, zu 3 Monaten Gefängnis bestraft zu werden, weil er die westdeutschen Plagiatoren der SED-Politiker als Quislinge beschimpfte. Die Deutschen meinen dazu, man müsse einem Quisling zugute halten, daß er für eine nicht erkannte Lüge starb, also in gutem Glauben handelte. Die Deutschen aber sollen für eine e r k a n n t e Lüge zwar nicht gerade sofort sterben, ihr aber durch ihre Stimme entsprechend dem Aufruf ihrer Parteiführer Geltung verschaffen.

Wenn auch die Deutschen keine Erfahrung im Umgang mit Besatzungsmächten haben, so wissen sie doch soviel, daß man seine Freiheit erst dann verkauft hat, wenn man sich freiwillig zu den Statuten und Lebensformen bekennt, die von den Besatzungsmächten vorgeschrieben werden. Aus dieser Erkenntnis heraus gewinnt die gegenwärtige deutsche Wahlmüdigkeit, an sich eine passive Haltung der Obstruktion, den aktiven Charakter der Opposition. Diese Opposition richtet sich nicht so sehr gegen Form und Inhalt der in Bonn beschlossenen Grundrechte und die von einer politisierenden, lizensierten Minderheit beschlossene Föderative Politik, als vielmehr gegen jede Art der Kollaboration überhaupt. Und zwar der erkannten und bewiesenen Kollaboration mit dem Osten, wie der mit dem Westen!

Die Deutschen wollen als Vertreter ihres öffentlichen Lebens auch in den bescheidenen, von der Besatzungsmacht gezogenen Grenzen, keine Kollaborateure, keine Reisläufer des Ostens oder Westens, sondern untadelige Fachleute, die auch den Mut haben als Sprecher der Bevölkerung aufzutreten und zu handeln.

Diesen Mut aber hat bisher weder im Osten noch im Westen noch niemand von denen erkennen lassen, die sich als Vertreter einer lächerlichen Minderheit von den Parteien aufstellen ließen.

Die glücklichen Sklaven sind die erbittertsten Feinde der Freiheit.

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Der Staat und das Individuum im Völkerrecht

VON MAX HOCHLEITNER

Im ersten Weltkrieg 1914/18 hatte sich die englische Seekriegsauffassung gegen die kontinentale Landkriegsauffassung durchgesetzt. Der Pariser Friede hat diese Grundsätze der Seekriegsauffassung bestätigt. Der Völkerbundspakt hat in seinem Artikel 16 das System konsequent fortentwickelt. Die niemals ratifizierte Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 hat zwar versucht, auch den Seekrieg ähnlich wie den Landkrieg zu regeln und zu humanisieren. Diese Prinzipien wurden aber im Weltkrieg nicht eingehalten. Darüber hinaus enthielten schon die Londoner Grundsätze, die im großen ganzen lediglich eine Fixierung des praktisch geltenden Seekriegsrechtes darstellten, jene grundsätzlichen Abweichungen von der kontinentalen Landkriegsordnung, die schließlich zur Sprengung des ganzen wohlabgewogenen Systems führten. Der kontinentale Kriegsbegriff hatte die genau geregelte kriegerische Auseinandersetzung geschlossener Staaten zum Gegenstand. Die Beschränkung des aktiven Kriegsstandes auf die bewaffnete Macht war das entscheidende Charakteristikum. Diese Beschränkung auf die Kriegsmacht des Staates hatte zweifellos eine Humanisierung des Krieges zur Folge. Dahinter stand der Gedanke von der Achtung vor der staatlichen Ordnung als der Grundlage der Zivilisation des modernen Europa.

Eine andere Auffassung lag dem englischen Seekriegsbegriff zugrunde. Es ist das System eines ausgesprochenen, schrankenlosen Wirtschaftskrieges, der sich nicht nur gegen die feindliche Streitmacht als solche, sondern auch gegen den einzelnen feindlichen Staatsbürger richtete. Das Ziel war die Aufrechterhaltung der unumschränkten englischen Seeherrschaft. Die Forderung des „Mare Clausum" leitet die moderne englische Theorie des Seekriegsrechtes ein. Diesem Seekriegsrechtsbegriff wär die eingeschränkte Vorstellung des kontinentalen Landkrieges fremd, die gleichrangige, staatlich geordnete Gegner voraussetzte und anerkannte. So hatte der englische Seekriegsbegriff von Anfang an die Tendenz zum *totalen Krieg auf hoher See.* Diese Tendenz fand in der Form des uneingeschränkten, rücksichtslosen Wirtschaftskrieges ihren bezeichnenden Ausdruck einer auf völlige Vernichtung des Feindes gerichteten Kriegsführung, die sich nicht an die staatliche Ordnung des Gegners gebunden fühlte, sondern diese als das zu vernichtende politische Fundament des Feindes ansah, als die gegnerische Gefahr schlechthin. Zur Erreichung dieses Zieles erschien daher auch die Vernichtung des einzelnen feindlichen Individuums und seines Privateigentums auf hoher See als Mittel zum Zweck gerechtfertigt.

Die eingehenden Begriffsbestimmungen der Blockade in der Londoner Seerechtsdeklaration verloren im Weltkrieg ihre Gültigkeit. Damit zeigte der Seekrieg sein wahres Gesicht. Er wendete sich nicht nur gegen die Seestreitkräfte, sondern gegen den feindlichen Bürger, das feindliche Schiff, das feindliche Eigentum, außerdem auch gegen das neutrale Schiff und das neutrale Gut, wenn sie für den Feind geeignet oder bestimmt waren. Es ist das System zur Legalisierung des rücksichtslosen Einsatzes der seebeherrschenden Streitkräfte. Das Entscheidende ist, daß dieser Einsatz gegen das Privateigentum, gegen die privaten Angehörigen der feindlichen Macht und der neutralen Mächte erfolgte. Damit wurde der Einzelne und mit ihm das gesamte Volk unmittelbares Objekt der Seekriegsführung. Vom Völkerrechtsobjekt zum Völkerrechtssubjekt ist nur ein Schritt. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um Methoden der Kriegsführung. Die Ausdehnung des Seekriegsrechtes auf nichtmilitärische Personen bedeutet vielmehr eine weitgehende Ausdehnung der Unmittelbarkeit des Völkerrechtes und sprengt damit den Rahmen des hergebrachten Völkerrechtssystems der Vorkriegzeiten.

Die Friedensverträge von 1919 setzten diese seekriegsrechtlichen Prinzipien grundsätzlich fort. Der X. Teil des Versailler Friedensvertrages legalisierte den Wirtschaftskrieg gegen das feindliche, d. h. gegen das deutsche Privateigentum in vollem Umfang. Die Anwendung der gleichen Normen des Wirtschaftskrieges durch Deutschland während des Krieges war jedoch Gegenstand heftigster Kritik und Propaganda im Ausland.

Die Achtung vor der geschlossenen staatlichen Ordnung des Gegners wurde damit endgültig aufgegeben. Die Nachkriegszeiten brachten die völkerrechtlich legalisierte Fortentwicklung und Fortsetzung der Seekriegsprinzipien auf allen Gebieten und eröffneten damit die bedeutungsvolle Auflösung der staatlich bestimmten Völkerrechtsordnung von 1914.

Von dieser Kriegsauffassung führt die Entwicklung ganz folgerichtig, wenn auch mit anderer ideologischer Begründung, zum bolschewistischen Kriegsbegriff, der die Zerstörung des staatlichen Ordnungssystems des Gegners offen zum Ziele hat und damit an Stelle des völkerrechtlichen Staatenkrieges den revolutionären Klassenkampf, die bolschewistische Welrevolution proklamiert. (Siehe Korovin, Völkerrecht der Uebergangszeit 1929!)

Artikel 16 der Satzung des Genfer Völkerbundes brachte erstmals die Einführung von wirtschaftlichen Sanktionen als dauernde Einrichtung des Völkerrechtes, womit der Kreis geschlossen wurde. Die überlieferte Auffassung von der Mediatisierung der Völkerrechtsgeltung durch die staatlichen Ordnungen war damit durchbrochen.

Dem entspricht der französische Syndikalismus eines Duguit und Scelle (1932). Beide bekämpfen in radikaler Weise die juristische Person, da dem sozialen Verband auf Grund seiner individualistischen Grundhandlung keinerlei Sonderstellung zu-

komme. Daraus wird für das Völkerrecht gefolgert, daß es nur aus Verpflichtungen und Berechtigungen bestimmter Personen bestehen könne. Für den Staat und den Staatsverband verbleibt nach dieser Auffassung kein Raum. Der Staat hat danach vielmehr nur fiktive Bedeutung.

Der syndikalen Theorie entspricht die Rechtslehre Kelsens (1920), die überwiegend rein positivistischen Charakter zeigt. Wesentlich ist dabei die Feststellung von der Identität von Recht und Staat, sowie die Enthüllung des Staates als einer fiktiven und wissenschaftlichen Hypostasierung. Auch aus dieser Theorie ergibt sich, daß das Völkerrecht, wenn es Recht sein soll, lediglich die Pflichten und Rechte bestimmter Individuen normieren kann, und daß jede andere Vorstellung unwissenschaftlich, unvereinbar mit der Positivität des Völkerrechts sei.

Dem steht entgegen die psychologische Rechtstheorie. Der bekannteste Vertreter ist der Holländer Krabbe (1919). Er steht mit seinem Psychologismus in radikalem Gegensatz zu dem Logismus und Normativismus der reinen Rechtslehre Kelsens und zu dem Syndikalismus. Auch er ist jedoch der Meinung, daß alles Völkerrecht nur Individualrechte und Individualpflichten bestimmter Personen enthalte. Rechtsgefühl und Rechtsüberzeugung werden als die allein entscheidenden Rechtsquellen bezeichnet, die die Einheit allen Rechts verbürgen. Dem obrigkeitlichen, autoritären System wird die demokratische Rechtserzeugung gegenüber gestellt. Diesem letzteren System wird allein Rechtscharakter zuerkannt. Der Herrschaft der Autorität, der Persönlichkeiten wird die Herrschaft der Rechtsnorm der geistigen Mächte gegenübergestellt. Es ist dies die liberal-demokratische Konzeption, die auf diesem theoretischen Wege zu der Folgerung von der ausschließlichen Möglichkeit der Individualberechtigung und Individualverpflichtung des überstaatlichen, des sog. Völkerrechtes kommen will.

Damit ist auch das wohlbekannte und heute so berüchtigte *Delikt gegen das Völkerrecht* mit einem Schlage aus einem staatlichen Völkerrechtstatbestand zu einer persönlichen Angelegenheit umgeformt worden. Falls dieser Sachverhalt nicht nur die Liquidierung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Führungsschicht des jeweiligen Besiegten bezwecken soll, so würde die vorbehaltlose Anerkennung dieser Prinzipien durch alle Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft die *Aufgabe ihrer staatlichen Souveränität und die Anerkennung des Prinzips der Intervention* in innerstaatliche Angelegenheiten (Aburteilung der Staatsbürger durch eigenstaatliche Gerichte) bedeuten und zur Voraussetzung haben.

In dieser Hinsicht ist jedoch die Entwicklung stehen geblieben und hat bisher nicht zu dieser logischen Folgerung geführt. Das staatliche Völkerrechtsempfinden hat vielmehr diese Tendenzen wieder etwas zurückzudrängen gewußt. Die These der persönlichen Völkerrechtsverpflichtung brach sich an dem Souveränitätsbewußtsein der Völker und Staaten. Was man in den Nachkriegszeiten feierlich als neues Völkerrecht und als neue Prinzipien des völkerrechtlichen Deliktes verkündete, lehnte man im eigenen Zuständigkeitsbereich als unanwendbar ab, da es mit dem Grundsatz der Souveränität nicht vereinbar sei. Hierin liegt der Zynismus und die Zwiespältigkeit der Völkerrechtsbegriffe der Nachkriegszeit. Ein Musterbeispiel hiefür hat Holland kürzlich auf dem indonesischen Kriegsschauplatz geliefert. Während in Nürnberg und ansonsten vor alliierten Militärgerichten des In- und Auslandes, darunter auch in Holland, Deutsche Offiziere und Soldaten abgeurteilt wurden, weil sie „unmenschliche Befehle“ erteilt bzw. durchgeführt haben, wurden holländische Soldaten in Indonesien zu schwersten Strafen verurteilt, weil sie sich geweigert haben einen ebensolchen „unmenschlichen Befehl“, nämlich ein Dorf mit seinen Bewohnern als Vergeltungsmaßnahme niederzubrennen, auszuführen.

Das Souveränitätsproblem war immer Mittelpunkt der Staats- und Völkerrechtstheorie. Der Hauptangriff der neuen Thesen der Völkerrechtswissenschaft der Nachkriegszeit richtete sich daher auch gegen die staatliche Souveränität, die als gänzlich unvereinbar mit der Herrschaft der Völkerrechtsordnung bezeichnet wurde.

Eine andere Richtung versuchte es mit einer schrittweisen Einschränkung der staatlichen Souveränität. Man stellte der Souveränität das Prinzip der internationalen Solidarität entgegen und wollte darauf ein neues Völkerrecht aufbauen. Das hätte zu einem weitgehenden völkerrechtlichen Interventionismus geführt, der angesichts der Mächtekonstellation recht problematisch war. Man hat diesen Interventionismus deshalb, gemäß den einseitigen, politischen Tendenzen der Großmächte, in internationale Ueberwachungsorgane und allgemeine Völkerrechtsinstitute geschickt verkleidet, die meist der politischen Diskriminierung oder hegemonialen Bestrebungen dienten.

Die Tendenz war, die staatliche Souveränität zu verdrängen und durch das Prinzip der internationalen Solidarität zu ersetzen — zunächst jedoch nur auf Seiten und auf Kosten der Besiegten.

An dem inneren Widerspruch wird dieses System zum Scheitern verurteilt sein. — Der Kampf gegen den Krieg steht auch weiterhin im Mittelpunkt der Völkerrechtswissenschaft. Durch die Anwendung besonderer Kriegsmethoden, durch die Einbeziehung der Privatindividuen und ihres Eigentums in das passive Kriegsrecht hat das englische Seekriegsrecht die Schranken der kontinentalen Kriegsauffassung durchbrochen und eine Intensivierung der Seekriegsmethoden bewirkt, deren Auswirkungen für die weitere Entwicklung sehr bedeutungsvoll wurden.

Die Völkerrechtsentwicklung der ersten Nachkriegszeit von 1919 brachte einen völlig neuen Abschnitt, indem das Recht zum Kriege beantwortet und normiert wurde. Das Völkerrecht vor 1914 kannte diese Frage nicht und stand der Frage des Rechtes zum Kriege neutral gegenüber. Jetzt dagegen unterschied man den gerechten und den ungerechten, den Angriffs- und den Verteidigungskrieg, mit der Folge, daß man den gerechten Krieg rücksichtslos intensivieren, totalisieren konnte und so die bestehenden Schranken des Völkerrechts von 1914 mit dieser Unterscheidung fallen lassen konnte. Der Genfer Völkerbund hatte in Artikel 12 bis 16 versucht, die Frage zu entscheiden, wann ein Krieg als gerecht oder ungerecht anzusehen

Die politische Situation Frankreichs

VON JACQUES DELAIN*)

Paris, Mai 1949.

Trotz aller andersartigen Erscheinungen ist Frankreich nach wie vor das gedrängte Spiegelbild unserer Welt und ihrer brutalen Gegensätze. Und gerade in diesem Augenblick, da die moralische und geistige Krise ihren Höhepunkt erreicht und da die Wahrheit sich hervordrängt, um ihr sicheres und siegreiches Licht von neuem über die Welt zu breiten, spielt es diese Rolle. Frankreich warnt die anderen Völker, als wäre es seine höchste Aufgabe, die Krisen vorzubilden, die die Menschheit bedrohen, denn auf seiner zerstampften und immer noch brennenden Erde drängen sich nicht nur die Armeen zusammen, sondern ebenso die Ideen und Leidenschaften, die unsere heutige Welt aufrühren. Daher wäre es auch besonders verführerisch, einmal eine gewissenhafte Analyse all der fernen Ursachen unserer heutigen nationalen Krise vorzunehmen, aber weder Umfang noch Ziel dieses Beitrages erlauben eine so weitreichende Arbeit.

Versuchen wir also, nur einige unmittelbare Verantwortlichkeiten für unsere Lage herauszuschälen und dann furchtlos die Folgen zu erkennen, die aus ihnen zwangsläufig erwuchsen.

Zu diesem Zweck müssen wir vier Jahre zurückgehen. Wir stehen wieder am Morgen nach der Befreiung. Der Geisteszustand der Befreiten und der Befreier, jener Franzosen aus Londen, liefert uns die ersten Anhaltspunkte für unsere Arbeit. Denn worum ging es damals? Um einen militärischen Sieg, der gar keiner war, weil ja doch die französische Beteiligung an der Befreiung trotz allem im Vergleich zu der von den Alliierten ins Feld geführten Macht nur mehr oder weniger symbolisch war. So gab dieser Sieg uns Franzosen also viel eher ein Gefühl der Schwäche denn der Stärke. Und er brachte natürlicherweise damit auch keine derjenigen Verpflichtungen mit sich, die sonst gewöhnlich siegenden Völkern obzuliegen pflegen. Es hätte also auch niemals darum gehen können, einen Sieg auszuschlachten, sondern darum, auf ihn im eigentlichen zu verzichten. Im übrigen diente er doch nur dazu, eine Niederlage wettzumachen, die ihrerseits schon seinerzeit genau so unverständlich gewesen war, da sie in ihrer Blitzartigkeit den weiteren moralischen Widerstand Frankreichs nicht mit einbegriff.

Aber wir sprachen von der Befreiung des Staatsgebiets. Vor allem waren es die Alliierten, die sie durchführten. Und man vermengte die Widerständler mit ihnen und versuchte so, das zu beleben und zu erneuern, was an aktiver Substanz der französischen Seele noch erhalten geblieben war. Aber man ging zu weit. Man machte aus dem Widerstand einen Mythos, einen Mythos, der um so unantastbarer gestaltet wurde, je zerbrechlicher er in Wirklichkeit wurde. Denn unserer Auffassung nach war es doch eher ein Versprechen für die Zukunft, das hier gegeben wurde, denn legitime Bewahrung einer geschichtlichen Wirklichkeit. Diese war dafür viel zu geringfügig gewesen. Der wahre Wert des Widerstandes und seine eigentliche Bedeutung rechtfertigen keineswegs die fürchterlichen Excesse einer Säuberung, die,

*) Uebersetzt von Dr. Hans Maler.

---

sei. Was der Genfer Pakt von 1919 nicht vollenden konnte, versuchte der Kelloggpakt von 1928 zu erreichen, indem er den Verzicht auf den Krieg als Mittel der nationalen Politik völkerrechtlich proklamierte. Der damalige Versuch, den Kelloggpakt in das System des Völkerbundpaktes einzuarbeiten, ist gescheitert. Zahlreiche Einzelverträge über Nichtangriffe und Kriegsverzichte zwischen Mächtegruppen sind diesem Pakt gefolgt, die weniger der Beseitigung der Kriegsgefahren, als vielmehr der Aufrechterhaltung und der Aufreißung der alten Kriegsfronten dienten. Auch unsere heutige Situation mit ihren zahlreichen Pakten und Friedenssicherungen, außerhalb des Rahmens der internationalen Friedensorganisation, der UN, erinnert recht deutlich an die Zeiten des damaligen Völkerbundes und ist ein Spiegelbild jener Nachkriegszeiten.

Da aber ein völkerrechtliches Verbot des Krieges allein den in der politischen Wirklichkeit vorhandenen Konfliktsstoff nicht beseitigen kann, hat sich bereits in der ersten Nachkriegszeit nach 1919 die gefährliche Situation ergeben, daß die bestehenden Schranken des alten Kriegsrechtes fallen gelassen wurden mit der Folge, daß der im Widerspruch zu den neuen Völkerrechtsnormen entstandene Krieg nach den Methoden des gesetzlosen, totalen Krieges verlief. Die Einführung des Kriegsschuldbegriffes und die Einführung des individuellen Völkerrechtsdeliktes, der sog. „Kriegsverbrechen" aller Arten, in das positive Völkerrecht, ist wohl der bedeutsamste und verhängnisvollste Schritt der Völkerrechtsentwicklung der Nachkriegszeiten. Er hat zur Verschärfung aller kriegsrechtlichen Begriffe, zum Krieg aller gegen alle, geführt, für die der legalisierte Wirtschaftskrieg des Völkerbundes nur eine Vorstufe war.

Die Gefahr, als „Kriegsverbrecher" in einem eventuellen zukünftigen Krieg im Falle des Unterliegens behandelt zu werden, wird zu einer so totalen Kriegführung zwingen, die alles bisherige an Brutalität weit übertreffen dürfte. Die Einführung des Begriffes der Kriegsschuld und der völkerrechtlichen Deliktsfähigkeit des Individuums (sog. Kriegsverbrechen) in das positive Völkerrecht, sollte abschreckend und kriegsverhütend wirken. Die Entwicklung beweist das Gegenteil — das Kriegsverbrechen wird jetzt erst zum System werden — die geschaffenen Begriffe werden sich gegen ihre Urheber kehren.

anstatt Wunden zu schließen, erst schreckliche Wunden öffnete.

Aber von dem Gedanken der Bildung einer „geistigen Substanz des neuerstandenen Frankreich" ausgehend war es eben eine Lebensfrage, den Widerstand von allen seinen Fehlern reinzuwaschen und seine Fahne hoch und weit zu schwingen. Nur fehlte es den Parteien, die aus diesem Widerstand geboren wurden, leider an einer organischen Einheit. Die Idee des Vaterlandes, die sie geeint hatte, war gar keine einheitliche Idee gewesen, denn es gab zwei grundverschiedene Auffassungen vom Vaterland: die der Kommunisten und die der andern. Wir kommen noch darauf zurück.

Eine Einheit existierte nicht. Also mußte man sie erfinden. Um jeden Preis mußte der Welt bewiesen werden, daß Frankreich heute in Freude und Arbeit noch eben so geeint sei wie einst im Leiden und im Hassen. Tatsächlich aber war jede Partei nur besogt um ihre Sonderinteressen und kaum um das allgemeine Schicksal, und die Vorstellungen einer jeden Partei waren, Frankreich nach ihren eigenen Vorstellungen aufzubauen. Mit oder ohne Hintergedanken beschäftigte sich jede Partei nach bestem Können nur mit dem Sektor, der ihr zugewiesen worden war. Daher denn auch das konfuse Erscheinungsbild so unvereinbarer Tendenzen, in welchem die Ideen sich vereinen und zugleich leugnen und erneut sich bemühen, eine morsche Einheit zu bilden, deren geschlossene Vorderfront man um jeden Preis aus Selbsterhaltungstrieb bewahren muß.

Von daher auch auf der politischen und gesellschaftlichen Ebene diese zweideutige Situation, wo die Verantwortlichkeiten sich bilden und allsogleich wieder verflüchtigen. Daher das chaotische Antlitz des befreiten Frankreich: weder demokratisch noch diktatorisch, weder mit sozialer noch mit liberaler Wirtschaftsführung. So hing denn als Ergebnis der Franken ab von einer unsicheren und unglücklichen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Wenn auch seit einigen Monaten infolge des Marschall-Plans eine gewisse äußere wirtschaftliche Erholung zu sehen ist, können diese politischen inneren Unzuträglichkeiten doch in jedem Augenblick wieder die ganze Lage gefährden. Dem Mißtrauen in die Ehrlichkeit der Parteien gesellt sich so also ein weiteres hinzu, das wohl Folge des ersten ist, aber sich viel ernster auswirkt: Das geldliche Mißtrauen. Der Franzose glaubt nicht mehr an Frankreich, wenn er nicht mehr an sein Geld glauben kann. Und damit berühren wir den empfindlichsten Punkt der französischen Krise überhaupt: Der Franzose glaubt nicht mehr an Frankreich. Er betrachtet sein Vaterland und erkennt es nicht mehr. Sein Name erweckt in ihm nicht mehr wie einstmals Träume von Größe und Ruhm, von Schönheit und männlichem Stolz. Es ist nicht mehr, was es einst einmal war. Was es heute ist, interessiert ihn nicht mehr. Das Bild vom Vaterlande löste sich auf, wurde unklar und ihm ungewohnt. Und in dem Maße, wie sich dieses erregende Bild, das von unserer Zeit so entstellt und verdorben wurde, von ihm entfernt, nimmt der Glaube des Franzosen ab. Er glaubt an nichts mehr, wird voreingenommen von der Gegenwart, sträubt sich, überhaupt an die Zukunft zu denken. Sein Gewissen verkümmert und vegetiert nur noch in egoistischen persönlichen kleinen Freuden. In diesem Klima der Aufgabe und der Resignation mußte dann die hochmütige und pathetische Stimme eines Bernanos eine beinahe gekränkte Haltung einnehmen.

Mit einiger Anstrengung hätten die Parteien das wohl vermeiden können, wären sie eben einer uneigennützigen Anstrengung überhaupt fähig gewesen und hätten sie nicht durch ihren bornierten Egoismus sogar noch dazu beigetragen, diesen Zustand eines gleichsam kollektiven Auseinanderrinnens der Substanz noch zu verstärken anstatt ihn zu heilen. Heute kann man vielmehr feststellen, daß sie sich in eine vermeintliche Beute teilten und damit gegen ihre eigensten Interessen arbeiteten. Im einzelnen können wir dabei feststellen:

Die Republikanische Volksbewegung (MRP), dieses gehätschelte Lieblingskind der Befreiung, wie man sie genannt hat, war zugleich ihr größter Versager. Zunächst hatte ihr Erfolg sie etwas eingeschüchtert und ungefährlich gemacht. Von dem Augenblick an aber, da sie erkannte, daß sie diesen Erfolg einem Irrtum verdankte, nämlich der sogenannten Entente mit De Gaulle, da begann sie, sich an ihn zu klammern und wollte ihn für ewig ganz für sich allein. Aber sie besaß weder die Fähigkeiten, die öffentlichen Angelegenheiten in derart unruhigen Zeiten zu lenken, noch glich sie diesen Mangel an Autorität durch den Glanz einer überragenden Persönlichkeit aus, die aus ihr hervorgegangen wäre. Herr Bidault beendete, wenn auch ziemlich unberechtigt, so doch nicht minder kläglich bereits seine Rolle eines Nachkriegs-Briand und Herr Teitgen dürfte kaum mit überdurchschnittlichem politischem Instinkt begabt sein, wenn man ihn danach beurteilt, wie linkisch er die Säuberung durchführte. Die andern kommen schon gar nicht über eine beachtliche Mittelmäßigkeit hinaus. Die sirupartigen Reden eines Maurice Schuman zum Beispiel sind wahrlich nicht angetan, unser Gewissen einzuschläfern und die Partei von ihren taktischen Fehlern freizusprechen. Zum Ueberfluß leidet diese Partei aber auch noch unter dem „Links-Komplex". Aus Angst, reaktionär zu erscheinen, hat sie an der Spitze des Staates eine Nachgiebigkeit an den Tag gelegt, durch die sie dann genau so schnell abgenutzt wurde wie sie vorher unerwartet in die Höhe getrieben worden war. Ihre Doktrin, das theoretisch wohl ganz gut zusammengefügte Erbe edler geistiger Traditionen, erwies sich in der Praxis als lahm und hinkend und komplizierte so ihr übriges Pech so sehr, daß sie zu Beginn der Regierung Queille nicht mehr wußte, wo sie eigentlich stand: halb gegen General de Gaulle, halb für ihn, halb gegen die Sozialisten, halb für sie und so weiter. Und das allererstaunlichste dabei ist noch, daß es gar nicht immer dieselbe Hälfte war, die so für die Sozialisten und gegen De Gaulle oder für De Gaulle und gegen die Sozialisten stimmte. Ihr Zusammengehen aber schließlich gar noch mit den Kommunisten in der Frage der Zurechtstutzung des Wahlgesetzes brachte sie vollends in eine delikate moralische Lage. Für diejenigen wenigstens, die

sich als Vertreter göttlicher Gerechtigkeit auf Erden fühlten, war das ein grober Fehlgriff. Im übrigen kann man ihr wohl nicht einen gewissen Glauben an die eigene Sache absprechen, aber gepaart ist er mit einer seltenen Unfähigkeit, ihn in die Tat umzusetzen.

Dennoch verdient diese junge Partei mit dem eigentlich nicht gekünstelten Eifer mehr als die Erinnerung an eine große fehlgeschlagene Illusion. Wenn man einmal in späteren Jahren die Geschichte des Widerstandes schreiben wird, wobei man wahrscheinlich nicht umhin kann, ihn an seinen negativen Konsequenzen plastisch werden zu lassen, wird man sicher mit besonderer Strenge die Haltung der Republikanischen Volksbewegung richten. Mangels politischer Intuition oder aus Furcht, nicht schwächlich zu erscheinen, überboten diese von der Gnade des Schicksals berührten Glücklichen noch den rächenden Fanatismus der Kommunisten, anstatt zu versuchen, ein Klima der Befriedung zu schaffen, wie es der allerschwächste Abglanz christlicher Nächstenliebe ihnen schon hätte diktieren müssen. So kann man also sagen, daß die französischen Widerständler den Versuch machten (und vorübergehend gelang es ihnen auch) ihr politisches und anderweitiges Geschick selbst zu bestimmen. Welcher Art nun auch die politische und moralische Rechtfertigung einer solchen Haltung sei, ist es nicht auch ein wenig die subtile Einflüsterung ihrer geistigen Mittelmäßigkeit gewesen, die sie dazu trieb, herausfordernder zu sein als es ihnen nach ihrem objektiven Wert erlaubt gewesen wäre?

Die Situation der Sozialistischen Partei ist verwirrter und ihre Verantwortung um die Dinge weit größer. Nach der Befreiung war sie die große Hoffnung der atheistischen Intellektuellen, der lauen Gläubigen und auch der kleinen und großen Bürger. Von den ersten hörte man, die sozialistische Idee trage nunmehr die Hoffnung der Welt und die letzteren glaubten, daß der Erfolg der sozialistischen Partei die Kommunisten verdrängen würde. Aber keine dieser Erwartungen erfüllte die Sozialistische Partei, denn sie war von einer tiefen, inneren Krise angefressen und die Spaltung trat bei jeder Gelegenheit erschreckend zutage: die Opportunisten (wie Ramadier und Mayer) standen den Unerbittlichen (wie Mollet) gegenüber. Die Opportunisten (der Ausdruck ist ohne jeglichen verächtlich machenden Sinn gebraucht) ließen die Geschichte für sich sprechen und nahmen die Mittel gerne in die Hand, die ihnen der Platz eines Mittlers im französischen politischen Leben und die Rolle des Angelpunkts bei jeder Regierungsbildung in die Hand gaben. Dieser Streit zwischen Opportunisten und Unerbittlichen unterminierte die Partei und brach ihre doktrinäre revolutionäre Dynamik. Blind und vollauf eingenommen von der abgerundeten Form ihrer theoretischen Gewißheiten bemerkte sie nicht die Gefahr, die ihr dieser innere Konflikt bedeutete, der sie mit seinen gegensätzlichen Aeußerungen und der daraus resultierenden, zögernden Haltung oft genug der Lächerlichkeit preisgab.

Und es gibt noch ernsteres: Die Sozialistische Partei lebt nur noch mit gequältem, schlechtem Gewissen. Sie vertraut den theoretischen Wahrheiten ihrer Doktrin so sehr, daß sie allemal, wenn sie sich von ihnen in der Praxis entfernt — und sie entfernt sich dauernd von ihnen — sich voller Gewissensbisse zurückzieht in ihr theoretisches Gehäuse und einen doktrinären Schwur der Enthaltsamkeit tut. Und schon beginnt das Spiel von neuem, und Frankreich zahlt die Zeche.

Ich frage mich, wenn man schon nicht die sozialistische Lehre als solche ablehnen darf, ob man dann nicht ihre Uneinheitlichkeit, ihre Ungereimtheiten oder doch die Mittelmäßigkeit der Menschen verurteilen soll, die dieser Doktrin folgen, die in gleichem Atemzuge ein neuer Humanismus sein will, ein Glaube, eine Mystik und eine Technik der Macht, während sie nach der Praxis ihrer Gläubigen zu urteilen nichts weiter ist als eine konfuse Mischung schlecht formulierter Wünsche, sehr starker und höchst gefährlicher Gefühlswallungen, wirtschaftlicher Anteilnahme und erzwungenem politischem Opportunismus.

Aber das interessiert uns hier wenig. Was uns im Gegenteil beschäftigt, ist die unglaubliche Naivität der Führer des Sozialismus, eine Naivität, die sich direkt gegen sie selbst wendet. Sie meinen, der Konsequenz ihrer Handlungen entwischen zu können und merken nicht, daß ihre Handlungen überhaupt nur sie selbst verpflichteten. So haben sie denn bis zur Bildung der Kominform für die Kommunisten nur ein freundliches Lächeln übrig gehabt, was dann in ihren Augen genügen sollte, die sozialistische Brüderschaft zu dokumentieren. Im November 1946 kostete sie das prompt eine große Anzahl Wähler. Sie stürzen das Kabinett Schumann in der Frage der Laienschule und so groß auch dieser Schnitzer war, kommen sie doch in der Regierung André Marie auf das gleiche Thema zurück, was denn Frankreich auch — obwohl dieses sich doch schon seit langem auf solche Dinge spezialisierte — haargenau in eine der ungewöhnlichsten Krisen warf, die es je erlebte. Die außerordentlich gespannte internationale Lage und der wachsende Druck des Gaullismus im Innern allein bestimmten sie, nicht noch einmal das gleiche Spiel mit der Regierung Queille zu treiben.

Das aber sind die Ergebnisse: Ein sozialistischer Minister mußte die von den Brüder-Feinden Kommunisten angezettelten Streiks unterdrücken und die Sozialisten verfehlten es andererseits, die Wegbereiter für eine Rückkehr De Gaulles an die Macht zu werden. Wenn man ein ebenso gevierteiltes Gewissen hat wie die Sozialistische Partei und wenn man sich gleich ihr in den Kopf setzte, nichts als Gutes zu tun, als wollte man das Ewige ins Zeitliche lenken, dann darf man sich auch nicht über die Maßen wundern, daß man zu Ergebnissen kommt, die der Absicht genau entgegengerichtet sind. So stimmt denn die ganze Welt heute in dem Urteil überein, daß die Sozialistische Partei eine Krise unheilbarer Altersschwäche durchmacht.

Bleiben also, Mann gegen Mann, General De Gaulle und die kommunistische Partei.

Bemühen wir uns zunächst einmal darum, einige Anhaltspunkte festzulegen für den plötzlichen Erfolg der Kommunistischen Partei

und den damit zusammenhängenden früheren oder späteren Zusammenbruch. Zunächst einmal ist sie nicht mehr eine politische Partei oder das, was man gemeinhin darunter verstand, sondern vielmehr eine Kirche, die sich auf einem mystischen Glauben aufbaut, eine Sekte, ein seltsames Phänomen der Kollektivpsychose. Selbst eine oberflächliche psychoanalytische Untersuchung der pathologischen Tendenzen der kommunistischen Doktrin und der Räusche, die sie im menschlichen Körper hervorrief, würde so manches schon zu Tage fördern. Halten wir dabei nur fest, daß sich diese Mikrobe nur in einem kranken und geschwächten Körper einnisten konnte und daß nur eine sehr aufmerksame Prophylaxe der Seelen und Geister die Gefahr wieder beseitigen könnte. Und fügen wir dem noch hinzu, was jedermann weiß: die materielle Armut des heutigen Europa und eine sehr ernste Krise des Freiheitsgefühls. In der Tat beginnen die Menschen ja ihre Kraft und ihre Freiheit seit einiger Zeit zu erfassen. Diese beginnende Erkenntnis aber ruft in ihnen ein Gefühl der Trunkenheit und zugleich der Angst hervor. Trunken vor Kraft, wissen sie nicht, sich dieser Freiheit zu bedienen. Und so übertragen sie sie einem andern: einem Manne oder einer Partei. Das ist die Krise des Freiheitsbegriffs, von der wir eben sprachen. Mit ganz bemerkenswertem psychologischem Sinn nutzen die Kommunisten diese innere Panik des modernen Menschen aus. Aber sie gehen weit darüber hinaus und das bewirkt dann die krankhaften Auswüchse, die wir erwähnten. Unter dem Vorwand sie frei zu machen, berauben sie die menschliche Natur eines ihrer wesentlichen Bestandteile, ihres seelischen und geistigen Gleichgewichts. Es wird den Menschen die Fähigkeit genommen, zu wählen, zu urteilen. Denn sie belasten den modernen Menschen mit einem ganz neuen Terror, den man den Terror des optimistischen Gewissens nennen könnte: Sei glücklich mit mir oder ich töte dich! Das ist das unkluge Ultimatum, das sie an uns stellen. Es genügt danach in Zukunft nicht mehr, daß man sich unterwirft und schweigt, man soll laut und freudig zustimmen.

Gehen wir aber über dieses Versprechen zukünftiger Glückseligkeit hinweg — obwohl es angesichts der großen Zahl seiner Gläubigen nicht übersehen werden darf — und sprechen wir nicht weiter von dem, was eine solche Kühnheit — weltweite Hypothek auf die menschliche Zukunft — Illusorisches und richtiggehend Kindisches an sich hat. Rufen wir uns vielmehr die brutale Gegensätzlichkeit zwischen ihren scheinbaren Zielen und ihren tatsächlichen Absichten wach, die eine Wortklauberei nur schlecht mehr verbergen kann. Wir meinen, man hat vielmehr schon allgemein erkannt, wie ihr Vokabular übersetzt werden muß: Erlösung = Sittenverwilderung; Freiheit = Terror; Demokratie = Tyrannei und weiter so im gleichen Abrakadabra. Sie schöpfen so recht das schlechte Gewissen der Andern — nicht nur der Bürgerlichen, sondern auch der Intellektuellen — aus und erfassen voll, was es an Feigheit und falscher Klugheit enthält.

Zuguterletzt ziehen sie auch ihren besseren Teil aus dem „Links-Komplex", oder, wenn man will, dem „Revolutions-Komplex", der heute nichts besonders Französisches ist, sondern die ganze moderne Welt kennzeichnet, diese von ihnen in die Menge getragene Auffassung, daß jede Illegalität in ihrer menschlichen Empörung eine tiefe Legalität berge. Wie immer fälschen sie auch hier eine an sich richtige und gesunde Idee, indem sie einem recht komplexen Phänomen eine einseitige Auslegung geben. Dieser Komplex ist aber heute nicht nur krankhaft überall verbreitet, sondern auch ein wenig kindisch, denn er verbindet sich mit einem frömmelnden und intoleranten Gleichformungswillen, der nicht in die Welt paßt. Man muß, so will es scheinen, aus ihrer Zeit stammen. Aber wir stammen aus u n s e r e r Epoche, wir stehen gezwungenermaßen in ihr, auf Grund unseres Lebens selbst und dank seiner vielfältigen Verbindungen mit unserer Zeit und nicht etwa dank der Erscheinungsformen eines abstrakten und konfusen „Engagements".

Der Gebildete lebt nicht in seiner Zeit, um ihre gewichtigen Urteile und Laster noch zu verschärfen, sondern um im Gegenteil ein kritisch zusammengestelltes Inventar ehrlich zu ordnen. Und das muß ein jeder Gebildete in ganzer Freiheit tun und entsprechend seinen persönlichen Möglichkeiten. Aus der Gegenüberstellung solcher Inhaltsverzeichnisse wird dann die Wahrheit — oder doch nahezu die Wahrheit — hervorgehen.

Zahllose Gebildete aber haben sich unbesonnen in die kommunistische Partei gestürzt, um nicht den Platz in der Vorhut ihrer Zeit zu versäumen. Zahlreiche Radikale und Sozialisten taten nach der Befreiung das gleiche, ohne sich zu überlegen, woher das alles kam, nur in dem Glauben, damit bei dem unwiderstehlichen Marsch in die Zukunft dabei zu sein. Trunken von diesen Erfolgen, und getreu ihren Methoden wollten die Kommunisten nun über alle vernünftigen Grenzen hinausstürmen. Aber, wenn man auch die Vergangenheit fälschen kann, und selbst hier und dort es gelang, Hypotheken auf die Zukunft einzukassieren, so kann man denn doch nicht ohne Gefahr die Gegenwart deformieren. Und doch werden die Guten nicht müde, es zu tun. Sie haben den Widerstand monopolisiert, den Patriotismus, die Liebe zu Frankreich, die politische klare Sicht, kurz: alles. Dieser unkluge Ueberschwang bremste bereits ihren Erfolg und man bemerkte damit, daß die Ursachen, die die blitzenden Erfolge bestimmten, im Grunde genommen auch den Zerfall in sich bergen. Man kann in der Tat nicht ungestraft einen unbegrenzten Kredit auf die Dummheit, die Furcht und die menschliche Heuchelei nehmen, schon gar nicht in Frankreich, das seit je nicht besonders für diese Eigenschaften veranlagt ist. Das leidenschaftliche Element, das sie in das politische Leben Frankreichs trugen, mußte sich damit letzten Endes mit gleicher Schärfe gegen sie selbst wenden. Anfangs lähmten noch Sektierertum und geistiger Terror die weichen Seelen. Aber mit der Zeit verhärten sich die genasführten Seelen, ziehen sich zusammen und greifen ihrerseits an. Das war der Augenblick, da De Gaulle wieder auf die Bühne trat.

Aber der kommunistische Zusammenbruch ist noch lange nicht in vollem Schwunge. Und das ist

vielleicht gut so, denn: ist es nicht vorzuziehen, die Krankheit tobe sich erst einmal richtig aus? Um so radikaler kann auch die Heilung sein.

Je verzweifelter die Lage der Kommunisten wird, um so stärker und ausgeprägter wird ihre Kühnheit. Aber ihre geistige Autorität nimmt in dem Maße ab, wie ihre Kühnheit zunimmt. Sie haben sowieso nicht mehr viel zu verlieren, seitdem der Gott im Kreml entschied, daß eine Handvoll Unbeirrbarer mehr wiegt als eine ganze Armee von Mitläufern. So liefert man denn, nachdem die Taktik, aus dem Ganzen eine Ruine zu machen, nicht zum Ziele führte, sporadische Streiks und Unruhen. Ein hier beigelegter Streik springt anderswo heftiger empor. Aber das französische Volk ist gewarnt. Eine zum Handeln entschlossene Regierung hat es nicht mehr allzu schwer, sie in Schach zu halten. Das sah man bei diesen Streiks und später wieder bei den Gemeindewahlen im März. Einige Ueberraschungen brachte nur die kürzliche Friedensoffensive des Kreml.

Vor einigen Monaten bot General De Gaulle noch genau so viele legitime Hoffnungen wie andererseits berechtigtes Mißtrauen. Seine geistige Autorität erhielt seit der Befreiung einige Risse. Sie büßte viel an Kraft und Gewicht ein, vor allem auch infolge dieser berühmten Londoner Mannschaft, die immer noch treu und unheilverkündend neben ihm steht, und auf welche vor kurzem erst die Memoiren wieder einiges Licht warf. Seine politische Autorität aber ist eher noch verwundbarer. Er kam in einem Augenblick der Zerknirschung und des Enthusiasmus an die Macht. Er verhinderte, daß Frankreich zu einem zweiten Tito-Jugoslawien wurde, aber dann verzichtete er und demissionierte — voller Hochmut vielleicht gar — vor dem bösen Glauben und den „subalternen Hagestolzen" der Parteien. Zahllose Irrtümer, die er in der Folgezeit richtig stellte, waren nichts als die logische Folge seiner eigenen Politik.

Ohne aber uns von dieser Vergangenheit allzu sehr beeinflussen zu lassen, hätte man doch selbst vor dem Teilerfolg der Regierung Queille noch einige hypothetisch recht ernste Einwände gegen einen Machtantritt De Gaulles haben können. Seitdem jedoch ist der Zusammenbruch seiner Bewegung deutlich geworden. Auch er wird immer heftiger, also mehr und mehr persönlicher und diktatorischer, genau in dem gleichen Maße, als die Massen ihm gegenüber lau werden.

Seine Gutgläubigkeit, meine ich, kann nicht angezweifelt werden. Sie ist vollständig und leuchtend, selbst in allen Irrtümern noch. Aber trotz allem glühenden Patriotismus hätte er bei einem Machtantritt zunächst einmal die Autorität wieder herstellen müssen, die die ausführende Gewalt so sehr beschnitten hatte, er hätte die kommunistischen Erpressungsmethoden beseitigen müssen, indem er die Franzosen von ihrem Egoismus befreite und wieder Staatsbürger an die Stelle der uninteressierten Beobachter setzte. Wie können aber diese edlen Ambitionen sich erfüllen ohne Zusammenstöße und ohne den mitleidslosen Willen, alle Hindernisse zu brechen? So würde also sicher der Mechanismus der Machtergreifung ihn viel weiter geführt haben, als er gewünscht hätte.

Und zu allem kommt noch ein Ehrgeiz hinzu, der sicher auch seinen Einfluß auf die französische Politik gehabt hätte. Dieser Ehrgeiz ist nach den gelieferten Proben nicht gerade vertrauenerweckend. In seiner Straßburger Rede sprach er wie ein König: „Wir stehen einem eisernen Mißtrauen gegenüber..." In seiner Rede in Clermont sprach er wie Jesus: „So wahr ich Euch aber sage..." In seiner Nizzaer Rede sprach er von sich als einer dritten Person. Bezugnehmend auf Chateaubriands Worte „Ich und Napoleon", meinte er „Er ist nicht Napoleon" und meinte sich selbst mit diesem Er. Und wieder, vor einigen Tagen erst, kam es zu einer ganz verschlagenen Geschichte in einer Pressekonferenz. Er spielte sich auf als Verteidiger Pétains und sagte: „Man mußte ihn verurteilen (lies: denn ich war es, der ihn damals verurteilte), aber jetzt kann man diesen Greis nicht weiter so behandeln (lies: weil ich jetzt so denke)".

Diese letzten Bemerkungen führen zu der Ueberlegung, daß seine Bewegung sich wohl besser schon früher auf die Rolle hätte besinnen sollen, die sie hinsichtlich einer Befriedung und Einigung der Franzosen nach der Befreiung hätte übernehmen müssen. Anstatt dessen aber sah man nur einen unersättlichen Ehrgeiz. Und es wäre Zeit zu erkennen, daß einige der sehr schweren Wunden unseres heutigen Frankreich, von denen die Angelegenheit Pétains nur die schmerzhafteste ist, ihm zuzuschreiben sind.

Nach der mittelmäßigen Erfahrung mit der Regierung Queilles (wobei wir uns erinnern, daß nach einem Worte De Gaulles „mittelmäßig" in Frankreich so viel wie „gemäßigt und weise" bedeuten soll), scheint die Machtergreifung De Gaulles nur noch wenig wahrscheinlich. Doch seine gegenwärtige Lage eines halbwegs eklatanten Zusammenbruchs, bescheinigt durch die letzten Gemeindewahlen, die die Möglichkeit eines legalen Machtantritts zerschlugen, schließt immer noch nicht die Möglichkeit eines vielleicht doch noch erfolgenden Regierungsantritts aus, denn jener Reinfall im März war nicht nur Folge seiner Arroganz und des von ihm verbreiteten Mißtrauens, sondern gleichzeitig wirkender internationaler Vorgänge: der Zusammenbruch des sowjetisch-diplomatischen Spiels, das sichtbare Ergebnis der Marshallplanhilfe auf wirtschaftlicher Ebene und die Formung des Atlantikpakts auf politischer Ebene, alles Dinge, die ohne „ihn" gemacht werden konnten. —

„Wir sind gleichzeitig schwach und kühn", sagte einmal Mauriac, indem er ein Wort Rimbauds beschwor. Man kommt dazu, sich selbst zu mißtrauen, wenn man einem Volke solcher Spannweite angehört. Die Kühnheit der Kommunisten hätte im Falle eines Sieges das heutige Frankreich nach der Negierung des gestrigen zerstört. Hätte die Kühnheit der Gaullisten im Falle ihres Triumphes uns nicht mit unserer Freiheit einen hohen Preis zahlen lassen? Zwischen diesen beiden zerstörenden Flammen wäre also nach Rimbaud die Weisheit allein in der Schwäche gelegen? Das radikale Zwischenspiel dieser Monate bewies das Gegenteil.

NEUERWERBUNGEN
unserer Antiquariatsabteilung

187 **Baumgartner, A. — S. J.** — Das Râmayana und die Rama Literatur der Inder. Eine literaturgesch. Skizze. Freiburg i. B. 1894.

184 **Die Bhagavadgita.** Aus dem Sanskrit übersetzt v. R. Garbe. Mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Leipzig 1921, Gr. 8*, Ohlwd.

103 **The Book of the Kindred Sayings.** (Sanyutta-Nikaya! or grouped Suttas Part I/II. Kindred Sayngs with Verses (Sagatha-Vagga) translated by Mrs. Rhys Davids. Part III/V. translated by F. L. Woodward. London 1917/1929, 8*, Ogzlwd.

111 **Die Reden des Buddha.** Aus dem "Anguttara-Nikaya". Aus dem Pali zum ersten Male übersetzt und erläutert von Nyanatiloka. Das Einer- bis Elferbuch in 5 Bd. München 1922—1923, 8*, Ohlwd.

239 **(Buddha) Das Leben des Buddha.** Eine Zusammenstellung alter Berichte a. d. kanonischen Schriften der südlichen Buddhisten. Aus dem Pali übersetzt und erläutert von Dr. Julius Dutoit. Leipzig 1906.

221 **Dahlke, P.** — Buddhismus als Religion und Moral. Leipzig 1914, Gr. 8*.

192 **Deussen, Dr. P.** — Das System des Vedanta, nach dem Brahma-Sutra's des Badarayana und dem Commentare des Cañkara über dieselben, als ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkt des Cañkara aus dargestellt. 3. Aufl. (Anast. Druck). Leipzig 1920.

234 **Deussen, Dr. P.** — Vier philosophische Texte des Mahabharatam: Sanatsujata-Parvan — Bhagavadgita — Mokshadharma — Abugita. In Gemeinschaft mit Dr. O. Strauss a. d. Sanskrit übersetzt von Dr. P. Deussen. Leipzig 1906, 8*.

251 **Garbe, R.** — Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. Berlin 1903.

242 **Garbe, Richard.** — Die Samkhya-Philosophie. Eine Darstellung des indischen Rationalismus. 2. umgearb. Aufl. Leipzig 1917, Gr. 8°.

165 **Geiger, W.** — Elementarbuch des Sanskrit unter Berücksichtigung der vedischen Sprache. (3 Teile in einem Band).
I. Grammatik,
II. Uebungen und Lesestücke,
III. Wörterverzeichnis.
2. Aufl. Straßburg 1909, Gr. 8°, Okart.

110 **Jatakam.** — Das Buch der Erzählungen a. früheren Existenzen Buddhas. Aus dem Pali zum ersten Male vollständig ins Deutsche übersetzt von Dr. Julius Dutoit. 7 Bände. Leipzig 1908/1921, Gr. 8°, Gzlwd.

210 **Koeppen, C. F.** — Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. 2 Bde. Zweite unveränd. Aufl. Anast. Neudr. Berlin 1906, Gr. 8°.

252 **Lehmann, Dr. E.** — Der Buddhismus als indische Sekte u. als Weltreligion. Tübingen 1911.

116 **The Mahabharata.** — (Southern Recension). Critically edited by P. P. S. Sastri, B. A. (Oxon) M. A. 3 vols. Madras 1931, 8°, Gzlwd.

100 **Psalms of the Early Buddhists.**
I. Psalms of the Sisters,
II. Psalms of the Brethren.
by Mrs. Rhys Davids.
London 1909—1913, 8°, Ggzlwd.

198 **Rockwell Lanman, Ch.** — A Sanskrit Reader. Cambridge Mass. 1927, Gr. 8°, Ogzlwd. Text and Vocabulary and Notes.

208 **Sachs, C.** — Die Musikinstrumente Indiens und Indonesiens. Zugleich eine Einführung in die Instrumentenkunde. Mit 117 Abb. i Text und 1 Karte. Berlin 1915, 8°.

246 **Westphal, O.** — Philosophie der Politik. Einheiten und Mächte der Universalgeschichte. München 1921. 8°, Gzlw.

108 **Winternitz, Dr. M.** — Geschichte der indischen Literatur. 3 Bände. Leipzig 1920, Gr. 8°. Ogzlwd.

253 **Arthur Schopenhauers sämtl Werke.** Herausgegeben von J. Frauenstädt. 6 Bde., 2. Aufl. Neue Ausgabe. Leipzig 1922. Ohleder.

Verlangen Sie Katalog Nr. 28: Philosophie und Grenzgebiete.

SARMIENTO 542 **DÜRER - HAUS** **T. E. 34 - 1687**

Der Ferne Osten

VON O. KÜHN

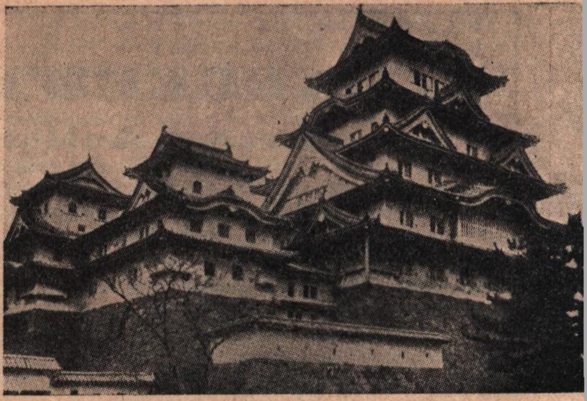
Dieser Aufsatz ist die 4. Fortsetzung einer geschlossenen Darstellung über die geschichtliche Entwicklung des Fernen Ostens, die wir in unseren „Ergänzungsheften" begannen.

IV.

Mit dem Fall der fremden Yuan-Dynastie beginnt eine neue Zeitepoche in der Geschichte Chinas. Die nachfolgenden Ming- und Mandschu-Dynastien leiten die nationale Erhebung in China ein und sind als Vorläufer der Revolution des Jahres 1911 zu betrachten, in dessen Endstadium China sich heute noch befindet. Bevor wir in den beiden letzten Kapiteln diese Zeit behandeln, wollen wir einen Blick auf Chinas Nachbarn Japan werfen.

Abgesehen von den weißen Ainus, die wahrscheinlich vom asiatischen Festland nach Japan gekommen sind und sich im Norden Japans angesiedelt haben, sind die Japaner eine Verbindung von Mongolen, die im 7. Jahrhundert v. Ch. über Korea nach Japan gekommen sind, und von Malaien, die von der Südsee aus in Japan eingedrungen sind. Die japanischen Inseln verdanken ihre Entstehung den Erdbeben, obgleich nach altem japanischem Glauben die Götter die Inseln geschaffen haben. Die Götter Izagani und Izanani erzeugten die Sinnengöttin Amaterasu, deren Nachkommen Japan in ununterbrochener Folge bis zum heutigen Tag als Herrscher regieren. Es ist gefährlich in diesen wunderlichen Regionen einer Geschichtsschreibung zu wandeln und, wenn man es tut, dann besser unter der Führung eines Mythologen als eines Geschichtsschreibers. Wir wollen deshalb mit einer mehr irdischen Zeit beginnen, dem Jahre 600 n. Ch. als der Kaiser Jimmu lebte; denn vor dieser Zeit ist wenig über Japans Geschichte bekannt, da die Japaner bis zum 4. Jahrhundert n. Ch. auf eine Schrift und damit auf eine Geschichtsschreibung verzichtet hatten. Mit der Schrift eroberte auch der Buddhismus Japan und nahm die Lehren des japanischen Shintoismus in sich auf. Buddha verschmolz mit der Sonnengöttin Amaterasu zu einem Gott, ähnlich wie in der westlichen Welt, besonders in Aegypten, oft ein Gott eines eroberten Staates mit dem eigenen Gott verschmolzen oder verheiratet wurde, um Religionsschwierigkeiten zu vermeiden.

Die chinesischen Schriftzeichen wurden für die japanische Sprache, die grundverschieden von der chinesischen Sprache ist, übernommen. Während die chinesische Sprache aus einsilbigen Worten besteht, die durch Zusammensetzung und verschiedene Betonung den Sprachschatz der chinesischen



Japanische Feudalburg an der Inlandsee

Sprache ergeben, in unserem Sinne keine Grammatik, keine Konjugation oder Deklination hat, ist die japanische Sprache mehrsilbig, hat eine einfache Grammatik und Aussprache. In der chinesischen Schrift, die insgesamt ca. 40.000 Schriftzeichen umfaßt, von denen die Kenntnis von ca. 1600 zum Lesen einer Zeitung genügt, kann man in vereinzelten Fällen noch die Anfänge einer Bilderschrift erkennen, in denen aber gerade Linien Kreise und Kurven ersetzt haben.

So war das Zeichen für die Sonne ursprünglich ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte; heute ist es ein Quadrat mit einem Querstrich. Der Mund, ursprünglich ein Oval, ist zum Viereck geworden.

Das Zeichen für „Mann" wird durch zwei Beine dargestellt; der Baum durch den Stamm, zwei wagerechte Aeste und zwei herunterhängende Wurzeln. Der Wagen wird von der Vogelperspektive aus gezeichnet: Die Achse, die beiden Räder und der Wagenkasten.

Viele dieser Zeichen geben durch Kombination neue Bedeutungen. Steht der Mann neben einem Baum, so bedeutet dieses Zeichen „ruhen". Das Zeichen für die Zahl 10 ist ein Kreuz. Steht das Kreuz über dem Zeichen für Mund, so erhalten wir das Zeichen für „alt" im zeitlichen Sinne, d. h. etwas, das durch 10 Munde gegangen ist; fügen wir das Zeichen für „Mann" hinzu, so bedeutet es die „Alten". Hängt unter dem Himmel, der über uns ist und durch ein „T" dargestellt wird, eine Wolke mit Regentropfen, so steht dieses Zeichen für „Regen". Fügen wir das Zeichen für „Besen" hinzu, erhalten wir „Schnee" (d. h. Regen, den man

日
Sonne

口
Mund

人
Mann

木
Baum

木人
ruhen

古
einst

wegfegen kann). Fällt der Regen auf ein Feld — ein Quadrat mit einem Kreuz, welches die Reisfelder unterteilt — so haben wir jetzt das Zeichen für „Gewitter“ und wird ein Blitz, von der Wolke durch das Feld in die Erde geleitet, so haben wir das Zeichen für „Blitz“ oder Elektrizität. Fügt man diesem Zeichen den „Wagen“ hinzu, dann ergibt das gesamte Schriftzeichen die „elektrische Straßenbahn“.

Die weitaus größte Anzahl der chinesischen Schriftzeichen müssen jedoch ohne Anhaltspunkte gelesen und geschrieben werden, da die heute gebräuchlichen Zeichen verwickelte Symbole darstellen, in denen die ursprünglichen primitiven Bildzeichen durch Zusätze meistens zum Verschwinden gebracht sind.

Durch die chinesischen Schriftzeichen ist eine gemeinsame Schriftsprache für Japan, Korea und alle Dialekte Chinas, die sich oft bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit unterscheiden, gegeben.

Die Japaner haben eine vereinfachte Schriftsprache, die Katagana und Hiragana eingeführt, bei denen je ein kurzes und leicht zu erlernendes Schriftzeichen zur Bezeichnung einer der 47 Silben des japanischen Alphabetes dient. Da jedoch der größte Teil der alten japanischen Literatur in den chinesischen Schriftzeichen geschrieben und der Rest in einer Verbindung mit der vereinfachten Silbenschrift, ist die japanische Schrift selbst für das japanische Volk schwer zu erlernen. Hier haben wir die Erklärung, warum soviele Japaner Brillen tragen (die Schriftzeichen sind ein Augenpulver), und warum wir soviele Analphabeten in China haben.

In der ersten Zeitepoche der uns bekannten japanischen Geschichte importierte Japan die chinesische Kultur gerade so, wie Amerika es von Europa tat, aber immer bedacht, den eigenen Geist und den japanischen Charakter zu wahren. Im 6. Jahrhundert kamen von Korea Baumeister, Maurer und andere Handwerker, und dieser Kulturimport war der Beginn der bescheidenen japanischen Baukunst, denn die Erdbeben ließen eine bedeutende japanische Architektur nicht aufkommen. Die schönste Architektur, die Japan noch heute aufzuweisen hat, ist die Tempelgruppe in Nara aus dem 7. Jahrhundert; nichts was in Japan später gebaut wurde, kommt diesen hölzernen Bauwerken, die alle Erdbeben überstanden haben, gleich.

Das Alltagsleben des japanischen Volkes war seit jeher von Kunst durchdrungen. Die Zierlichkeit der Wohnungen, das auserwählte Holz, welches ohne Farbe oder Tapete zum Haus- und Wohnungsbau verwendet wird, die Miniaturgärten und Blumendekorationen, die Schönheit der Frauenkleidung und eine Farbenharmonie, die in der ganzen Welt unübertrefflich ist, sprechen eine eigene Sprache. Von China angeregt entwickeln sich in Japan die Lackarbeiten und die Keramik zur Vollendung; die buntfarbigen Keramiken von Satsuma haben Weltruf erhalten. Genau wie die Chinesen geben die Japaner in Dichtkunst und Malerei weniger eine Darstellung von Dingen als den Ausdruck eines Gefühls wieder; sie wollen andeuten und eigene Einbildungskraft anregen. Auch in dem für den Europäer schwer verständlichen alten japanischen Drama muß die Einbildungskraft der Hörerschaft nach dem Hintergrund der Handlung suchen.

Vom Buddhismus angeregt verschönerten Musik und Tempeltänze das Hof- und Tempelleben, die Küche wurde verfeinert und Seide wurde volkstümlich. Die Hauptstadt wurde um 800 n. Chr. von Nara nach Kyoto verlegt. Genau wie man an europäischen Höfen vielfach bemüht war, Ludwig XIV zu kopieren , so begann Japan, die Kultur und den Aufwand Chinas, das damals unter der Tang-Dynastie auf der Höhe seiner Entwicklung stand, zu übernehmen. Die Kaiserpaläste in Kyoto wurden nach chinesischem Vorbild gebaut; Reichtum, Luxus und Verschwendung zogen bei Hofe ein. Die Staatsfinanzen wurden ruiniert und die Moral verfiel.

Eine Gruppe von militärischen Diktatoren nahm im 12. Jahrhundert die Gelegenheit war, die Herrschaft des Landes an sich zu reißen und den Kaiser nur noch als eine göttliche Fassade anzuerkennen. Diese Shogune verwalteten die Staatsfinanzen und gründeten erbliche Shogunate, die kamen und gestürzt wurden, bis im Jahre 1603 Iyeyasu das Tokugawa-Shogunat gründete und eine bedeutende Epoche in Japans Geschichte einleitete. Wie für die meisten Regierungen, war auch für Iyeyasu die Religion hauptsächlich ein Werkzeug der Disziplin. Die Mischung von Buddhismus mit dem japanischen Shintoismus schien ihm geeignet, das Volk zur Einheit, sittlicher Ordnung und patriotischer Hingabe zu erziehen. Das Christentum, welches im Jahre 1542 durch den Jesuiten Francesco Xavier seine Lehren in Japan zu verbreiten begonnen hatte, duldete er anfangs, obgleich ihn die Intoleranz der Christen störte, die sich nicht scheuten buddhistische Priester zu verfolgen und buddhistische Tempel niederzureissen. Als aber spanische Dominikaner, portugiesische Jesuiten und englische und holländische Protestanten sich ge-

genseitig bekämpften und jeder Japan vor dem anderen warnte, kam er zu der Entscheidung, daß die Europäer eine Plage wären. Im Jahre 1614 setzte unter dem Nachfolger Iyeyasus eine Christenverfolgung ein, die das Christentum in Japan so gut wie ganz ausschaltete, und im Jahre 1638 wurde Japan für alle Europäer verschlossen und auch keinem Japaner war es mehr gestattet ins Ausland zu fahren. Nur einige holländische Kaufleute durften unter unwürdigen Verhältnissen auf der Insel Deshima bei Nagaski eine Handelskolonie unterhalten. Auch der Adel war, obgleich er über eine Armee von Samurais verfügte, in seiner Macht beschränkt; er erkannte formell nur den Kaiser an und versuchte sich gegen die Machtbefugnisse der Shogune zu wehren. Die Samurais, im Volke wegen ihrer tyrannisierenden Arroganz unbeliebt, beugten sich einem strengen Ehrenkodex, dem Bushido.

Ihre Lebensweise war einfach, Wortbruch war ihnen fremd, materielle Gewinne und Geld wurden verachtet, Einsatz des Lebens für eine gerechte Sache war eine Selbstverständlichkeit. Es war für einen Samurai nichts ungewöhnliches, Selbstmord — seppuku oder harakiri — zu verüben, wenn sein Lehnsherr gestorben war. Die Kunst des harakiris war einer der bedeutendsten Punkte in der Erziehung der Samurai-Jugend. Als der japanische Kaiser Mutsuhito im Jahre 1912 starb, folgten ihm General Nogi und seine Frau in diesem alten Samurai-Geist durch Selbstmord. Außer der Treue des Samurai in seinen Lehnsherrn, war die Kindesliebe für alle Japaner die höchste Tugend. Die kindliche Zuneigung und der kindliche Gehorsam dem Kaiser gegenüber, die Liebe der Eltern zum Kind und des Kindes zu den Eltern sind Kardinaltugenden, die nahezu das gesamte Sittengesetz des japanischen Volkes ausmachen.

Junge Mädchen gingen oft freiwillig und, wenn gezwungen, dann ohne Murren in öffentliche Häuser, um ihre verarmten Eltern zu unterstützen oder um ihren Verlobten ein Studium zu ermöglichen; aus diesem Grund werden diese Stätten und diese Mädchen nicht mit Verachtung betrachtet. Das bekannte Freudenviertel Yoshiwara in Tokio, eine anmutige architektonische Anlage, wird an Sonntag-Nachmittagen von vielen japanischen Familien ohne ablehnende Gefühle durchwandert. Diese Mädchen sind aber nicht mit den Geishas zu verwechseln.

Die Geisha-Schulen sind in ihrer ursprünglichen Form eher unseren früheren Mädchen-Pensionaten gleichzustellen, in denen japanische Mädchen lernen, Gäste zu unterhalten und zu bedienen, zu singen und zu tanzen, kostbare Kimonos vorzuführen und Blumen in Vasen zu dekorieren — eine besondere Kunst für den Japaner. Diese Geishas

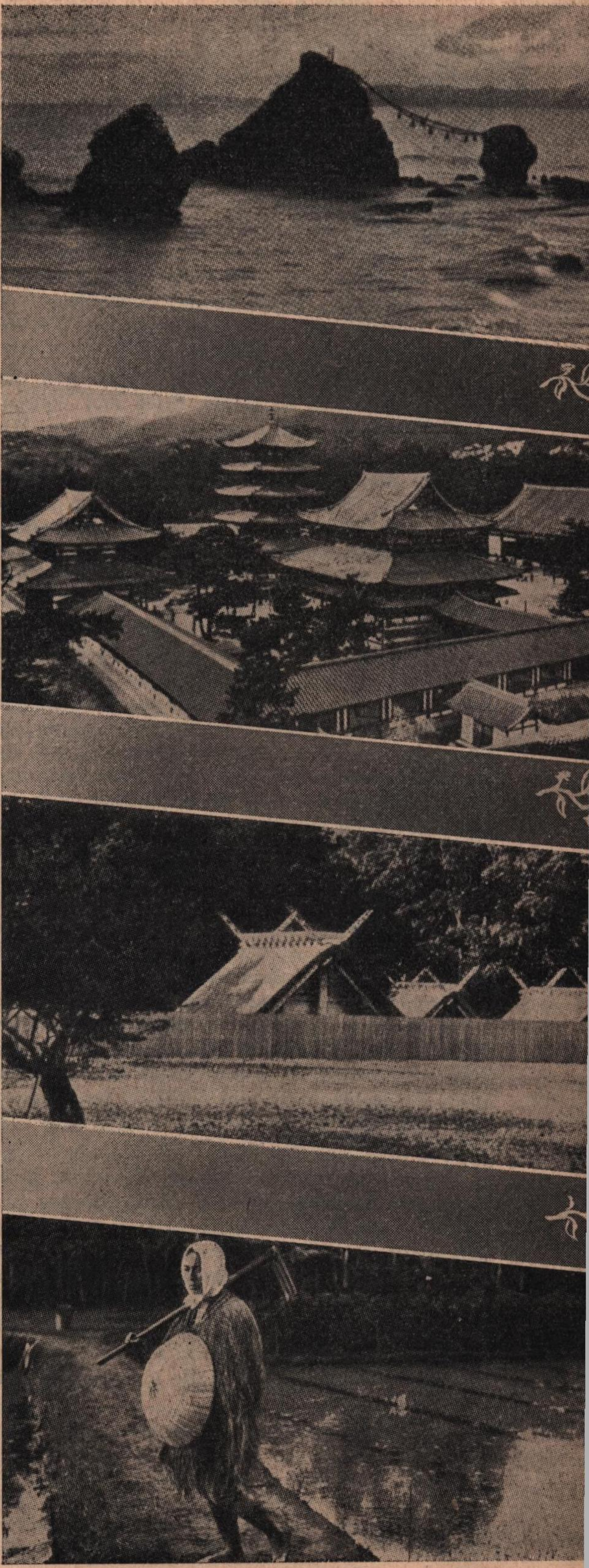
Zu den Bildern: Holzflösserei im Katsuragana bei Tokio. — Die Torii von Migajima. — Teepflückerinnen am Mittelgebirgshang. — Arbeit im Reisfeld.

wurden bei Geselligkeiten, die nach japanischer Sitte außerhalb des Hauses und ohne Beisein der eigenen Frau abgehalten werden, zur Unterhaltung der Gäste von den Geisha-Schulen angefordert. Es haben sich allerdings im Laufe der Zeit auch zweit- und drittklassige Geisha-Schulen entwickelt, die dem Ruf der einst achtbaren Geishas geschadet haben.

Die Treue zum Herrn und die Pietät gegenüber den Eltern entsprangen den Lehren des Konfucius und des Shintoismus, derer sich jetzt die Shogune immer mehr bedienten. Gerade diese Gedanken, und diese Lehren waren es aber, die eine Bewegung entstehen ließen, den Kaiser zu ehren und das Shogunat zu stürzen.

Im Jahre 1854 wurde Japan durch den amerikanischen Commodore Perry gezwungen, ein Handelsabkommen mit den Vereinigten Staaten zu schließen; Rußland, Holland und England folgten und ein verbündetes Geschwader verlangte im Jahre 1865 die Ratifizierung dieser Verträge. Die Feudalherren machten sich die Lage zunutze, um das hilflose Shogunat zu stürzen. Der letzte Shogun mußte abdanken und mit dem 1. Januar 1868 begann unter Kaiser Meiji eine neue Epoche, in der dem göttlichen Herrscher wieder die Macht zurückgegeben wurde. Eine neue Klasse kam nun in Japan zu Ansehen, Industrielle, Wirtschafts- und Finanzleute, also die, welche im alten Japan zur untersten Gesellschaftsschicht gehört hatten, und diese Klasse nutzte ihre Mittel geschickt aus, nun ihrerseits den Feudalismus zu zerstören.

Mit erstaunlicher Energie und Klugheit brachte Japan seine Zivilisation in kurzer Zeit auf die Höhe europäischer Mächte, mehr ihre Verhältnisse an europäischen Standard angleichend als nachahmend, und organisierte eine Streitmacht, die es ihm bald gestattete, sich an der europäischen Politik in China zu beteiligen. Im chinesisch-japanischen Krieg, 1894—95 schlug Japan die Chinesen; in den Friedensverhandlungen mußte China Formosa, die Pescadores-Inseln und die Liaotung-Halbinsel mit Port Arthur hergeben, sowie eine Kriegsentschädigung zahlen. Die Ansprüche auf die Liaotung-Halbinsel mußte Japan aber fallen lassen, als Deutschland, Frankreich und Rußland intervenierten. Die Einmischung Deutschlands hat Japan der deutschen Regierung nicht vergessen und die einleitenden Worte in der Kriegserklärung Japans an Deutschland im 1. Weltkrieg waren dieselben, wie die der Protestnote des Jahres 1895. Von dieser Stunde an bereitete sich Japan auf eine Auseinandersetzung mit Rußland vor, dessen Vorgehen in der Mandschurei im Jahre 1904 den Anlaß zum Krieg mit Rußland gab. Der Zar, umgeben von wirtschaftlichen Abenteurern, die be-



Zu den Bildern: Felsen der Gattentreue bei Futami. — Tewa-Tempelanlage bei Horiuji. — Alter Shintotempel von Ise. — Reisbauer.
(Bilder aus Japan u. d. Japaner v. Dr. Karl Haushofer)

reits Pläne für eine wirtschaftliche Ausbeutung der Mandschurei gemacht hatten, wollte die bevorstehenden Konflikte, die solch ein Unternehmen mit China oder Japan bringen mußte, nicht sehen. Die Russen, schlecht geführt und unehrenhaft versorgt, wurden zu Wasser und zu Land geschlagen. Das russische Volk rebellierte und der Zar wurde gezwungen, den Krieg zu beenden. Die südliche Hälfte der Sakhalin-Halbinsel, welche Rußland sich 1875 angeeignet hatte, mußte an Japan zurückgegeben werden, die Mandschurei geräumt und Korea Japan überlassen werden.

Die neue Großmacht Japan benötigte Märkte und Rohstoffe, und es erschien offensichtlich, daß China als Markt für japanische Waren und die Mandschurei, reich an Kohle, Eisen und Weizen, als Rohstoffgebiet für Japan bestimmt waren. Mit dem gleichen Recht, mit dem Recht des Starken, mit dem England, Frankreich, Rußland und auch Deutschland China ausbeuteten, benutzte Japan den 1. Weltkrieg, der Europa in Anspruch nahm, sich in der Provinz Shantung festzusetzen. Nur stand die Methode der japanischen Kolonialpolitik im Gegensatz zu den europäischen Mächten. Während diese erst den Missionar und dann den Kaufmann schickten, und erst wenn einer dieser beiden ermordet war, den Soldaten, war der Japaner ehrlicher; er begann mit dem Soldaten und ließ den Kaufmann folgen. Im Jahre 1931 marschierte die japanische Armee in die Mandschurei ein, und, als der Völkerbund intervenierte, zog sich Japan aus dem Völkerbund zurück. Im März 1934 setzte Japan den letzten Erben der Mandschu-Dynastie P'u Yi als Kaiser der Mandschurei ein. Amerika sah den chinesischen Markt verloren gehen und England war besorgt um seine asiatischen Besitzungen; beide Länder fürchteten die japanische Konkurrenz. So kam es zum Kampf und der Vernichtung des japanischen Reiches.

Eine der ersten Anordnungen der amerikanischen Besatzungsbehörden in Japan war ein Verbot des Shintoismus als Staatsreligion. Der Bund Kaiser und Volk, in Japan, stand den demokratischen Erziehungsabsichten im Weg. Im allgemeinen wird von der christlichen Kirche und von vielen Geschichtsschreibern der Shintogeist als mystischer und primitiver Glaube abgelehnt. Wohl kaum eine Religion kommt ohne Mystizismus aus, und ob primitiv oder nicht primitiv, ausschlaggebend ist die ethische Wirkung einer Lehre. In den Vereinigten Staaten, die mit allen Konfessionen und kirchlichen Sekten gesegnet sind, in denen jeder Sonntag Vormittag dem Gottesdienst in Kirche und Rundfunk gewidmet wird, sind die Gefängnisse voll belegt und alle 18 Sekunden wird ein schweres Verbrechen verübt. (Edgar Hoover, Direktor der nord-amerikanischen Staatspolizei, in einem Artikel in „The American Magazine, Januar 1948), während die Insaßen der schwach belegten Gefängnisse in Japan in der Mehrzahl politische Häftlinge sind.

Der Shintoismus, der die religiösen Bedürfnisse des Japaners befriedigte, hat sich aus der Ahnenkultur entwickelt, und hat drei Formen angenommen: Den Familienkult, in denen die Familienahnen verehrt und als zum lebenden Haushalt gehörig betrachtet werden; den Sippen- oder Gemeindekult, in denen die Sippenahnen verehrt werden und den Staatskult, der kaiserlichen Ahnen. Für ihr Seelenheil benötigen die Verstorbenen die Zuneigung der Lebenden und den Respekt der Nachkommen. Gewohnheiten im Leben des Volkes sind identisch mit Moral. Ein Verstoß gegen die Gebräuche der Familie, Sippe oder Staat ist ein Verstoß gegen die Götter. Die traditionellen Gesetze sind die Moral des Shintoismus; diesen zu gehorchen ist Religion, sie zu mißachten ist unfromm. Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts war es Brauch, die ganze Familie für das unrechtmäßige Verhalten eines Familienmitgliedes zur Verantwortung zu ziehen. Die Söhne eines zum Tode Verurteilten wurden mit dem Vater hingerichtet.

Der Shintoismus kommt ohne Glaubensbekenntnis, ohne Rituale, ohne eine Lehre, die trostreich von Himmel und Unsterblichkeit spricht, aus. Es ist ein alltägliches und schlichtes Bild in Japan, wenn ein Mann oder eine Frau oder ein Kind vor den einfachen Shinto-Schrein tritt, in die Hände klatscht, um seine Ahnen anzurufen und sein Gebet verrichtet. Ehrlichkeit, Treue, Tapferkeit bis zur Selbstaufopferung und Höflichkeit, sind Tugenden, die sich aus dieser Religion entwickelt haben. Ein Soldat nimmt sich eher das Leben, ehe er mit der Schmach der Gefangenschaft seine Angehörigen schädigt und sich den Respekt und die Achtung seiner Kinder, seiner Gefährten und seines Kaisers verscherzt.

In der heutigen Zeit irgend welche Zukunftsgedanken über Japan zu äußern, dürfte zu gewagt sein. Als am 3. Jahrestag von Hiroshima die Einwohner dieser durch die erste Atombombe zerstörten Stadt amerikanische Rosetten und die Kinder kleine amerikanische Fähnchen mit sich führten, schrieb eine New Yorker Zeitung, daß dies eine Dankeskundgebung für die Vereinigten Staaten sei, die in so hochherziger Weise geholfen haben, die Stadt wieder aufzubauen — diese Auslegung ist bestimmt unzutreffend.

Kleine Wirtschaftskunde von Südamerika:

II.

Die Vereinigten Staaten von Brasilien

Von K. G.

Brasilien, das einzige amerikanische Land portugiesischer Zunge, hat eine Ausdehnung von 8.511.198 qkm. Das will heißen, daß diese, sich aus 20 Staaten, 7 Territorien und einem Bundesdistrikt politisch zusammensetzende Bundesrepublik, welche 47,8 Prozent der Gesamtfläche Südamerikas einnimmt, dreimal größer als Argentinien ist und das Gebiet der USA (ohne Nationalterritorien) um 672 126 qkm übertrifft.

Da die weder historisch noch physikalisch begründete Grenzziehung zwischen den einzelnen Staaten eine willkürliche ist, so lassen sich diese politischen Einheiten bei einer wirtschaftlichen Betrachtung ganz Brasiliens meist nur für die erforderlichen statistischen Angaben heranziehen.

Doch ist es nur bedingt möglich, den gewaltigen Landkomplex in größere, wirtschaftsgeographisch einheitliche Räume aufzuteilen. Liegt doch Brasilien, obschon es sich über rund 38 Breitengrade erstreckt — die Längsachse dieses rhombus-ähnlichen Staatsgebildes mißt 4320 km (während es von Ost nach West noch acht Kilometer mehr sind) —, bis auf den größten Teil der drei Südstaaten (der Norden Paranás liegt nördlich des Wendekreises des Steinbocks) im Tropengürtel.

Aus dieser geographischen Lage des Landes erklärt es sich wohl, daß gewisse landwirtschaftliche Erzeugnisse wie Mais, Maniok, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Bananen und andere Südfrüchte überall in Brasilien, wo anbaufähiger Boden zur Verfügung steht, zu finden sind. Nur die ausgesprochen tropischen Pflanzungen wie Kautschuk, Kakao, Kaffee, Kokos usw. sind bestimmten, klimatisch hierfür geeigneten Regionen vorbehalten. Auch der gewaltige Mineralreichtum Brasiliens hat seine geologisch abgegrenzten Bezirke.

Somit sind es die Orographie wie die Hydrographie des Landes, welche eine wirtschaftsgeographische Aufteilung Brasiliens ergeben. Sieht man von dem Amazonasbecken, das freilich fast die Hälfte der Gesamtfläche Brasiliens ausmacht, sowie von den Niederungen am oberen Paraguayfluß und an der Küste ab, so stellt sich Brasilien als ein nicht allzuhohes Bergland — die sogenannte brasilianische Kordillere — mit ausgedehnten Plateaus und Erhebungen bis zu etwa 3000 m über dem Meer dar. Das Hochland, dessen Höhe zwischen 100 bis über 1000 m Höhe variiert, fällt nach dem Atlantik zu bis etwa 800 m mehr oder weniger steil ab. Außerdem durchziehen noch einige Plateauketten in massiver Höhe den Osten und Südosten des Landes.

Im westlichen Brasilien, etwa in der Mitte des großen Staates Matto Grosso liegt die Wasserscheide der beiden gewaltigen Stromsysteme des Amazonas und des Paraná-Paraguay, welche die Hydrographie des Landes beherrschen. Der einzige größere Strom der Ost- und Südostküste ist der São Francisco, der wie aber auch die vielen kleineren Küstenflüsse, z. B. der Itajahy oder der Taquary im Süden, streckenweise für den Güter- und Personenverkehr in den küstennahen Niederungen und Tälern von nicht geringer lokaler Bedeutung ist.

Außer dem Amazonasgebiet, in dessen undurchdringlichen Wäldern der Wasserweg überhaupt die einzige Verkehrsmöglichkeit darstellt, hat das brasilianische Flußsystem nur eine sehr bescheidene Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes erlangt. Tier und Karren und schließlich Kraftwagen und Eisenbahn erschlossen das gebirgige Innere, und auch das nur am Rande.

Kaum 3 bis 400 km breit — von der Küste aus senkrecht gemessen — zieht sich vom Norden bis zum Süden am Atlantik der Länderstreifen hin, welcher fast ausschließlich der brasilianischen Wirtschaft das heutige Gepräge gegeben hat. Über diesen Gürtel reicht kein Schienenstrang des insgesamt weniger als 35 000 km (Argentinien mehr als 45 000 km!) langen Eisenbahnnetzes hinaus, es sei denn er endet in den Lagern der Holzschläger. Außer den gut entwickelten Verbindungen im Staate São Paulo sowie in Rio de Janeiro und Rio Grande do Sul sind es nach Norden zu nur mehr oder weniger kurze Stichbahnen von der Küste aus gesehen. Das Wegenetz reicht zwar bis auf die Hochsteppen im Innern, doch sind die „Autostraßen" abseits der größeren Städte in Regenzeiten kaum befahrbar. Daher wird Maultier und Pferd als Beförderungsmittel noch lange unentbehrlich bleiben.

Trotzdem haben die gewaltigen, von großen Rinderherden bevölkerten Hochsteppen sowie das grüne Meer der Urwälder eine nicht geringe volkswirtschaftliche Bedeutung für Brasilien. Heute lediglich die Erzeugnisse der Waldsammelwirtschaft und extensiver Viehzucht liefernd, stellen diese menschenleeren Großräume wertvolle Landreserven bei steigendem Bevölkerungszuwachs dar.

Wie die sehr lange, an natürlichen Hafenplätzen reiche Küste schon frühzeitig eine eigene Küstenschiffahrt entwickelte, so hatte sich auch das Flugzeug bald Brasilien erobert. Neben nationalen Unternehmungen sind es die großen internationalen Gesellschaften, welche immer mehr diesen „bewohnten Urwald" erschließen helfen.

Der unterschiedlichen physikalischen Beschaffenheit ganz Brasiliens entspricht die Verteilung seiner rund 45 Millionen Bewohner (60 % europäischer wie auch asiatischer Herkunft, der Rest Mischlinge — von Weißen, Indianern oder Negern — sowie etwa 4 Millionen Neger und etwa 800.000 Indianer), doch hat die zunehmende Industrialisierung des Landes, d. h. des Wirtschafts-

gürtels, die Bevölkerungsdichte einiger Regionen verändert. Die großen Leerräume Mittelbrasiliens entvölkern sich noch mehr, und die Bevölkerung der östlichen Küstenzone ballt sich in den Industriezentren der Hauptstädte derart zusammen, daß die Verknappung des Wohnraumes den wirtschaftlichen Fortschritt des Landes zu hemmen droht. Den durch die Landflucht hervorgerufenen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften sucht man durch eine verstärkte Einwanderung zu beheben, doch ziehen es etwa 60 % der ins Land kommenden Italiener, Portugiesen, Spanier und die Angehörigen anderer Nationen vor, im Staate São Paulo zu bleiben, wo sie als Fabrikarbeiter leicht guten Verdienst finden. Ein anderer Teil der Einwanderer läßt sich zu gleichem Zweck in Rio de Janeiro nieder, während der Rest fast ausschließlich nach den Südstaaten zieht, nur zum kleineren Teil sich als Kolonisten betätigend.

Diese Bevölkerungsverlagerung zu Gunsten des Wirtschaftsgürtels, insbesondere der Industrie- aber auch der Bergbau-Zentren, spiegelt sich deutlich in den Wirtschaftsstatistiken Brasiliens wider:

Zahl der ind. Unternehmungen:

1907	1920	1940
2.988	13.336	70.026

Zahl der Arbeiter und Angestellten:

1907	1920	1940
136.000	276.000	1.412.000

Ueber die letzten Jahre liegen keine amtlichen Angaben vor, doch aus Teilstatistiken erkennt man ein Ansteigen des investierten Kapitals um fast 80 Prozent bis zum Jahre 1945.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Industrialisierung Brasiliens sind seine großen Vorkommen von hochwertigen Eisen- und Manganerzen (22 % der Weltvorkommen), während die im Süden abgebaute Kohle (1947: ca. 2 Mill. t) von geringer Qualität ist. Vielversprechend ist dagegen seit 1939 die Petroleumgewinnung angelaufen, von der man sich 1946 die Deckung des eigenen Bedarfes zu einem Viertel erhoffte (Bahia, das obere Paraná- und Amazonas-Becken).

Aber trotz dieses gewerblichen Fortschrittes ist Brasilien noch immer auf die Einfuhr von Fertigfabrikaten mancherlei Art und vor allem auf die Ausfuhr seines reichen Ueberschusses an spezifizierten Agrarprodukten angewiesen. Selbst der Selbstversorgung fehlt noch genügend Brotgetreide. Daher zeigen auch die Außenhandelsstatistiken ständig steigende Ziffern, welche sich 1944 bei der Ausfuhr mit über zehn Milliarden Cruzeiros gegen 1937 verdoppelt hatten.

Auch die Einfuhr stieg von 5,3 Milliarden 1937 auf über 8 im Jahre 1944.

Bei den Handelsbeziehungen Brasiliens mit dem Ausland steht wohl Nordamerika an erster Stelle, entsprechend seiner überragenden Kapitalinvestierung. Das Handelsabkommen mit Argentinien (vom 11. Mai 1949) sieht vor allem die Lieferung von insgesamt 900 000 t Weizen an Brasilien vor. In Vorbereitung scheint ein deutsch-brasilianisches Abkommen zu sein, jedenfalls sind bereits heute wieder in São Paulo und Porto Alegre brasilianisch-deutsche Handelskammern eingerichtet worden.

Wie andere Länder hat auch Brasilien seine Ein- und Ausfuhr unter Kontrolle (Bank von Brasilien) gestellt, ebenso wie den Devisenhandel. Der Cruzeiro (1942 eingeführt = 1 Milreis) wertet augenblicklich ca. 5 USA-Cents, doch sind Dollars kaum zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Hefte

brachten wir als Ergänzung zu unseren monatlichen Ausgaben heraus. Ein zusammenfassender Ueberblick über ihren Inhalt sei gestattet.

Ein Reisebericht Wolf Albrechts führt in die unbekannten Amazonasniederungen Boliviens. Ergänzt wird diese Erzählung von der ebenfalls in Fortsetzungen gebrachten Darstellung der „Tausend Gesichter Iberoamerikas" aus der Feder unseres Mitarbeiters Carl Freiherrn von Merck. Der östlichen Welt wenden wir uns mit einer Darstellung von Otto Kuehn zu.

Als wissenschaftliche Artikel erschienen „Die Atomenergie" von Professor Dr. Westphal, „Wissenschaftspolitik" von Klaus Besser, „Die Grenzen der menschlichen Existenz" von Dr. Heinz Graupner, „Revolution in der Pflanzenwelt" von Will Ulmenried, „Angewandte Pflanzensoziologie" von Professor Dr. Aichinger.

An der Spitze der politischen Beiträge, die alle einen mehr oder weniger dokumentarischen Charakter tragen, stehen die Gespräche des deutschen Reichskanzlers, Großadmiral Dönitz, mit seinem Rechtsanwalt in Nürnberg. Während des weiteren eine Darstellung von W. Heynacher die Lage der Vereinigten Staaten zu Deutschland umreißt, wird in anderen Artikeln Wesentliches aus der Vergangenheit gebracht: „Versailles, Saat und Ernte", „Ribbentrop auf Staatsbesuch in Warschau", „Der Sowjetpakt", „Dokumente zu den deutschen Friedensbemühungen 1919", „Italien kapitulierte in Lissabon" und „Nikolsburg" von Werner Beumelburg. Anton Zischka wendet sich mit bedeutenden Fragen an die Weltöffentlichkeit: „Neue Fronten im Oelkrieg zwischen Ost und West" und „Ost oder West."

Meldungen aus der deutschen Wirtschaft sind zu nennen im Zusammenhang mit dem umfassenden hervorragenden Ueberblick über die wirtschaftliche Lage Westdeutschlands von Hans Rechenberg.

Beiträge wie „Die neuen Kampfmittel" und „Verpflichtungen" enthüllen die großen Gefahren, die unserer Zeit drohen.

Die Hefte füllen so „eine große Lücke im deutschsprachigen Nachkriegsschrifttum" aus und sind in ihrem Aufbau eine notwendige Ergänzung unserer Hefte. Manche jetzt und in der Folge angeschnittenen Themen sind nur auf dieser Grundlage voll verständlich. Wir empfehlen es daher unseren Freunden, sich rechtzeitig in den Besitz dieser Hefte zu setzen. Sie sind nunmehr auch für Nichtabonnenten bei unseren Vertretern erhältlich.

DER VERLAG.

Das wollen wir nicht vergessen

● Der Stadt- und Landkreis Mellrichstadt sind von der amerikanischen Stadt St. Cloud im Staate Minnesota adoptiert und mit zahlreichen Spenden, vor allem Lebensmittel und Kleidungsstücken bereits versorgt worden.

● Die den Kreis Mellrichstadt am Main besuchenden Bürger der amerikanischen Patenstadt St. Cloud, die regelmäßig Liebesgaben schickten, wollten sich auf Grund von in Amerika erscheinenden Berichten davon überzeugen, daß ihre Sendungen jetzt überflüssig sind. Sie waren jedoch entsetzt über die Lebensbedingungen der dort untergebrachten deutschen Heimatvertriebenen aus dem Osten und dem Sudetenland. Sie kabelten sofort nach Amerika, daß dringend weitere Hilfe erforderlich sei.

● Ein offizieller Vertreter der Stadt Pasadena (USA), die die Patenschaft für Ludwigshafen übernommen hat, überreichte als Patengeschenk eine Ausstattung von medizinischen Apparaturen für das Ludwigshafener Krankenhaus.

● Das weltbekannte Glockenspiel am Münchener Rathaus kann jetzt wieder instand gesetzt werden. Ein amerikanisches Offiziersehepaar stattete kürzlich Oberbürgermeister Wimmer einen Besuch ab und übergab ihm dabei das gesamte Material, das für die Renovierung notwendig ist. Der Spender will seinen Namen nicht genannt haben, sondern wünscht nur, daß sein Geschenk als Beweis seiner Liebe zu München aufgefaßt wird. In einem Begleitschreiben drückt der amerikanische Offizier die Hoffnung aus, daß Menschen aller Rassen , Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse ihr gemeinsames Vergnügen an dem Glockenspiel finden mögen, das den wahren Geist der Bevölkerung von München, wie er ihn kennenlernte, so klar symbolisiert.

● Die ECA. in Deutschland hat nach Mitteilung des Weltkirchenrats Marshallplangelder zugunsten der zehn Millionen deutscher Heimatvertriebenen beantragt. Es handelt sich hierbei um eine Hilfsorganisation für die Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten, die von der Internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO) bekanntlich nicht betreut werden.

● Innerhalb von zwei Stunden brachte der Aufruf des leitenden Beamten der amerikanischen Militärregierung für den Kreis Ludwigsburg, Mr. Thomas D. Griswold, durch Dollarspenden das Leben eines kleinen Jungen zu retten, 164 Dollars zusammen. Nach Aussage der Aerzte konnte das Leben des eineinhalbjährigen deutschen Buben Friedrich Staden, der an einer schweren Verdauungsstörung erkrankt war und nur noch 17 Pfund wog, lediglich durch eine Bananendiät gerettet werden. Das Geld wurde von Angehörigen des Stuttgarter Büros der amerikanischen Militärregierung für Württemberg-Baden aufgebracht. Die notwendigen Bananen konnten sofort zu stark verbilligten Preisen von der amerikanischen Kantine in Ludwigsburg bezogen werden.

Die Republik Irland hilft deutschen Kindern. (Titelblatt der Zeitschrift Save-the-German-Children-Society, Herausgeber. Sean O'Braigh, 8 Lower Abbey-Str., Dublin.)

● 285 Tonnen amerikanischen Lebertrans, Wolle und Schuhleder sollen vom amerikanischen Kinderhilfswerk demnächst unentgeltlich an bedürftige Kinder in Westdeutschland ausgegeben werden.

● Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der Schweiz will zu seinen bisherigen Spenden in Höhe von 5 Millionen Schweizer Franken, noch eine weitere Million aufbringen.

● In der letzten Zeit sind wieder zahlreiche deutsche Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone an der südschwedischen Küste gelandet und wie alle früheren Ankömmlinge zunächst in der Zitadelle von Landskrona untergebracht worden. Bisher wurde den illegalen Einwanderern aus der Sowjetzone im allgemeinen ohne weiteres Asylrecht gewährt.

● Jetzt sind zahlreiche Arbeitsangebote von schwedischen Firmen eingegangen, so daß sich die schwedische Regierung bereit erklärte, den geflüchteten Deutschen eine Aufenthaltserlaubnis zu erteilen.

● 2500 Sack Mehl trafen als Spende der Lutherischen Welthilfsorganisation aus den Vereinigten Staaten in Bremen ein und erhöhten damit die Hilfeleistung innerhalb eines Monats auf mehr als 2300 Tonnen.

● 225.000 Sack Weizen und Sojabohnen trafen als bisher größte Spende der CROP (Christlichländische Ueberseehilfe Amerikas) in Bremen ein.

Deutsche Soldaten in französischen Kerkern, deren sich bislang noch keine Heimatbehörde annehmen konnte, bitten das Deutschtum im Auslande um kleine Lebensmittelpakete:
Egon Scholz, P. M. Mont Lyc, Lyon (Rhone), Frankreich.
Heinz Schwarz, 884. M. C. Loos (Nord), Frankreich.

Das Weltgeschehen

(Bilder: International News Photo, Buenos Aires.)

Die 45er. werden nervös

In Europa ist der Moment gekommen, da die Menschen erkennen, daß die 1945 von außereuropäischen Mächten geschaffene geistige und politische Ordnung für alle Zeiten bestehen bleiben soll. Sie erkennen diesen Willen der Andern immer deutlicher und zeigen immer unverhohlener, daß sie ganz und gar nicht damit einverstanden sind. Sie erkennen vor allem, daß diese Fremdherrschaft nur Teil einer die ganze Welt umspannenden Bestrebung ist, mit künstlichen Mitteln einen Zustand aufrechtzuerhalten oder herbeizuführen, in welchem die krankhafte Erscheinung des Kommunismus leichter gedeihen kann, und alle, die sich für das marxistisch-leninistische Experiment irgendwie mitverantwortlich fühlen oder in seiner die Kulturen vernichtenden Durchführung den Zustand erblicken, der ihnen Macht über eine entseelte Menschheit geben könnte, kämpfen verzweifelt auf der ganzen Welt darum, daß die Vernunft nicht wieder die Oberhand gewinne. Die Welt aber ist dank ihrer Arbeit bereits „ein großer Saustall" geworden, wie ein bekannter Deutscher dieser Tage einem Zeitungskorrespondenten nach seiner Rückkehr aus Uebersee mitteilen konnte.

ARGENTINIEN

Minister Freire besichtigte auf seiner Fahrt zur Arbeitskonferenz in Genf verschiedene Betriebe in Frankreich, insbesondere die Porzellanmanufaktur von Sevres.

Israelitische Organisationen trugen die Möglichkeit der Einrichtung eines argentinischen Freihafens in Tel Awiw vor.

Am 22. Juni begannen Wirtschaftsverhandlungen mit Frankreich.

Mit den Besatzungsmächten in Japan wurde ein Wirtschaftsabkommen abgeschlossen, das jedoch lediglich die zu tauschenden Waren ihrer Art nach angibt.

Am 28. Juni wurde das am 1. Juli in Kraft tretende Handelsabkommen mit Großbritannien unterzeichnet. Es stellt einen Markstein auf dem Wege einer Neuordnung der Welt dar. Die britische Ausfuhr nach Argentinien kann danach auf das doppelte des Jahres 1948 gesteigert werden und Argentinien verpflichtet sich, möglichst 400.000 t Fleisch in den kommenden 4 Jahren an Großbritannien zu liefern. In den USA kam es zu ungehaltenen Protesten gegen dieses Abkommen. Der demokratische Senator George meinte, „es sei dadurch eine ernste Situation geschaffen". Financial Times in London meint, „Das 5jährige Abkommen bedeutet eine Anerkennung der Tatsache, daß beide Länder der Ansicht sind, daß sie einen Schutz benötigen, um die Dollarknappheit nach 1952 (Erlöschen des Marshallplans) abzuwehren. Er bedeutet, daß Großbritannien nicht mehr daran glaubt, daß der Marschallplan die Krise mit der Dollarzone lösen wird". Mit seinen weiten Möglichkeiten dürfte er sich als Gegenmittel gegen die internationalen Bestrebungen auswirken, den Westen in eine schwere wirtschaftliche Krise zu stürzen.

IBEROAMERIKA

In **M e x i k o** wurde eine sozialistisch--kommunistische Einheitsfront gegen Marschallplan, Atlantikpakt und die Vertragswerke von Rio und Habana gebildet.

Am 21. Juni wurde in Washington ein Freundschaftsvertrag zwischen **C o s t a R i c a** und **N i c a r a g u a** unterzeichnet.

Mittels zweier wahrscheinlich aus Cuba kommender Flugzeuge versuchten linkseingestellte Elemente einen Regierungssturz in der **D o m i n i k a n i s c h e n R e p u b l i k**. Präsident Trujillo konnte jedoch die hereingekommenen Kräfte vernichten. Die Unterstützung der „Caribischen Legion" soll auf seiten der Aufständischen vorgelegen haben.

Die Wahlen in **K o l u m b i e n** am 5. Juni brachten trotz angeblicher liberaler Wahlschwindel einen gewissen Sieg der Konservativen. Diese hoffen daher auch auf eine erfolgreiche Präsidentenwahl im Jahre 1950. Der konservative Führer Laureano Gomez kehrte von einem einjährigen Studienaufenthalt in Spanien zurück. Bei den Liberalen nimmt das kommunistisch tendierende Element weiter zu.

Die Tätigkeit der us-amerikanischen Militärmission in **P e r u** wurde auf ein weiteres Jahr verlängert. Die Liga für Menschenrechte, die als Beobachter zur Generalversammlung der UN zugelassen ist, reichte eine Denkschrift über „Rechtsbrüche der Peruanischen Regierung" bei der UN ein.

In **B o l i v i e n** kam es erneut zu scharfen Maßnahmen der Regierung gegen Arbeiter in den Minendistrikten. Unruhen und Verhaftungen folgten sich.

Der Präsident **C h i l e s**, Gonzalez Videla, erklärte: „Die Diktaturen und der Krieg wandeln auf demselben Weg. Die Diktaturen arbeiten durch Organisationen wie die kommunistische Partei oder bilden Blöcke und Achsen wie die von Berlin—Rom—Tokio oder militaristische Angriffsblöcke wie ihn heute die Sowjet-Union und ihre Satelliten bilden".

Wie im Vorjahre war die Weizenernte so groß, daß Importe nicht nötig sind.

Infolge der wirtschaftlichen Entwicklung in den USA mußten zwei größere Kupferbergwerke ihre Produktion um 30 % einschränken.

Uruguay ist bemüht, die unhaltbaren Zustände der dauernden illegalen Einwanderung nach Argentinien durch wirksamere Ausländerkontrollen zu unterbinden.

Mit Schweden wurde ein Zahlungsabkommen abgeschlossen.

Sämtliche Minister boten dem Präsidenten Battle Barres ihre Posten an, um ihm eine Neubildung der Regierung zu ermöglichen.

U. S. A.

Trotz sich mehrender Stimmen von einer weiter ansteigenden Arbeitslosigkeit zeigte Truman sich optimistisch. Henry Wallace griff den Präsidenten scharf an: „Das Gift, das die Luft der Freiheit im ganzen Lande zersetzt, stammt aus dem Weißen Haus selber, Truman ist ein sturer Heuchler". Im Senat unterlag Truman mit der Annahme des republikanischen Arbeitsgesetzes, das den Gewerkschaften anordnet, daß sie dafür verantwortlich sind, nur nichtkommunistische Arbeiter zu führen, und ihnen verbietet, Geld für politische Zwecke anzulegen. Der demokratische Senator Lucas meinte, daß Truman Einspruch gegen diese Entscheidung des Senates erheben werde.

Der ehemalige Chef des nordamerikanischen Geheimdienstes, Oberst Harry Cooper, beging Selbstmord. Das scheint das Schicksal der Politiker seit 1945 zu sein.

Das Haushaltsjahr 1949 schloß mit einem Defizit von 1,8 Mrd. Dollar ab.

Seit dem Abschluß der Versuche auf Eniwetok wird ein neuer Atombombentyp hergestellt.

Der Internationale Rotary-Club änderte auf seiner Tagung in New-York seine Devise: „Am meisten verdient, wer am besten dient" in „Diene Dir selber". Man wird an die so ganz andere Haltung erinnert, die sich im Wahlspruch des britischen Kronprinzen spiegelt: „Ich dien".

Frau Perla Mesta, „bekannt durch ihre Sammlungen für die Kasse der demokratischen Partei", wurde als Nachfolgerin Kirks Gesandtin in Luxemburg.

KANADA

Am 26. Juni fanden Wahlen statt. Die Liberalen errangen einen Sieg, sodaß die Regierung Louis Saint Laurent im Amt bleiben dürfte. In der Opposition steht die Konservativ-Fortschrittliche Partei.

EUROPA

England. Ministerpräsident Chifley (Australien) erklärte: „Großbritannien wird mit einem kommerziellen und finanziellen Zusammenbruch zu kämpfen haben, wenn sich seine Lage nicht mit Hilfe des Commonwealth bessert. Das wird die ernstesten Folgen für die ganze Welt haben. Die Gold- und Dollarreserven des Sterlingblocks werden bei dem derzeitigen Rythmus in zwei Jahren erschöpft sein."

In Brüssel begann am 23. Juni ein Meinungswechsel über den westeuropäischen Zahlungsaustausch auf Wunsch des ECA-Vertreters Harrimann. Die ergebnislose Konferenz wurde am 29. Juni in Paris erneut aufgenommen. England ist bemüht, mit den europäischen Nutznießern des Marshallplans auf Pfundbasis zu arbeiten. Diese aber müssen zum Ausgleich ihrer Zahlungsbilanzen in Dollar bezahlt werden. So würde die Haltung Englands zur Unterbindung seines Handels mit Westeuropa führen, solange die USA andererseits von Westeuropa einen Handel auf Dollarbasis fordern. Cripps wies am 30. Juni einen amerikanischen Plan, 40 % aller Zahlungen innerhalb der Marshallplanländer in Dollar frei umwandelbar zu halten, zurück, da England infolge seiner Devisenknappheit einen solchen Vertrag nicht durchhalten könne. Am 1. Juli kam es zu einer Uebereinkunft, nach der insbesondere die Gläubigernation Belgien, England, Frankreich und Holland Kredite in der Gesamthöhe von 85,7 Mill. Dollar gewährt, um den Handel in Westeuropa wieder in Fluß zu bringen. Belgien soll seinerseits dadurch die Möglichkeit größerer Warenkäufe in den USA erhalten.

Der britische Interpellationsgerichtshof bestätigte ein Urteil, daß die Vertreter der russischen Telegraphenagentur TASS diplomatische Immunität genießen und nicht wegen Verleumdung verklagt werden könnten.

Ein am 29. Juni einsetzender Dockarbeiterstreik gefährdete die Exportaufträge.

In **Belgien** fand am 17. 6. ein kurzer Warnungsstreik der Angestellten der öffentlichen Dienste statt.

Die Wahlen brachten Liberalen und Christlich-Sozialen Gewinne, den Kommunisten Verluste.

Am 1. Juli trat die Zollunion der Benelux-Staaten in Kraft (Holland—Belgien—Luxemburg).

Frankreich. Die tiefe Spaltung der Widerstandskreise trat am 18. Juni mit zwei Kundgebungen der De Gaullisten und der Kommunisten erneut klar zu Tage. Ein bemerkenswerter Stimmungsumschwung hin zu rechtlichem Denken ergibt sich aus dem Verlauf eines Prozesses gegen sogenannte deutsche „Kriegsverbrecher" in Bordeaux. Der „bindende höhere Befehl" wurde (wenn auch nur bei Unteroffizieren und Mannschaften) anerkannt. Die Zuhörer befleißigten sich eines korrekten Verhaltens und die Presse nahm nicht durch unsachliche Artikel ein Haßurteil vorweg. Bezüglich des bevorstehenden Prozesses gegen den ehemaligen deutschen Botschafter Abetz allerdings erschienen in den kommunistenfreundlichen Blättern bereits unsachliche Artikel, um das Gericht unter Druck zu setzen.

In **Italien** konnte der Landarbeiterstreik, nachdem er auch auf die Provinz Lucca und Apulien übergegriffen hatte, endlich am 23. Juni beigelegt werden, nachdem den Arbeitern eine Arbeitslosenunterstützung zugesichert worden war.

Als dem ersten Lande Europas begann man in Italien damit, die verbrecherischen Handlungen, die unter politischem Deckmantel nach 1945 erfolgten, gerichtlich zu ahnden. Die für den Diebstahl des Eigentums von Mussolini (als Schatz von Dongo bekannt) Verantwortlichen wurden dem Gericht übergeben. In Rom wurde Strafantrag gegen die Attentäter, die mit der Mordtat an deutschen Soldaten Geiselerschießungen auslösten, gestellt.

Außenminister Graf Sforza erklärte: „Der Widerstand der USA gegen den Wunsch Italiens auf Wiedererlangung seiner Kolonien ist wohl das letzte Beispiel des nordamerikanischen Isolationismus in internationalen Fragen. Diese Ablehnung des Kolonialwesens stammt aus der Erinnerung an die Kolonialepoche des Landes unter britischer Zwangsherrschaft vor fast zweihundert Jahren."

In der **Türkei** tauchte die Gefahr gewaltsamer innerer Umwälzungen auf. Die Demokratische Partei übte heftige Kritik an der Regierung der Volkspartei. Ein Kommuniqué wurde herausgegeben, in dem es unter anderem heißt: „Die Regierung wird alle ihre Vollmachten anwenden, um Handlungen zu verhindern, die eine Diktatur zur Folge haben und das innere und äußere Wohlergehen unseres Landes durch Bruderhaß gefährden könnten."

DER ORIENT

Die Regierung von **Israel** erbat vom Parlament einen Betrag von 62 Mill. isr. Pfund zur Entwicklung des Landes, die durch Schatzanweisungen und eine Anleihe in den USA aufgebracht werden sollen.

Die USA übten einen Druck aus, in der Frage der arabischen Vertriebenen in Lausanne entgegenzukommen. Die Verhandlungen mit den arabischen Staaten wurden ergebnislos bis 18. Juli eingestellt. Ein neuer Flüchtlingsstrom setzte Ende Juni aus den Nordgebieten Palästinas nach Transjordanien ein.

Am 25. Juni fand eine Volksabstimmung in **Syrien** statt, derzufolge Marschall Zaim zum Präsidenten gewählt wurde. Er wurde zugleich mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung betraut. König Ibn Saud richtete an die britische Adresse zusammen mit Aegypten massive Warnungen angesichts der Truppenzusammenziehungen an der syrischen Grenze des Irak und Transjordaniens: „König Faruk (Aegypten) und ich werden den Angriffen gegen Syrien nicht mit verschränkten Armen zusehen." Saudarabische Truppen wurden daraufhin im Norden des Landes zusammengezogen.

Entgegen britischem Protest hielten die Behörden **Aegyptens** weiterhin Schiffe, die aus der Richtung des Roten Meeres kamen, im Suez-Kanal an.

Marschall Zaim traf sich mit dem Präsidenten der Republik **Libanon** und beseitigte alle Mißverständnisse.

AFRIKA

In **Spanisch - Marokko** brachen Unruhen aus. Die spanischen Garnisonen wurden verstärkt.

In **Algerien** kam es zu Unruhen mit Nationalisten im Fezzan.

Schwere Unruhen brachen in **Italienisch Somaliland** zwischen zwei benachbarten Stämmen aus. Britisches Militär stellte die Ruhe wieder her.

ASIEN UND AUSTRALIEN

Mit Kaiser Bao Dai schlossen die Franzosen ein Abkommen ab, das **Viet Nam** eine autonome Stellung innerhalb der Französischen Union gibt. Der Kampf gegen den Kommunisten Ho Schi Minh wird fortgesetzt.

In **Indonesien** führten die Verhandlungen zwischen Republikanern und Holländern zur Räumung der Hauptstadt Djokjakarta durch die Letzteren am 23. Juni. Die Verhandlungen wurden durch das konsequente Vorgehen der Republikaner gegen die kommunistischen Oppositionsführer (sie wurden hingerichtet) erleichtert.

In **China** verzögerte sich der Vormarsch auf Kanton, doch drangen kommunistische Verbände bereits in die Provinz Kiang Si ein. Futschau an der Südküste wurde von den Nationalisten geräumt. In der Jangtsemündung nahm die kommunistische Verwaltung den Seeverkehr wieder auf. Unruhen brachen an mehreren Orten im roten Hinterland aus. Bemerkenswert ist der geschlossene Widerstand der chinesischen Mohammedaner in der Provinz Schensi.

In der **Mandschurei** wurde eine amerikanische Spionageorganisation aufgedeckt.

Die amerikanischen Truppen verließen **Süd-Korea**. Eine Sonderkommission der UN war bei der Abfahrt zugegen. Koreanische Kreise befürchten nunmehr ein Aufflackern kommunistischer Agitation.

Im allgemeinen erwartet man nach der für Moskau so günstig beendeten Pariser Konferenz eine schnelle Annäherung der Westmächte an die neuen kommunistischen Herren im Fernen Osten.

In **Japan** wurden Polizei und Gerichte auf eine scharfe Haltung gegen kommunistische Strömungen ausgerichtet.

Kommunistische Unruhen breiteten sich auf **Formosa**, **Hainan** und der Philippineninsel **Luzon** aus.

Demokratische Kreise in Washington drängen auf Ablösung MacArthurs durch eine Zivilregierung und Eröffnung des Handels mit dem kommunistischen China. Der Dollar gilt mehr als alles andere.

SOWJETRUSSLAND UND VERBÜNDETE

Am 24. Juni traf eine französische Handelsabordnung in Moskau ein, um einen neuen Vertrag abzuschließen.

Die Arbeiten an dem britisch-russischen Wirtschaftsabkommen konnten noch nicht erfolgreich abgeschlossen werden.

Der kommunistische Innenminister **Finnlands**, Simonen, trat auf Grund des Drucks der Mehrheitsparteien zurück.

In der **Tschechoslowakei** nahm der Kampf gegen die katholischen Würdenträger ernstere Formen an. Nach einer Hirtenfahrt des Erzbischofs Beran erfolgte eine Haussuchung in seinem Palais. Während der von ihm gehaltenen Fronleichnamsmesse am 19. Juni kam es im Prager Dom zu Pfeifkonzerten! In seinem Hirtenbrief meint er: „Unsere kommunistischen Gegner sind Wölfe in Schafsfellen".

In **Ungarn** wurden erneut Zionisten verurteilt, weil sie Glaubensbrüdern aus dem Lande halfen. Der Handelsvertrag mit Jugoslawien wurde gekündigt, nachdem die jugoslawische Regierung die Ausfuhr praktisch bereits eingestellt hatte.

Am 22. Juni erklärte **Jugoslawien** den Abbruch aller diplomatischen, kommerziellen und kulturellen Beziehungen zu den Kominformländern. Den Westmächten versicherte Tito, die griechischen Rebellen nicht mehr unterstützen zu wollen. Größere Handelsabkommen mit Großbritannien und den USA stehen in Aussicht. Der an der albanischen Grenze gelegene See von Skutari soll nunmehr ohne Mitarbeit **Albaniens** durch Bau eines Abflusses und zum Zwecke der Landgewinnung trocken gelegt werden.

In Athen erfuhr man, daß in **Montenegro** eine Widerstandsbewegung gegen Tito ausgebrochen sein soll.

ÖSTERREICH

Die amerikanischen Besatzungstruppen wurden jetzt von dem Kommando in Deutschland getrennt.

Am 20. Juni beschlossen die Außenminister in Paris, einen Friedensvertrag für Oesterreich abzuschließen. Der Stellvertreter des amerikanischen Außenministers, Samuel Reber, meinte, daß die Besatzungstruppen danach wohl schon in diesem Jahr das Land räumen würden. Die Russen drängen auf ihre Zurückziehung.

Nach kurzer Verschiebung begannen die Verhandlungen um einen Friedensvertrag endgültig am 29. Juni in London. Die Gebietsforderungen Jugoslawiens wurden fallen gelassen.

Bei Lauffen an der Salzach, im deutsch-österreichischen Grenzgebiet, kam es zu einer Kundgebung der Grenzbevölkerung, auf der sowohl der Landeshauptmann von Salzburg, Rehrl, wie der stellvertretende bayrische Ministerpräsident sprachen.

DAS DEUTSCHE REICH

In der Ostzone wurden Arbeitsförderungsprogramme aufgestellt, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Diese hat ihren Grund vor allem in der Rohstoffknappheit der Industrie und in einem 20prozentigen Abbau der Verwaltungsangestellten.

Zur Durchführung von interzonalen und Außenhandelsgeschäften im Rahmen der Pläne der Deutschen Wirtschaftskommission wurde in Potsdam eine volkseigene Handelsunternehmung „Deutscher Außenhandel" geschaffen und weitere Unternehmungen für den Holzhandel, den Handel mit Metallen und mit Maschinen und Elektrotechnischem Gerät.

Nachdem wir seinerzeit schon unserem Erstaunen über das plötzliche Einlenken der Sozialdemokraten zu den alliierten Plänen einer Teilung des Reiches Ausdruck verliehen, scheint ihr Führer Dr. Schumacher jetzt auch die Lage erkannt zu haben. Am 30. Juni meinte er: „Die Westmächte haben das deutsche Volk geopfert, um in Paris zu einer Verständigung mit der Sowjetunion zu gelangen". Die Tatsache, daß die Außenminister die Teilung Deutschlands als Grundlage ihrer weiteren Verhandlungen machten, sei ein Beweis ihrer Kapitulation vor Moskau.

In einer Pressekonferenz am 1. Juli erklärte Schumacher weiter: „Jeder Ziegelstein, der (von den Alliierten) abgebrochen wird und jede Maschine, die auf Grund des Demontage-Programms aus Deutschland weggeholt wird, ist ein Schlag gegen den Marshall-Plan und den europäischen Wiederaufbau".

Die Alliierten zerstörten die Einheit des Bosch-Konzerns. Innerhalb eines Jahres muß die „Entflechtung" durchgeführt sein.

Nach der reichlichen Beseitigung deutscher Offiziere und Generale wurde jetzt die Todesstrafe gemäß der Bonner Verfassung in der britischen Besatzungszone abgeschafft.

Der Streik der Westberliner Eisenbahner wurde am 27. Juni beendet, doch zogen sich die Schwierigkeiten mit der Erfüllung der ihnen gewährten Forderung einer Lohnzahlung in D-Mark noch weitere Tage hin.

ÜBERSTAATLICHE VORGÄNGE

Eine **Internationale Konferenz der Zeitungsbesitzer** in Amsterdam wandte sich gegen die Maßnahmen verschiedener Regierungen zur Einschränkung der Pressefreiheit.

Die Pariser **Außenministerkonferenz** kam überein, „daß die Besatzungsbehörden die Spaltung Deutschlands und Berlins möglichst mildern sollten".

Westberliner führen einen Ostberliner ab, der die Streikbrecher unterstützen wollte.

Der ehemalige Leiter der F. A. O., Boyd Orr, meinte in einem UP-Interview: „Neue Methoden der bakteriologischen Kriegführung lassen die Atombombe bereits als veraltet erscheinen" (vgl. Ergänzungsheft Juni). „Es gibt neue wissenschaftliche Mittel zur Erzeugung von schweren Erkrankungen, gegen welche kein wirksames Mittel bekannt ist."

Auf der **Internationalen Arbeitskonferenz** in Genf erhielt der Vorschlag auf Untersuchung antigewerkschaftlicher Maßnahmen gewisser Regierungen infolge des polnischen und tschechischen Widerstandes einen antikommunistischen Anstrich.

Der Schweizerische Gewerkschaftsbund trat aus dem **Weltgewerkschaftsbund** aus. Die UN traf noch keine Entscheidung gegenüber dem kommunistischen Weltgewerkschaftsbund, der als Beobachter bei ihr zugelassen ist. Ein Asiatischer, nichtkommunistischer Gewerkschaftsbund soll unter Assistenz der amerikanischen Gewerkschaften aus den Gewerkschaften der Staaten Türkei, Japan, China, Philippinen, Indien, Pakistan, Iran und Indonesien geschaffen werden.

Abgeschlossen am 2. Juli 1949.

DIE Rundschau

Die Pariser Konferenz der Außenminister verlief, man ist versucht zu sagen, programmmäßig, d. h. ohne den ernsten Willen, zu einer, wenn auch nur oberflächlichen Lösung der europäischen Probleme zu gelangen. Wie um dasschmähliche Schauspiel vor den Augen der Welt zu verbergen, nahm man seine Zuflucht zu Geheimberatungen, um einen Weg zu finden, den Mißerfolg in das Gewand eines Scheinergebnisses zu kleiden. Daß die Berliner Blokkade, durch deren hochgezogene Schranken die Minister zur Konferenz marschierten, praktisch durch neue Faktoren wieder wirksam wurde, hat keine größeren Aufregungen verursacht, so sehr vorher die ungestörte Wiederaufnahme des Landverkehrs mit den Westsektoren als conditio sine qua non politischer Verhandlungen in den Vordergrund gestellt war. So tiefgreifende Folgen für ein in die politische Leere abtriftendes Europa die immer wieder offenbar werdende Aufschiebung grundlegender Lösungen haben mag, es ist nicht zu verkennen, daß der Eindruck einer gewissen Apathie in Bezug auf die festgefahrene Lage in jenem Teile der Welt unter den Steuermännern der großen Politik nicht von der Hand zu weisen ist, und wenn zum Ueberfluß aus berufenem und unberufenem Munde Beschönigendes und Vertuschendes über die Entwicklung gesagt, von Gefahrenpunkten abgelenkt und auf nebensächliche Symptome verwiesen wird, so wirkt in dieser Atmosphäre allgemeinen Dunstes umso befreiender, wenn auch nicht glückverheißend, die Warnung des südafrikanischen Expremiers Smuts, der den laut im Vordergrund stehenden politischen Streit als „small potatoes" gegenüber den ungeheuren Wandlungen bezeichnete, die sich im Fernen Osten vollziehen. Geht auch Smuts aus von der Tatsache der fortschreitenden Verdrängung des weißen Mannes aus der Welt der in zahlloser Menge wimmelnden gelben Rasse und aus ihren beherrschenden Positionen und berührt ihn als den getreuen Paladin britischer kolonialer Reichsinteressen in erster Linie die schwindende Macht eines Verbandes, der nicht nur von den Farbigen in seinen Grundlagen erschüttert wird, so verdient das Urteil eines erfahrenen und weitschauenden Politikers wohl jede Beachtung, wenn er unbestreitbare Tatsachen bloßlegt, die im Tagesstreit kurzsichtiger Interessenpolitik nicht immer in ihrer weittragenden Bedeutung gewürdigt werden, noch in der Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit den ihnen zukommenden Rang einnehmen. Der Untergang der weißen Vormachtsstellung in Ostasien, der sich vor unseren Augen vollzieht und uns beweist, wer der Verlierer in zwei Weltkriegen war, ist nur die eine Seite eines umfassenderen Problems. Wir müssen das Bild ergänzen durch die Hinzuziehung der Allianz des revolutionär-aggressiven Bolschewismus, der seit 30 Jahren sich systematisch und konsequent in die Führerrolle des farbigen Erwachens hineingedrängt und nach dem zweiten Weltkriege mit immer größerem Erfolge die Fahne des Aufruhrs herumgetragen hat. Mögen übereilte Schlußfolgerungen aus internem Tischrücken und Porzellanbrüchen in Südost- und Osteuropa, wie etwa die Randbemerkungen Edens über den „Zwiespalt" innerhalb der Volksdemokratien, noch so berauschend für das geängstigte Ohr unserer Gegenwartsmisere klingen, sie gehen doch an der Tatsache vorbei, daß die große Gefahr nicht in der Permanenz des Kadavergehorsams kommunisierter Länder gegen-

Buenos Aires, Alsina 2478

L. KRETZSCHMAR

Helden und Abenteurer

Episoden aus der südamerikanischen Geschichte.

Unsere Verlagswerke sind in allen deutschen Buchhandlungen vorrätig.

T. E. 47 Cuyo 4019

EDITORIAL JANUS

Beccar, Av. Obarrio 1910

Neuerscheinung!

S. MALVIN

Spuren im Sande

Kriminalroman

EVA VOLKERT

Das Tal der Wasser

über den Diktaten der Machthaber im Kreml liegt, sondern in der Erweckung politischen Selbstbewußtseins und Eigenlebens, in der Mobilisierung und Durchorganisierung der Massen, die ja erst durch das Vorhandensein einer mit den Problemen der internationalen Politik und deren Möglichkeiten für das eigene Interesse wohl vertrauten Führung sich vom Amboß zum Hammer wandeln können. Diese Wandlung herbeizuführen, ist die Aufgabe der zentralen Leitung in Moskau: die farbige und die sich dieser verbunden fühlende Welt in den Sattel zu heben; die Zügelführungen übernehmen die Völker dann selbst. Daß sich aber aus diesen Veränderungen des politischen Gesichts der Erde und der Neuordnung der Kräfte ein Weg zum harmonischen Paradieseszustand unter einer Weltcharter im Sinne etwa des Völkerbundes oder in der Linie der UN-Bestrebungen abzeichnen könne, das dürften nur Utopisten glauben. Daß Trygve Lie zu ihnen gehört, läßt sich trotz seiner engen Verbindung mit der Organisation der Vereinigten Nationen schwer glauben, und wenn er kürzlich, ähnlich wie Jan Smuts, von den neuen Faktoren des Erscheinens der farbigen Völker und Nationen auf der Bühne der internationalen Politik sprach, so wäre es nicht uninteressant, Genaueres darüber zu erfahren, wie sich in seinen Vorstellungen die kommende Entwicklung ausnimmt, d. h. ob wohl die neuen Gewichte die Wage der UN nach oben oder nach unten ziehen werden.

* * *

In China hat sich indessen das Bild des kommunistischen Siegeszuges nicht grundlegend verändert. Die nationalchinesische Regierung scheint weiter handlungsunfähig zu bleiben, wenn sie auch zu einem letzten Widerstand unter der Leitung Yen Hsi-shans entschlossen ist und sich zum Flug aus Kanton in das Felsennest Tschungking bereitmacht, während die Bemühungen Washingtons um die kommerzielle Gunst der werdenden chinesischen Zentralregierung bestimmtere Formen annehmen. Mao Tse-tung, der gelbe Caesar, macht alle Miene, sein neues Reich in Gesittung und Anstand in das Konzert der Völker einzuführen. In einer hochinteressanten programmatischen Rede warnte er die Seinen, nicht in revolutionäre Uebertreibungen zu verfallen, sondern im Verein mit dem Kapital die wirtschaftliche Hebung, d. h. Industrialisierung des Landes als das vordringlichste Ziel anzustreben. Wir werden hier an weit zurückliegende Dinge erinnert, die wohl die schnellebige Welt, nie aber der Kommunismus als straff disziplinierte politische Bewegung vergessen hat: In der von den chinesischen Bauernmassen so wohltuend empfundenen Agrarreform liegt nicht das Endziel des revolutionären Bolchewismus, der stets im Industrieproletariat den Hauptpfeiler seiner Herrschaft gesehen hat, und um dieses Proletariat heranzuzüchten, wo es nicht vorhanden ist, hat Lenin schon auf dem 8. Parteikongreß die Hilfe des Kapitals für wünschenswert gehalten. (Auch Tito berief sich gegenüber den

WALTER WILKENING

(Firma gegründet 1925)

wieder im Zentrum

vorläufig provisorisch im Büro

SARMIENTO 212 - 3. STOCK

Gegenüber der Hauptpost. Ecke Avenida Leandro N. Alem

Fernruf: 34 Defensa 8165
31 Retiro 2231 (außer Geschäftszeit)

Geschäftszeit: 8 bis 12 und 14 bis 18 Uhr
Sonnabends 8 bis 13 Uhr

Postanschrift: Casilla de Correo 321, Correo Central

Reisebüro „Germania"

Einwanderungs-Beratung " Rufpassagen " Zweckmässige Heimathilfe

Vorwürfen, mit dem Westen zu paktieren, auf die Leninsche Formel).

Wir erinnern uns bei der politisch aufschlußreichen und weitschauenden Programmrede Mao Tse-tungs ebenfalls an die gemeinsame Erklärung Sun Yat-sens und des sowjetischen Emissärs Joffe, die im Januar 1933 bekanntgegeben wurde und seinerzeit die vorläufige Zurückhaltung der Sowjetbünde in der inneren Entwicklung in China erklärte: Joffe und Sun Yat-sen sind gemeinsam der Ansicht, daß das sowjetische System angesichts der besonderen Verhältnisse in China nicht anwendbar ist; das wesentliche Problem Chinas besteht in seiner vollkommenen nationalen Einigung. Von dieser Erklärung bis zum Programm Mao Tsetungs führt eine gerade Linie, und wir können kein besseres Merkmal dafür finden, daß Moskau nie und nimmer daran denkt, die Zukunftschancen politischen Machtzuwachses und internationaler Geltung einem unangebrachten revolutionären Elan zu opfern. Während der Westen hinter nervösen Phrasen seine Ohnmacht verbirgt, spricht aus dem langsamen Rhythmus und der asiatischen Geduld im Osten das Bewußtsein der Stärke und der Zuversicht in eine triumphierende Zukunft. Ob Atombomben gegen die daraus erstehenden Gefahren das Allheilmittel sind, will uns zweifelhaft erscheinen.

* * *

Nachdem sich die Generalversammlung der Vereinigten Nationen als unfähig erwiesen hatte, das Problem der italienischen Kolonien, wenn nicht endgültig zu lösen, so doch seiner Lösung näherzubringen, führte England im Gebiet des strategisch wichtigen Mittelmeers einen überraschenden Schachzug durch, indem es in der Cyrenaika den neuen Staat der Senussi ausrufen ließ. So wie Südafrika im Fall Deutsch-Südwests für die Entschließungen der UN taube Ohren zeigt, so hat auch London die Gewohnheit beibehalten, sich in eigener Sache eigenes Urteil und Entschlußfreiheit vorzubehalten. In der arabischen Welt hat diese neue Anwendung des divide et impera wenig Freude ausgelöst, und vor allem fühlt das auf dem Wege völliger Unabhängigkeit vorandrängende Aegypten den Druck der Einkreisungsklammern durch Israel im Osten und den neuen englandhörigen Staat der Senussi im Westen.

Daß die Entwicklungen im östlichen Mittelmeer stark im Fluß sind, lesen wir auch aus dem großen Rüstungsprogramm der Regierung in Kairo ab, während sich auf der anderen Seite die Friedensverhandlungen in Lausanne zwischen dem jüdischen Staat und seinen arabischen Nachbarn schleppend hinziehen.

Das für Italien enttäuschende Ergebnis der langjährigen Kolonialdebatte sucht die Westkoalition, die in der Apenninhalbinsel einen lebenswichtigen Stützpunkt sieht, dadurch zu bemänteln, daß es die Regierung Gasperi in einer Vermittlerrolle auf dem Balkan beschäftigt, um die Bereitschaft des von der Meute der Kominformländer in wirtschaftliche Enge getriebenen Tito, Anlehnung an den Westen zu suchen, nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Der Triestiner Köder macht diese Rolle für Rom schmackhaft.

Schwerwiegenderen Charakter tragen die Befürchtungen über kommende Wirtschaftskrisen sowohl in England als auch in den Vereinigten Staaten. Wenn man noch vor wenigen Jahren über die selbstsicheren Voraussagen Stalins über eine kommende und unvermeidliche Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten überlegen lächelte und den Wunsch als den Vater des sowjetischen Gedankens brandmarkte, mehren sich nun zusehends die Aeußerungen wirtschaftlichen Unbehagens. Die Arbeitslosigkeit in den USA hat

jetzt schon beachtliche Millionenhöhe erreicht und zwischen Kapital und Arbeit steht noch immer das von Truman festgehaltene Taft-Hartley-Gesetz, in dem die Gewerkschaften eine Entrechtung sehen. Immerhin trägt man in Regierungskreisen noch Optimismus zur Schau und beschränkt sich darauf, Maßnahmen zuzusichern, sobald die Arbeitslosenziffer auf sechs Millionen gestiegen sein wird. Es liegt im Grunde ein unlösbarer Widerspruch zwischen dem europäischen Erholungsprogramm und den Interessen der nordamerikanischen Industrie, die ihre Auslandsmärkte bedroht fühlt. Wenn die sowjetische Diplomatie zur Zeit nicht auf Krisen drängt, aber dabei gleichzeitig nicht auf allen Frontstellen zuwartet, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir zwischen hinhaltender Verhandlungsbereitschaft Moskaus und seinen stillen Erwartungen auf das, was die Zukunft an Früchten reifen lassen werde, den Ariadnefaden des Verständnisses spannen.

OBSERVATOR.

Wenn wir in den nebenstehenden Kreis ein X gestempelt haben, dann ist Ihr Bezug mit diesem Heft abgelaufen und Sie müssen über unseren Vertreter um eine Verlängerung des Bezugs ansuchen.

Polster-Möbel Panniger

QUESADA 3053 T. A. 70 - 8369

Uhren - Schmuck - Geschenkartikel

BESTE AUSWAHL IN ARMBANDUHREN UND WECKERN ALLER MARKEN

Trauringe - Solitäre - Ringe - Broschen - Anhänger mit echten Farbsteinen - Silberschmuck

Reparaturen und Umarbeitungen

TAFELGERÄT Silber 900 und versilbert

KARL H. SCHROER MONROE 2879 BUENOS AIRES

Instituto Técnico

Mendoza 2435

Gegründet 1931

Ausbildung von Exschülern, Lehrlingen und Handwerkern zum technischen Zeichner, Werkmeister und Techniker der Bau-, Maschinen-, Elektro-, Wärme-, Schweiß- und Vermessungstechnik. Individueller Unterricht. Sonderkurse. Theoretische und praktische Dreher-Kurse. Alter und Vorbildung einerlei. Eintritt täglich. Ing. G. A. Gebhardt.

Charvel

Mendoza 2378

Fast Ecke Cabildo - Tel. 73 - 0779

Geschmackvolle Geschenke

HANDGEARBEITETE SILBERSACHEN

Kacheltische

KRISTALL — KERAMIK

PORZELLAN

Confiteria Danubio

★ ★

(früher Poggensee)

PAMPA 2447 HEIBERGER & SITTNER T. E. 73 - 4025

PRODUCTOS

WESTFALIA

Marca Registrada

JUAN VOM BROCKE

Lavalle 1349 Vicente López F.C.C.A.

T. E. 741 - 3275

PUMPERNICKEL - VOLLKORN - MALZBROT

sowie alle anderen Sorten Schwarzbrot.

Entners Stickerei-Schablonen

Vordruckfarben und Stechapparate bieten Ihnen überall lohnende Einnahmen.

Näheres: Editorial de Dibujos perforados Entner

PERU 655 BUENOS AIRES

Schöne Pelzmäntel

in Nutria, Persianer-Klauen, Skunks und andere Pelzmäntel ab $ 290.— direkt aus dem Taller im Straßenzimmer.

OLAZABAL 2570

(1 Quader von Cabildo 2800)

Lesen auch Sie die Wochenschrift

CONDOR

Das Gemeinschaftsblatt der Deutschen in Chile

AKTUELLES — KULTURELLES — UNTERHALTENDES

AKTUELLES: Luftpostberichte der Korrespondenten in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Stuttgart, München, Oesterreich und Südtirol.

KULTURELLES: Beitraege von Hans Friedrich Blunck, Bruno Brehm, Alfons von Czibulka, Wilhelm Pleyer, Wilhelm Schaefer, Josef Magnus Wehner, Heinrich Zillich u.a.m.

UNTERHALTENDES: Nachrichten für Philatelisten, Raetsel, Humor, Erzaehlungen, Anekdoten, Roman.

Vertreter fuer Argentinien:

Verlag "EL BUEN LIBRO" — Sucre 2356 — Buenos Aires

Verlangen Sie Probenummern!

Was ereignet sich

in Deutschland und Übersee?

Deutsche Überseer, draußen und daheim, finden stets die neueste Auskunft in der neuen Monatsschrift

ÜBERSEE-RUNDSCHAU

Latein-Amerika Afrika Asien Australien

Erfahrene Persönlichkeiten der Wirtschaft und Wissenschaft berichten in den monatlich erscheinenden Heften über

LATEIN-AMERIKA
AFRIKA - ASIEN - AUSTRALIEN

Die Übersee-Rundschau wendet sich an den wirtschaftlich, geistig und politisch interessierten Menschen unserer Zeit.

Sachlich und weitblickend, vielseitig und aktuell ist der übersichtlich gegliederte Inhalt.

Völkerverbindend — wie Handel und Geistesleben zu allen Zeiten waren — ist diese Monatsschrift ein wertvolles Bindeglied zwischen den überseeischen Ländern und Deutschland.

Abonnementspreis:

In Deutschland: DM 18.— zuzüglich DM 1.— Versandkosten pro Jahr.

Im Ausland: Zahlungen über die Bank deutscher Länder, Joint Export-Import Offset Account Frankfurt/Main oder direkt an unsere Außenhandelsbank: Hamburgische Landesbank - Girozentrale Konto 6000.

Als Umrechnungskurs maßgebend US-Dollar 0,30 = DM 1.—.

Versandkosten: DM 2,10 pro Jahr.

Otto Meissners Verlag

Gegründet 1848 in Hamburg

jetzt: (20a) Schloß Bleckede a. d. Elbe

Vertreter: Dürer-Verlag, Buenos Aires.

Wir stellen fest:

„Jede Nation, die leben will, muß sich auf den Krieg vorbereiten".
Montgomery in Zürich, Anfang 1949.

„Jede Verherrlichung des Krieges als heldenhafte menschliche Betätigung ist verboten".
Vorschrift der amerik. Besatzungsbehörde für deutsche Schulbücher.

*

Das rechtsstehende Mouvement Socialiste d'Unité Française wurde „des Komplotts gegen die innere Sicherheit des Staates" bezichtigt und verboten. Die Kommunistische Partei wurde nicht verboten.

Der Schriftsteller und Pariser Professor Bardèche befindet sich immer noch im Untersuchungsgefängnis in Fresnes, obwohl eine Reihe französischer Schriftsteller aller politischen Lager darauf hinwiesen, „daß mit dieser ungerechtfertigten Herausforderung alle unsere Freiheiten ihren Wert verlieren".

*

England entsprach **nicht** dem amerikanischen Auslieferungsbegehren im Falle des Kommunisten Gerhard Eisler, der in Ostdeutschland den Kampf gegen die Alliierten organisieren soll.

Warum verfuhr man in Europa so ganz anders, wenn es darum ging, Auslieferungsbegehren der Oststaaten zu entscheiden? Zehntausende von Angehörigen aller europäischen Völker wurden von den Alliierten ausgeliefert und dann auf viehische Weise ermordet. Noch heute wird diese Methode ungestört fortgesetzt.

Der republikanische Abgeordnete Rankin meinte im Kongreß dazu: „Die britischen Gerichte scheinen sich in kommunistenfreundliche Körperschaften von der Art unserer Atomenergiekommission verwandelt zu haben."

Wir wollen nur eines fragen: Wenn man in England und den USA selbst nicht gewillt ist, den Kommunismus zu bekämpfen, warum sollen sich dann andere totschlagen lassen? ...

*

Eine Gruppe von Deutschen befindet sich noch in Harbin. Alle Versuche, sie in die alte Heimat zurückzuschaffen sind an der völligen Mittellosigkeit gescheitert. Die Ausreisegenehmigung soll erteilt werden, wenn sich die Deutschen auf Dampfern einschiffen, die im regelmäßigen Tourendienst Dairen anlaufen. Da Dairen z. Zt. nur von Schiffen angelaufen wird, die zwischen der Mandschurei und Japan verkehren, müßte die Ausreise über Japan erfolgen. Ein neues Hindernis entsteht dadurch, daß die amerikanischen Behörden in Japan den Deutschen die Einreise nicht bewilligen ohne eine Garantie von 1000 Dollar, was ihnen natürlich nicht möglich ist.

★ Confitería Viegener Otto ★

CRAMER 2499 — T. A. 76-2532

VIANORD

DAS SKANDINAVISCHE REISEBÜRO

FLUG- UND SCHIFFSPASSAGEN VON UND NACH EUROPA — LIEBESGABENPAKETE

BERATUNGEN IN EINWANDERUNGSANGELEGENHEITEN

Vormerkung von Hotelzimmern.

T. E. 35-7912 SUIPACHA 156 - BUENOS AIRES T. E. 35-0485

Librería Meller

Große Auswahl in deutschsprachigen Büchern.

Avenida Maipú 1472

T. E. 741-4151

Vicente López F. C. N. G. B. M.

Verhüten Sie Haarausfall und Schuppenbildung!

LOCION CAPILAR

CARLOS MAYR

soll in keinem Haushalt fehlen.

HAARPFLEGEND UND WURZELSTÄRKEND.

Zu haben bei:

Farmacia Franco Inglesa und Murray; Venzmer - Cabildo 1855; Carlos Mayr - Córdoba 859.

Steinhauser

Der Ostasiatische Verein Hamburg-Bremen gab bekannt, daß von 300 Deutschen, die sich bei Kriegsende in der Mandschurei aufhielten, noch keiner in die Heimat zurückgekehrt ist. Die meisten sollen nach Zentralrußland und Sibirien deportiert worden sein. Deutsche Regierungsstellen haben sich um diese Frage noch nicht gekümmert.

*

Die IRO soll nach deutschen Zeitungsmeldungen noch in diesem Jahr aufgelöst werden. Diese mächtige Einrichtung der UN hat sich nicht der deutschen Vertriebenen angenommen, die erst nach Gründung der UN zu Millionen von Haus und Hof gejagt worden sind, während andere Millionen in Mitgliedstaaten der UN ermordet wurden.

*

Professor Dr. Hugo Eckener kam jetzt von einem Besuch in den USA zurück. Ein Reporter der Münchener „Abendzeitung" bestürmte den Pionier der Luftschiffahrt. „Die Welt ist ein großer Saustall", sagte Eckener, „und wenn Sie ein guter Journalist sind, können Sie daraus ein wunderbares Interview machen."

Der bekannte Innsbrucker Bergführer Sepp Ramersdorfer, während des Krieges Oberleutnant der Reserve in einem Regiment der Schutzpolizei, wurde jetzt von der österreichischen Polizei festgenommen und an Tito-jugoslawien ausgeliefert! Dort wurde er inzwischen bereits getötet. Verantwortlich für diesen unfaßbaren Vorgang dürfte das österreichische Innenministerium sein.

*

„Vor überfülltem Zuhörerraum wurden vom Oberhauser Schöffengericht fünf ehemalige KZ-Häftlinge oder politisch Verfolgte freigesprochen, die von ehemaligen Nationalsozialisten wegen Amtsanmaßung, Diebstahls oder Hehlerei angeklagt worden waren. Die Beweisaufnahme ergab, daß die Angeklagten im Frühjahr 1945 in Wohnungen von Nationalsozialisten Wäsche, Kleider und Wertsachen beschlagnahmt haben. Der Freispruch wurde damit begründet, daß Amtsanmaßung und Diebstahl nicht nachgewiesen werden konnte und außerdem anzunehmen sei, daß die Beschuldigten mit Billigung der amerikanischen Behörden gehandelt hätten". W. A. Z.

CARITAS SUIZA

CENTRAL SUIZA DE CARIDAD

MONTEVIDEO 434, 2.° piso **BUENOS AIRES**

Unser Grundsatz: DIENEN anstatt Verdienen.

▪ ▪ ▪ ▪

Trotz teilweiser Besserung brauchen die in der Heimat von den verschiedenen Hilfsstellen betreuten Kinder, Heimkehrer, Flüchtlinge und Kriegsverletzte noch immer unsere Hilfe.

Die aus dem Paket - Verkauf erzielten Ueberschüsse und alle uns zugehenden Spenden werden von uns in diesem Sinne verwendet. Jedes durch uns gesandte Paket bedeutet daher auch eine Hilfe für die vielen unbekannten Bedürftigen.

Auskünfte und Bestellungen: Montag, Mittwoch und Freitag von 10—17 Uhr. Schecks und Giros auf Order "Caritas Suiza"

ISABEL C. H. de OCAMPO
Delegierte für Südamerika.

Deutsche Buchgemeinschaft für Südamerika (El Buen Libro) • SUCRE 2356 BUENOS AIRES

Das Buch des Monats

Die Feuerzangenbowle von Heinrich Spoerl

Eine Lausbüberei in der Kleinstadt.

(ab 15. Juli lieferbar)

Vollständige Bücherlisten und Bedingungen durch

Verlag "El Buen Libro", Sucre 2356, Buenos Aires, T. E. 76 - 9353

Deutsche Tienda in Florida

Casa May

Damen-, Herren- und Kinderwäsche, Guardapolvos, Handarbeiten, Geschenkartikel, Kinder- u. Babyartikel

Av. San Martín 1823 -- Florida F. C. C. A.

Dr. W. RÖHMER

früherer Chefarzt und Chirurg des Dt. Hospitals. Langj. Assistent deutscher Universitätskliniken.

Innere Medizin, Chirurgie, Frauenkrankheiten, Geburtshilfe, Röntgen, Diathermie.

CORDOBA 785 - T. E. 31 - 0277

Täglich 15—17 Uhr außer Mittwoch

Wohnung: Vicente López FCCA. Av. San Martín 1306

Sprechstunden in der Wohnung morgens nach telef. Verabredung 741 - 4476

WIENER RADIOTECHNIKER

PAMPA 2374 T. E. 76 - 0020 CHILE 619

Radios

Schallplatten - Elektrizität

SPIELWAREN

Juguetería "GERMANIA"

Santa Fe 2419 - T. E. 44 - 4247

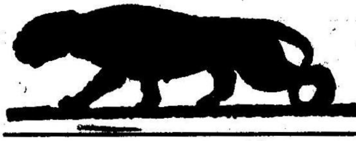
Juguetería "ZEPPELIN"

Santa Fe 1412 - T. E. 44 - 2369

SCHNEIDEREI REGEHR

Günstige Gelegenheit in neuen überfälligen Maßanzügen zur Hälfte des Preises, auch für starke Figuren. Ebenso einz. Hosen, Regenmäntel usw. Reinigen, Aenderungen, Reparaturen.

Viamonte 354 T. E. 31-2552 Buenos Aires



PELZE

RODOLFO MEINZER

CHARCAS 1526 BUENOS AIRES

T. E. 44 - 6558

Große Offerte in:

Mundharmonikas — Akkordeons, Piano-Akkordeons, Guitarren, Violinen Kontrabässe und Zubehör. Saiten für sämtl. Instrumente — Ersatzteile für Pianos u. Jazzinstrumente. Musikschulen und Noten aller Art.

★

ANTIGUA CASA DE MUSICA

GINO DEL CONTE

PARANA 326 T. E. 35 - 8533 BS. AIRES

DEUTSCHE MASS-SCHNEIDEREI

Hermann Mielke

BOLIVAR 1063 T. E. 34 - 0872

Für Ihr Heim, Büro oder Fabrik

Elektrische Wand- und Tischuhren — Wecker. Aufziehuhren aller Klassen. — Reiseuhren.

Füllhalter und Stifte aller Marken.

Bürobedarf und Büromaschinen.

Eigene Reparaturwerkstätte für Füllhalter und sämtliche Uhren.

CASA **Stolzenberg**

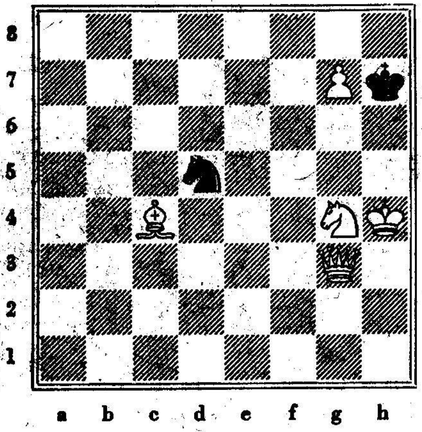
S. R. L. — Capital: 100.000.— c/l.

RECONQUISTA 358 T. E. 31 - 4310

SCHACHECKE

24. AUFGABE.

Von *Miroslav Havel* in Prag.
(Tidskrift för Schack, 1916)



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der 23. Aufgabe: 1. *Lc1—f4.* Abspiele: 1. ... *Kxf4.* 2. *Dd4* matt; 1. ... *Dxf4.* 2. *Sxf6* matt; 1. ... *Kd5* oder anders. 2. *Dc4* matt.

Richtig gelöst von den Herren Hermann Höhlke, Córdoba; Otto Lienau, Buenos Aires und W. Schmuck, Buenos Aires.

Aufgabe 22 wurde noch richtig gelöst von den Herren: Josef Grisar, Rio do Sul; Josef Himmel, Leandro Alem, Misiones; W. Schmuck, Buenos Aires; Gerd von Schütz, M. Guerrico, FCNGR; Alban Stolz, Hohenau, Paraguay; Hugo Stumpf, Rio de Janeiro (Ihrem Wunsche wird gerne entsprochen); Robert Thumm, Col. Carlos Pfannl, Paraguay; Gustav Wörner, Termuco, Chile (auch Nr. 21 richtig gelöst).

ÄRZTE-TAFEL

Prof. Dr. HINZE
Neuzeitliche Zahnbehandlung
Röntgenuntersuchung
Moderner Zahnersatz
ESMERALDA 421 — T. E. 31-7314

Dr. PAUL MEHLISCH
Médico Psiquiatra
Innere Medizin, Nerven- und Kinderkrankheiten
Von 14—16 Uhr
CALLAO 1134 — T. E. 41-2352

Dr. H. MÜNSTER
Sprechstunden: Dienstag u. Donnerstag 15—17.
Sonnabend 16—18 Uhr oder nach Vereinbarung.
CORDOBA 838 VI
Tel. Anmeldung erbeten: T. E. 32-0886
Privat: 741-5857

Dr. MAX NEVE
Facharzt für Chirurgie
Montag, Mittwoch, Freitag von 15—17 Uhr
CORDOBA 838 - T. E. 32-0886
Privat: T. E. 41-7248

Dr. PEPPERT
von 17—21 Uhr. Innere u. Frauenkrankheiten.
Arzt der Gesellschaft für Naturheilverfahren.
Gerichtsarzt der Fakultät von Buenos Aires.
X-Strahlen.
CABILDO 2412 — T. E. 73-5441

Dr. FEDERICO E. AUGSPACH
Médico Cirujano
Lunes, Miércoles y Viernes de 14 a 16 hs.
CHILE 1449 - 2.° piso D — T. E. 38-7419
Privat: T. E. 73-8562

Dr. DINKELDEIN
Innere und Hautkrankheiten
Naturheilverfahren - Homöopathie
Sprechstunden von 11—12 und 17—20 Uhr.
MONROE 2689 — T. E. 76-0038

PIANOS CASA E. SCHÄRER
SOLIS 619 — T. E. 38-8578

ALLES FÜR DEN SPORT
bei
ALAS-SPORT
Auch Paket-Versand E.R.O.S.
Agentur Nr. 1
SARMIENTO 521 — T. E. 31-3313

AUTO-REPARATUR-WERKSTATT

FEDERICO MÜLLER

AVENIDA VERTIZ 696 — T. E. 76-2646 y 2335

MERCEDES BENZ-KUNDENDIENST

Garantiert sorgfältigste Ausführung jeder Art Reparaturen von Autos aller Marken durch bestgeschulte Fachleute

Gewissenhafte Bedienung. Ersatzteile für alle Marken. Mäßige Preise

Kauf und Verkauf von gebrauchten Wagen zu günstigen Bedingungen.

Richard Wagner

FEINE MASS-SCHNEIDEREI

Aenderungen — Reinigen — Bügeln

TUCUMAN 305 — T. E. 31 Retiro 0715

Herren- und Damen-Schneiderei

für Mode und Sport

Eleganter Sitz - Reelle Preise - Garant. Arbeit.

FRANZ KOEHLDORFER

Sucre 2480 — T. E. 76-5767

Schöne Geschenkartikel

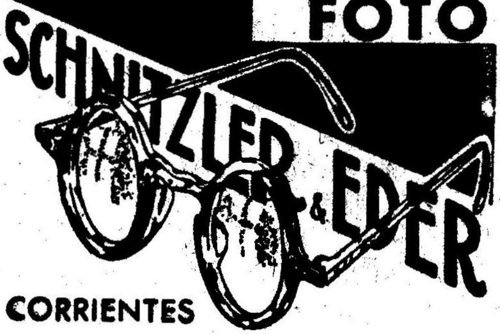
Gestickte Blusen, Träger- und Kleider-Schürzen, praktische Handarbeits-Schürzen und Beutel. Schöne Nachthemder, Bettjäckchen, Strümpfe und Unterwäsche für Damen u. Herren. Decken in vielen Größen und aus verschiedenen Stoffen, mit und ohne Servietten. Schöne Babyartikel, vorgezeichnete Handarbeiten und gute Hand- und Geschirr-Tücher empfiehlt das Deutsche

Wäsche- und Handarbeits-Geschäft

Herta Lieberwirth

CABILDO 1519

OPTICA FOTO



CORRIENTES 928 — T.A. 35 LIBERTAD 1595

Restaurant "Adler"

Vorzügliche Küche - Gepflegter Bierausschank

CABILDO 792 — T. E. 73-4878

Fiambrería-Rotisería "BÜCKLE"

Reiche Auswahl in Wurst- und Räucherwaren.

Delikatessen und Getränke.

Spezial-Platten auf Bestellung.

Av. MAIPU 1468 - Vic. López - T. E. 741-5001

Gute Unterwäsche und Strümpfe für Damen-Herren-Kinder

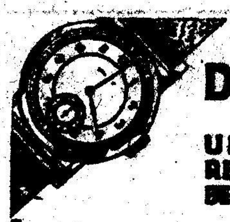
Baby-Aussteuern

Kinderkleider

GROSSE AUSWAHL,
PREISWERTE, GUTE WARE,
REELLE DEUTSCHE BEDIENUNG

WERKZEUGE
für Feinmechaniker,
Uhrmacher und
Goldschmiede.
Uhrenersatzteile
Silber in Blechen und
Drähten
SILBERLOTE

CASA DILLENIUS
gegründet 1888
Libertad 40 T. E. 38-6074 Buenos Aires



DIE GUTE UHR
UND
REPARATUR
BEIM FACHMANN
BÖSENBERG HNOS
RIVADAVIA 633 T.A. 34-2939

Feine Lederwaren
CARLOS FIRNSCHROTT
PAMPA 2428 T. E. 73 PAMPA 5179

Heriberto Ohme
Leipziger Pelzfachmann
PARANA 1019 - T. E. 41-9582 - BS. AIRES

Kunstgewerbe
Casa Venzmer
CABILDO 1855 T. E. 73-8787 BS. AIRES

FARMACIA
MURRAY
FLORIDA Ecke LAVALLE
U.T. 32-1514 u. 0207, Bs. Aires

Möbel-Fabrik "Hansa"
SCHLAFZIMMER · ESSZIMMER · POLSTERMÖBEL · PULLMAN-MATRATZEN
Großes Lager an fertigen Möbeln immer preiswert.
GEBRÜDER WEHRENDT
CIUDAD DE LA PAZ 2246—52 T. E. 76 - Belgrano 0229

Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch. Schriftleiter: Gustav Friedl. - Im Dürer-Verlag, Bs. Aires. Schriftleitung: Casilla Correo 2398. Sarmiento 542, T. E. 34 - 1687. Anzeigen-Annahme: H. Müller, T. E. 32 - 2941. - Druck: Imprenta Mercur, Rioja 674. Sämtliche in Buenos Aires. Das Titelbild ist ein Holzschnitt von Rudolf Warnecke, Dinkelsbühl, November 1948. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Der Weg erscheint am 5. jeden Monats.

Der „Weg" ist in Buenos Aires in den deutschen Buchhandlungen erhältlich. Vertreter nunmehr in allen Staaten Süd- und Nordamerikas, in allen Staaten West- und Nord-Europas, im Vorderen Orient, Indien und Südafrika. (Das ausführliche Verzeichnis „Vertreter und Preise" mußte in diesem Heft aus Raumgründen fortfallen.)

Printed in Argentine. Impreso en Argentina.